

WALTER LÜTHI

Der
Römerbrief

ausgelegt für die Gemeinde

Digitalisierung

Mit freundlicher Genehmigung der Nachkommen des Verfassers (Rechteinhaber).

Eingelesenes Original:

Titel: Der Römerbrief – ausgelegt für die Gemeinde
Autor: Walter Lüthi
Verlag: Friedrich Reinhardt, Basel
Erste Auflage: Keine Angabe (1955)
Aktuelle Auflage: Keine Angabe

Digitale Ausgabe:

Hans Käser, Bern, Schweiz - Version 2024/11
Dateiname: luethi-roemer.pdf

Rechtliches

Die Digitalisierung und die Verbreitung dieses Werkes im Internet bedeutet keineswegs, dass nun auch die Urheberrechte aufgehoben wären. Die Richtlinien für die neue Form der Nutzung und Verbreitung dieses Werkes sind lizenziert auf der Grundlage einer



"Creative Commons-Lizenz 4.0"

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Aus diesen Lizenzbestimmungen möchten wir folgenden Grundsatz unterstreichen: **Das Dokument darf vielfältigt und verbreitet werden, aber ausschliesslich zu nicht kommerziellen Zwecken und unter der Bedingung, dass Inhalt (einschliesslich der Angaben zu Digitalisierung, Rechtlichem und Lizenz), Aufbau, Gliederung und Wortlaut dem unter <http://walter-luethi.ch/> veröffentlichten Original entsprechen.**

Zitate:

Zitate müssen entsprechend gekennzeichnet werden: Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe¹; Zudem: Seitenangabe(n); Lizenzangabe: Creative Commons-Lizenz: CC-BY-NC-ND (Link oben).

Die Absicht dieser Lizenz:

Das angestrebte Ziel besteht darin, einerseits die Texte von Walter Lüthi einer möglichst breiten Leserschaft kostenlos zugänglich zu machen, aber sie gleichzeitig bestmöglich vor jeder Art von Veränderung, Fälschung oder auch Kommerzialisierung zu schützen.

Hans Käser in Absprache mit den Rechteinhabern

¹ Solange der Link zum Dokument funktioniert, genügt dieser für Autor, Buchtitel, Untertitel; Herausgeber, Dateiname und Version der digitalen Ausgabe:
<http://walter-luethi.ch/predigtbaende/luethi-roemer.pdf>

Inhalt

VORWORT	7
RETTUNG	13
DER BOTSCHAFTER	1,1-714
DIE BOTSCHAFT	1,8-17..... 22
AN DIE HEIDEN.....	1,18-32..... 32
AN DIE JUDEN.....	2.....43
DIE GERECHTIGKEIT DER UNGERECHTEN.....	3..... 55
ABRAHAM, DER MISSLUNGENE GEGENBEWEIS.....	4..... 67
ERNEUERUNG	78
FRIEDE MIT GOTT.....	5,1-11..... 79
CHRISTUS UND ADAM.....	5,12-21..... 89
DAS NEUE MENSCHENBILD	6,1-14..... 100
DER EINGETRETENE HERRSCHAFTSWECHSEL.....	6,15-23..... 109
DER GUTE KAMPF DES GLAUBENS	7..... 118
DIE FREIHEIT IM GEISTE	8,1-17..... 129
HERRLICHKEIT	8,18-30..... 139
DIE ANBETUNG DER LIEBE GOTTES.....	8,31-39..... 149
ERWÄHLUNG	159
DIE MAJESTÄT DER WEGE GOTTES	9..... 160
DIE SCHULD DER VERSTOCKUNG.....	10..... 172
DAS MYSTERIUM DER BARMHERZIGKEIT	11..... 182
AUFTRAG	194
ERMAHNUNG ZUM «VERNÜNFTIGEN» GOTTESDIENST	12,1-2..... 195
DAS MASS DES GLAUBENS	12,3-8..... 205
DIE MACHT DER LIEBE GOTTES	12,9-21..... 214
DER STAATSGEWALT UNTERWORFEN AUF HOFFNUNG	13..... 225
DIE SCHWACHEN UND DIE STARKEN	14,1 - 15,13..... 237
DIENER CHRISTI UNTER DEN HEIDEN.....	15,14-33..... 250
ÖKUMENISCHE GRÜSSE	16..... 260

Der Römerbrief

Ausgelegt für die Gemeinde.

Es handelt sich hier, wie bei allen Auslegungen biblischer Bücher durch Walter Lüthi, um Predigten. Der Römerbrief als Gemeindepredigt! Hier wird kräftig mit dem Vorurteil aufgeräumt, dass der Römerbrief, dessen erste Leser fast durchwegs Männer und Frauen aus dem Volk sind, heute für die einfachen Gemeindeglieder beinahe unverständlich sei. Im Mittelpunkt dieser Auslegung steht die Gnade, aus der Paulus selber lebt. Der Verfasser zeigt eindringlich, dass das grosse Anliegen des Apostels im Römerbrief darin gipfelt, diese Gnade allen Menschen, Christen, Juden und Heiden, anzubieten. So ist das Verständnis des Römerbriefs nicht eine Bildungsfrage. Es kommt darauf an, dass wir dieses gewaltige Geschenk Gottes, allen Widerständen und Anfechtungen in uns zum Trotz, bedingungslos annehmen.

Walter Lüthi teilt den Römerbrief in vier grosse Abschnitte ein: Rettung, Erneuerung, Erwählung und Auftrag. Ohne Moralisieren, allein von der Gnade ausgehend, setzt sich der Verfasser auf Grund einer wortgetreuen Auslegung des Textes mit dem Zeitgeist auseinander und rüstet so den Leser aus für den weltanschaulichen Kampf, der ihm verordnet ist.

Lüthi's Sprache ist herb, klar, anschaulich. Da ist nichts von verschwommenen religiösen Stimmungen. Der Leser wird vielmehr öfters aufgerüttelt und auf den Boden der Wirklichkeit gestellt. Dies dient aber nur dazu, um ihm die Augen für die grosse Botschaft der Rechtfertigung durch den Glauben zu öffnen.

*Dieses Buch sei unserem Gemeindeglied
Frau Gertrud Kurz
gewidmet, welche in dieser Zeit eine Mutter
vieler Juden und Heiden geworden ist.*

Vorwort

Wie der Jude Saulus ein Christ wurde, ist nachzulesen im neunten Kapitel der Apostelgeschichte. Wie es aber dazu kam, dass der Christ Paulus ein Lehrer der Kirche wurde, so dass schliesslich das Hohe Lied der Gnade, der Römerbrief, entstehen durfte, darüber vernehmen wir einige, wenn man so sagen will, biographische Einzelheiten in seinem zweiten Brief an die Korinther. Bevor wir an die Auslegung des Römerbriefes herantreten, wird es hilfreich sein, über das, was der Lehrer, Prediger und Sänger der Gnade dort erzählt, sich ein Bild zu machen. Paulus schreibt dort: «Und auf dass ich mich nicht der hohen Offenbarungen überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf dass ich mich nicht überhebe. Dafür ich dreimal zum Herrn gefleht habe, dass er von mir wiche. Und er hat zu mir gesagt: Lass dir an meiner Gnade genügen; denn meine Kraft ist in den Schwachen mächtig (2. Kor. 12,7-9).

Soll das ein Trostpreis für Verlierer sein, für solche, die im Leben zu kurz gekommen sind, wenn Christus hier dem Apostel mitteilt: «Lass dir an meiner Gnade genügen», oder, wie es wörtlich heisst: «Meine Gnade ist für dich genug»? Wenn alle Lose, die einer im Leben gekauft und die ihm zugefallen sind, Nullen und Nieten waren, soll man sich dann dessen getrösten, dass man wenigstens die Gnade hat? Im Gegenteil! Wenn einer das Leben auf der ganzen Linie meint gewonnen zu haben, wenn er das grosse Los gezogen hat im Beruf, das grosse Los im Blick auf die körperliche und seelische Gesundheit, das grosse Los in der Ehe, das grosse Los mit den Kindern, wenn da lauter Höhepunkte und Spitzenleistungen zu verzeichnen sind - und man hat Gottes Gnade nicht, dann waren es lauter Nullen und Nieten; denn dann gilt Christi Wort: «Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt eroberte, und nähme doch Schaden an seiner

Seele!» Vieles im Leben ist mehr oder weniger wichtig, minder oder mehr nötig - die Gnade aber ist «das Eine, das not tut». Und vieles mag uns im Leben tatsächlich versagt bleiben oder genommen werden - wenn nur die Gnade bei uns bleibt. Das meint wohl der vielgeprüfte Mann des 73. Psalmes, wenn ihm nach gründlichem Nachdenken schliesslich die Erkenntnis zufällt: «Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde...»

«Meine Gnade ist für dich genug» - was heisst «genug»? genug wozu? Es gibt bekanntlich Bedauernswerte, von denen die Rede geht, sie hätten «zuwenig zum Leben und zuviel zum Sterben». Christus meint hier offenbar, seine Gnade sei auf alle Fälle genug zu beidem, zum Leben und zum Sterben. Genug zum Leben. Die Gnade genügt, um einem Leben Sinn und Inhalt zu geben, und wäre es das Leben eines Blindgeborenen. Und auch zum Sterben genügt sie. Ja es gibt ausser der Gnade nichts sonst, das zum Sterben genügen könnte. Alles ausser der Gnade erweist sich auf dem Todbett als ungenügend. In der Todesviertelstunde bleibt allein die Gnade. Der vom Geiste des Evangeliums durchdrungene Franzose und Katholik Georges Bernanos beschliesst sein «Tagebuch eines Landpfarrers» mit einem überraschenden Brief, in welchem er einen Sterbenden schildert, der als Gast bei einem Freund eingekehrt ist, in der Nacht einen Blutsturz hat und fühlt, dass sein Ende naht. Es ist sofort zum Priester gesandt worden, dass er die Letzte Ölung bringe; aber der Mann stirbt, bevor der Priester da ist. Mit dem letzten Rest an Lebenskraft, die dem Sterbenden bleibt, haucht er seinem Gastfreund die Worte ins Ohr, womit dieses bedeutsame Tagebuch schliesst: «Was macht das schon aus? Alles ist Gnade.» Der Priester kann zu spät kommen, was macht das schon aus? Der Herr der Gnade kommt nicht zu spät. So voll genügend ist die Gnade. Man beachte dabei, dass es Christus ist, der hier redet: «Meine Gnade», sagt er. Wir denken leicht an Papier und Theorie, wenn wir von Gnade reden. Die Lehre

von der Gnade in Ehren, aber die Gnade selber ist mehr als die Lehre darüber, sie ist Ereignis, sie ist eine Geschichte, die Christus mit einem Menschen, hier mit dem Apostel Paulus, hat. Christus hat hier einen verlorenen Menschen mit Namen Saulus gesucht, war hinter ihm her, hat ihn eingeholt, gestellt, hat ihn verhaftet weggeführt und - in Dienst genommen. Der Verlorene ist ein Geretteter, der Feind und Verfolger ist Freund und Nachfolger geworden. Das ist Gnade, dass Christus Verlorene sucht, rettet und braucht. Und diese «Gnade ist für dich genug». Von da an galt das ganze Leben des Apostels diesem einen Ziel, den Frommen und den Gottlosen, den «Juden und den Griechen» diese Gnade anzubieten, alle Menschen und alle Kreatur einzubeziehen in diese Gnade. Unter allen Schriften des Apostels geschieht das am eindeutigsten eben im Römerbrief, den wir hier der Gemeinde ausgelegt haben.

Es handelt sich auch hier, wie bei allen bisherigen Publikationen des Verfassers, um Gemeindepredigten. Die erste wurde gehalten am 23. August 1953, die letzte am 2. Januar 1955. Es ist somit das Wort, das die Predigtgänger einer europäischen Stadt in den Sonntagmorgengottesdiensten zu hören bekamen. Einige geringfügige, allzu örtlich und zeitlich bedingte Nebensächlichkeiten liess ich in der nachträglichen Überarbeitung weg.

Der Römerbrief steht im Gerücht, für die Gemeinde besonders schwer zugänglich zu sein und sich aus diesem Grunde nicht besonders für den Predigtgottesdienst zu eignen. Dieser «üblen Nachrede» stehen zwei Tatsachen entgegen: Wie aus dem letzten Briefkapitel hervorgeht, dachte Paulus nicht entfernt daran, hier eine Vorlesung für Akademiker zu schreiben. Die allerersten Leser dieses Briefes sind Leute, die in ihrer überwiegenden Mehrheit aus dem Volke stammen, darunter auffällig viele Frauen, Freigelassene und Sklaven. So hat es gleich von Anfang an unter den Lesern des Römerbriefs «nicht viel Weise nach dem Fleisch»

gegeben. Die seltsame Theorie, dass eine Predigt so niveaumäßig, so billig und so angepasst wie möglich sein müsse, stimmt eben hinten und vorn nicht, auch nicht im Blick auf die heutige Christengemeinde. Die Literatur, die man heutzutage bei Hausbesuchen auf Nachttischen und Büchergestellen antrifft, verrät, dass auch der Christ von heute, sofern er überhaupt denkt - und wie sollte ein Christ seinen Verstand nicht brauchen? -, ganz ohne Unterschied des Standes und des so genannten Bildungsgrades, es sich durchaus nicht billig macht. Übrigens auch das Theater, wenigstens da, wo es nicht nur die undiskutierbaren klassischen Platten abspielt, sondern sich ernsthaft aufs Glatteis der Zeitprobleme hinausbegibt, verlangt vom Besucher ein Stück nachdenkender Mitarbeit. Es ist nicht einzusehen, warum das ausgerechnet in der Kirche nicht so sein soll. In christlichen Gottesdiensten treffen wir zur Zeit des Paulus wie heute zwar nicht immer gelehrte, aber doch nachdenkliche Menschen. Es ist sehr bezeichnend, dass bei Anlass kirchlicher Tagungen, zum Beispiel an den evangelischen Kirchentagen Deutschlands, die Leute, und zwar jung und alt von Stadt und Land, mit Bibel, Notizbuch und Bleistift ausgerüstet dasitzen und nachschreiben, so dass ein Teilnehmer den Ausdruck prägte, der mir für moderne Gottesdienstbesucher überhaupt sehr zutreffend scheint: «Gottes grosses Kolleg». Der Christenmensch, der damals am Tiber wie heute am Rhein oder an der Aare mitten in der Auseinandersetzung mit dem Zeitgeist steht, begnügt sich eben nicht mit einem unbestimmten religiösen Erlebnis, sondern will ausgerüstet werden für den weltanschaulichen Kampf, der ihm von montags bis samstags verordnet ist. Die Gemeinde hat ein Recht auf biblische Kopfkürung und Lehrsubstanz, das Recht auf «feste Speise».

Die eigentliche Schwierigkeit des Verständnisses liegt aber beim Brief an die Römer nicht in der Form, sondern in der Sache. Die Sache des Römerbriefes selber, die Gnade ist es,

die sowohl bei «Juden wie Griechen» nicht ohne weiteres Anklang und Eingang findet. Anders lägen die Dinge bei der Gesetzes- oder gar Moral-Predigt. Wie weit verbreitet und wie selbstverständlich alles Predigen überhaupt als Moralpredigt angesehen und eingeschätzt wird, geht aus folgender kleinen Begebenheit hervor: Ein evangelischer Pfarrer, der mit seiner Körperbeschwerde im Sprechzimmer des Arztes sitzt, sollte eine intravenöse Einspritzung bekommen, wobei der Arzt trotz allen eifrigen Suchens keine geeignete Ader findet. Schliesslich legt er die Spritze weg mit dem Seufzer, die Arbeit eines Predigers sei eben nicht dazu angetan, die Adern hervortreten zu lassen, worauf die assistierende Schwester den leisen Unmut schlagfertig in Humor umwandelt mit der Bemerkung: «Höchstens die Zornesader auf der Stirn.» Die «Zornesader auf der Stirn des Predigers», man sieht sie im Allgemeinen gar nicht so ungern, weil sie dem Zuhörer ein gewisses Recht verschafft, die Predigt nicht ernst zu nehmen. Bei der Predigt über Römerbrieftexte (nicht nur hier, aber hier besonders) würde es darum gehen, dass auf der Stirn des Predigers die «Gnaden-Ader» sichtbar würde. Hier aber, wo das Wort von der Gnade ergeht, hier haben es Prediger und Gemeinde nun mit ganz anderem, aus der Tiefe aufbrechendem Widerstand zu tun, und das ist die Anfechtung. Eine Gnade, die genug ist zum Leben und zum Sterben, sie kann nicht anders, als angefochten sein. Sie wird zur Zielscheibe heftigster Angriffe der Finsternis. So sehr der Teufel sich über jede Moralpredigt freut, so besorgt wird er über jede Gnadenpredigt, denn hier geht es um «die Kraft, die rettet alle Glaubenden», und das kann dem Verderber nicht gefallen. Das eben ist der Grund, warum wir als Christen ausnahmslos unsere liebe Not mit der Gnade erleben. Eben die Gnade ist es, die wir mit so viel Mühe festhalten, eben sie schwindet uns immer neu wieder aus dem Blickfeld, sie droht uns in einem fort mit Unkraut umwachsen und überwuchert zu werden. Ein gut Teil evangelischer

Seelsorge besteht nicht umsonst darin, den Menschen den Blick auf die Gnade wieder freizulegen. Da drüben im Stadtwald, dort am Rande des Absturzes gegen die Aare hinunter, steht eine Bank, von welcher aus man einen selten grossen Blick auf die Alpen hat. Aber die Lichtung, welche den Durchblick ermöglicht, wird durch Jungholz wieder zugewachsen und muss alle paar Jahre wieder ausgeforstet werden. So wird uns Christen der Durchblick auf die Gnade immer wieder von den Sorgen der Zeit und von den Reichtümern der Welt verwachsen, und nicht nur alle paar Jahre, sondern Sonntag für Sonntag, ja täglich haben wir es nötig, den Durchblick auf die Gnade freigelegt zu bekommen. Es ist hohe Zeit, dass das in der Christenheit, vorab in der Kirche der Reformation, immer kräftiger und eindeutiger geschehe, nicht allein auf dem Katheder, sondern nun auch auf allen Kanzeln. Wenn vorliegende Predigt des Römerbriefes in dieser Richtung ein wenig Mut und Getrostheit wecken darf, dann ist sie nicht umsonst gewesen.

Bern, am 5. Januar 1955

Der Verfasser.

Rettung

Der Botschafter

¹ Paulus, ein Knecht Jesu Christi, berufen zum Apostel, ausgesondert, zu predigen das Evangelium Gottes, ² welches er zuvor verheissen hat durch seine Propheten in der heiligen Schrift, ³ von seinem Sohn, der geboren ist von dem Samen Davids nach dem Fleisch ⁴ und kräftig erwiesen als ein Sohn Gottes nach dem Geist, der da heiligt, seit der Zeit, da er auferstanden ist von den Toten, Jesus Christus, unser Herr, ⁵ durch welchen wir haben empfangen Gnade und Apostelamt, unter allen Heiden den Gehorsam des Glaubens aufzurichten unter seinem Namen, ⁶ unter welchen ihr auch seid, die da berufen sind von Jesu Christo, - ⁷ allen, die zu Rom sind, den Liebsten Gottes und berufenen Heiligen: Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus! Römer 1,1-7

Es handelt sich der Form nach um einen Brief. Das erkennt man hier noch deutlich, während man es in den späteren Partien weniger beachtet, bis dann gegen den Schluss zu, wo die Ermahnungen und Grüsse stehen, der Briefcharakter wieder sichtbarer hervortritt. Der Briefanfang ist so beschaffen, wie damals eben ein ordentlicher Brief zu beginnen pflegt; vorab trägt ein antiker Brief den Absender. Es ist somit nicht persönliche Unbescheidenheit, sondern Brauch und Sitte, wenn der Name Paulus voran steht. Zur Zeit der Abfassung des Römerbriefes befindet sich Paulus in Korinth. In der Apostelgeschichte wird erzählt, dass er sich am Schluss seiner dritten Missionsreise von Ephesus her über Mazedonien nach Griechenland begibt, wo er drei Monate zubringt, um sich dann Jerusalem zuzuwenden. Hinter dieser knappen Notiz würde niemand vermuten, dass sich hier eine der wichtigsten Begebenheiten im Leben des Apostelmissionars zugetragen hat, nämlich die Abfassung des Briefes an die Römer. Paulus wohnte damals im Hause eines Mannes mit

Namen Gajus. Der Schreiber, dem er den Brief in die Feder diktierte, heisst Tertius. Dies geschah fast sicher während der Monate Dezember, Januar und Februar des Winters 57 auf 58. Dann steht auch gleich die Adresse da: «An alle, die in Rom sind, den Liebsten Gottes und berufenen Heiligen» (7). Ferner gehört zu einem richtigen Brief schon damals, dass man sich das Beste wünscht. Auch solch ein Wunsch fehlt hier nicht, und es ist mehr als nur ein Wunsch -: «Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und dem Herrn Jesus Christus!» (7). Aber nun vermägt der Apostel bei aller Wahrung dessen, was Form und Sitte verlangen, doch schon hier im Briefeingang nicht bei blossen Formalitäten stehen zu bleiben. Was wir hier lesen, sprengt bereits den Rahmen eines normalen Briefeingangs. Schon hier sehen wir Paulus zur Sache hingerissen, um die es ihm immer, so auch in diesem Briefe, geht, und diese Sache ist die Rettung der Welt durch Jesus Christus; wenn je, so gilt hier: «Die Sache ist dein, Herr Jesu Christ, die Sache, an der wir stehen.»

«Jesus Christus, unser Herr.» Es liegt dem Apostel ganz offensichtlich daran, zu betonen, dass Christus der Herr ist. Gleich zweimal wird Jesus in diesem kurzen Briefeingang bei seinem vollen, gleichsam offiziellen, Namen und Titel genannt: «Christus der Herr». Christ sein heisst, einem Herrn angehören. Nun ist es schon rein menschlich ein Glück, einen Herrn zu haben. Dem ist so im privaten Bereich und ist im öffentlichen Leben nicht anders. Das Kind, das keine Kameraden hat, ist zwar bedauernswert; aber eines, das keinen Herrn hat, das also meisterlos aufwachsen muss, ist recht eigentlich ein armes Kind. Die Ehe, in welcher der Mann kein Mann ist, das Haus, in welchem nicht die Eltern das letzte Wort haben, ist ein unglückliches Haus. So ist es auch ein Glück, wenn es in einem Betrieb klar wird, wer befiehlt und wer gehorcht, so dass jedermann weiss, wie die Kompetenzen verteilt und die Verantwortlichkeiten abgegrenzt sind. Und erst im öffentlichen Leben! Ein Volk, das

nur eine Verwaltung hat, aber keine Regierung, ist ein armes Volk. So ist es ein Glück, einem Herrn zu dienen, gleichwie es ein Unglück ist, wenn man «zweien Herren dienen» muss. Wenn dem aber schon unter Menschen so ist, wie unvorstellbar muss erst das Glück sein, Gott, Christus seinen Herrn und Meister nennen zu dürfen und mit dem Apostel und mit allen Christen aller Zonen einzustimmen in das frohe Bekenntnis: «Jesus Christus, unser Herr!»

Von diesem hohen Glück, Gott in Jesus Christus untertan zu sein, ist der Apostel hier getragen. Und wessen sein Herz voll ist, dessen geht sein Mund über. So steht hier gleich in der ersten Zeile seines Briefes, wie wenn er kaum damit hätte zuwarten mögen: «Paulus, ein Knecht Jesu Christi.» Hinter jedem einzelnen Wort liegt hier verhaltener Jubel wie später noch so oft im Römerbrief. Einen Knecht, einen «doulos» nennt er sich, das ist damals ein Sklave. Nun, ein ordentlicher Knecht ist heutzutage bei uns ein gesuchter und geschätzter Mann. Ich hörte letzthin von einem tüchtigen Melker, der eines Tages seinem Meister den Wunsch unterbreitete, er möchte ihm im Kuhstall einen Radio einrichten, damit er während des Fütterns und Melkens mit seinen Tieren zusammen gute Musik hören könne. Und der Meister hatte den Verstand, seinem Knecht diesen Wunsch zu erfüllen, ein Zeichen, wie bereit er ist, alles zu tun, um seinen Arbeiter nicht zu verlieren. - Wenn aber der Apostel sich einen Knecht nennt, so spricht er für damalige Ohren einen verächtlichen Tatbestand aus. So freundlich, ja freundschaftlich sich in einzelnen Fällen das Verhältnis zwischen Herren und Haussklaven gestalten konnte, auf den ganzen Sklavenstand gesehen gab es für den freien Griechen und Römer keinen tieferen Schimpf, als der Freiheit beraubt, eben ein Sklave zu sein. Und bei den Juden steht der volksfremde Sklave auf der Stufe der Immobilien, nicht einmal seine eigene Familie gehört ihm, und Sklavenverstümmelungen kommen nicht selten vor. Und trotzdem, ja deswegen, stellt

sich der Apostel seinen Lesern und Hörern vor als Sklave, als «Knecht Jesu Christi». Und wie gesagt, nicht unter Seufzen nennt er sich so, sondern voll Jubels und Dankes, denn, so widersprechend das tönen mag, wer ein Sklave dieses Herrn sein darf, der ist ein freier Mann. Diese Freiheit besonderer Art jubelt uns aus den Worten entgegen: «berufen zum Apostel, ausgesondert, zu predigen das Evangelium Gottes» (1).

«Berufen, ausgesondert.» Ein Ruf ist an Paulus ergangen, ein Ruf von höchster Stelle; hoch vom Himmel her hat es nach ihm gerufen. Herausgerufen, ausgesondert ist er worden wie einst Abraham, aus Vaterhaus, Verwandtschaft und Vaterland, hineingerufen wurde er und vor Gottes Thron zitiert. Von dieser höchsten Stelle ist ihm Befehl und Auftrag geworden, Gott hat ihn zu seiner persönlichen und direkten Verfügung gestellt. «Berufen und ausgesondert», das ist hier Freiheit. Es gab im Mittelalter jene eigenartige Einrichtung, die Möglichkeit, dass man direkt dem Kaiser unterstellt sein konnte; das waren die «reichsunmittelbaren Städte». Diese waren damit befreit von allen zweit-, dritt- und viertrangigen Fürsten und Oberherren. Weil sie allein dem höchsten Landesherrn unterstanden, erfreuten sie sich besonderer Freiheit. Ein solch «reichsunmittelbarer» Mann ist der Apostel geworden, frei zum Dienst, allein dem höchsten aller Herren untertan. «Berufen und ausgesondert» - beneidenswerte Unabhängigkeit! «Paulus, ein Knecht Jesu Christi, berufen zum Apostel, ausgesondert, zu predigen das Evangelium Gottes.»

«Das Evangelium Gottes» - eine auffällige Formulierung; man würde eher erwarten «das Evangelium Jesu Christi». Paulus will damit hier lediglich andeuten, dass die Sache, an der er steht, weit davon entfernt ist, eine kurzlebige Tageserscheinung zu sein. Er ist berufen und ausgesondert, ein «ewiges Evangelium» zu predigen, es ist längst «zuvor verheissen durch die Propheten in der heiligen Schrift» (2). Gott hat ausser dem Apostel noch andere Knechte berufen und

ausgesondert, Paulus ist nicht der einzige, auch nicht der erste, er sieht sich in eine Reihe mit den Gottesmännern des Alten Bundes gestellt. Was dort verheissen ist, das ist jetzt erfüllt. Verheissen aber ist dort schon der eine Jesus Christus, und ohne Christus persönlich gekannt zu haben, waren schon jene früheren Gottesmänner «Knechte Jesu Christi». Das ewige Evangelium Gottes aber blieb nicht schwebend in der Luft, flog nicht über die Köpfe der Menschen hinweg, sondern hat seine bekannte Notlandung auf dieser Erde vollzogen, ist «aus dem Samen Davids» (3) heraus Fleisch geworden und in diese Welt eingegangen; so ist es zum Evangelium Jesu Christi geworden. Aber auch in dieser Erniedrigung hat Christus keinen Augenblick aufgehört, der Herr zu sein. Dass dieser Gottes Sohn ist, dafür hat der Apostel einen zwiefachen Beweis: Christus ist «auferweckt worden von den Toten» und hat «den Geist gesandt, der da heiligt» (4). An Ostern und Pfingsten wurde Jesus «kräftig erwiesen als ein Sohn Gottes». Ein solcher ist Christus, als Knecht eines solchen Herrn stellt sich Paulus hier dem Leser vor. Jetzt erst erkennen wir die Hoheit und den Anspruch dieser Selbstbezeichnung.

Schliesslich wird die Art des Dienstes, der dem «Knecht Jesu Christi» aufgetragen ist, noch etwas genauer umschrieben; er redet von «Gnade und Apostelamt». «Apostel» ist ein Fremdwort. Dieses hat in seinem Ursinn kämpferischen, angriffigen Klang. Wenn man zur Abwehr von Feinden, so lesen wir im Neutestamentlichen Wörterbuch, zur Bestrafung von Seeräubern oder zu Angriff und Eroberung eine Flotte auf die hohe See hinaus sandte, dann verwendete man ursprünglich dieses Wort. Oder auch wenn man eine Gruppe beherzter Männer als Kolonisatoren ins unbekanntes Landesinnere vorschickte, um neue Gegenden zu erschliessen. Später erhielt das Wort staatspolitische Bedeutung; eine Delegation, eine aussenpolitische Vertretung, das, was wir heute Minister, Gesandte und Botschafter nennen, das nannte man

«Apostel». Im Neuen Testament wird schliesslich jener streng begrenzte Kreis von Männern, die den Auferstandenen gesehen haben und von ihm beauftragt sind, Apostel genannt. Und einer dieser wenigen Minister, Gesandten und Botschafter seines Königs darf Paulus sein! Er weiss persönlich gar wohl, warum er das ausdrücklich eine «Gnade» nennt, hat allen Grund, darüber zu staunen, dass er zuletzt bei diesen paar Auserkorenen gelandet ist. Hinter der Mitteilung, «dass wir empfangen haben durch Jesus Christus, unseren Herrn, Gnade und Apostelamt» (5), steht das Wunder von Damaskus, die Berufung des Christenverfolgers zum Apostel. «Gnade!» dies Kernwort des ganzen Römerbriefes ist damit hier zum ersten Mal gefallen.

Die Botschafter Jesu Christi aber haben nicht nur die Bedeutung von mehr oder weniger stillen Beobachtern und dekorativen Geschäftsträgern, es haftet dem Apostel Jesu Christi auch jetzt noch etwas vom kämpferischen Ursinn dieses Wortes an. Sein Auftrag besteht nämlich darin: «Unter allen Heidenvölkern den Gehorsam des Glaubens aufzurichten, zur Ehre seines Namens» (5). So ist nämlich Christus der Herr: Er fordert Gehorsam des Glaubens. Dieser besondere Gehorsam besteht eben darin, dass man an ihn glaubt, dass man ihn anerkennt als den, der er ist, als den Retter der Einzelnen und als den Heiland der Welt. Dieses sein Joch ist geheimnisvoll sanft. Es besteht darin, dass man sich seinen Retterdienst gefallen lässt und ihm die Ehre gibt, der alleinige Erlöser zu sein. Christus ist so der Herr, dass er nicht ruhen wird, bis in allen Erdenvölkern der Gehorsam des Glaubens aufgerichtet ist, zur Ehre seines Namens. Und das will nicht nur heissen, dass er in allen Nationen seine weltweite Kirche haben will, nein, mehr als das ist hier verheissen. Der Herr der Völker wird nicht Ruhe geben, bis über jedem Rathaus seine Fahne flattert, über jedem Spital und Schulhaus, über jedem Zuchthaus und Krematorium, ja, bis schliesslich auch der letzte Feind, der Tod, sich zum

Schemel seiner Füße beugt und ihm huldigt. Das ist das Ziel der Pläne Gottes: «Aufzurichten unter allen Völkern den Gehorsam des Glaubens.» Als Botschafter und Bevollmächtigter, als Missionar eines solchen Herrn greift hier Paulus von Tarsus zur Feder.

Paulus, Paulus, ohne Zweifel, er ist ein Apostel und Knecht Jesu Christi; aber ich müsste mich täuschen, wenn nicht in diesem oder jenem unter uns beim Zuhören sich, vielleicht sogar ein wenig ungeduldig, die Frage gemeldet hätte: Was sind denn aber wir? Apostel sind wir nicht, Apostel sind und bleiben allein jene Augenzeugen des Auferstandenen. Und doch steht auch schon in diesem Briefeingang ein kleines Wort, über das man leicht hinweg liest; es ist für uns von einiger Bedeutung und lautet: «auch ihr» - «unter welchen auch ihr seid, die da berufen sind von Christo Jesu» (6). Ja, der Apostel Jesu Christi redet die gewöhnlichen Christen in Rom an als «Geliebte Gottes» und als «berufene Heilige» (7). Auch wenn wir kleines Fussvolk nicht ausgesonderte Apostel Gottes in jenem strengbiblischen Sinne sind, Geliebte Gottes und berufene Heilige seid «auch ihr», Sämann auf Gottes Acker, Schnitterin und Schnitter seiner Ernte seid «auch ihr», Jesus Christus ist auch euer Herr, von ihm und für ihn gesendet und verwendet seid «auch ihr», sein Missionsbefehl gilt auch euch; das Fähnlein des Glaubens aufrichten dürft «auch ihr», wenn auch vielleicht nicht gerade auf der Zinne des Rathauses, so doch wenigstens am eigenen Familientisch. So redet Paulus, der Missionar der Heiden, gleich von Anfang an seine Leser an als mitbeteiligte Missionsgemeinde. Jetzt aber ist die Reihe an uns zum Danken und zum Staunen. Oder - seufzen wir? Sind wir verdrossene Arbeiter in Gottes Weinberg, enttäuscht und müde? Wenn man im Dienste eines solchen Königs stehen darf, dann ist es wohl der Mühe wert, darin ein wenig oder auch gar sehr müde zu werden. Knechtlein und Mägdlein Jesu Christi zu sein seid «auch ihr» berufen. Auch euch gilt darum der

Eingangsgruss des Römerbriefes, und es ist ja mehr als nur ein Gruss, es ist ja, wie wir bald sehen werden, Verheissung und herrliche Zusage: «Gnade sei mit euch und Friede von Gott, unserem Vater, und unserem Herrn Jesus Christus.»

Die Botschaft

⁸ Auf's erste danke ich meinem Gott durch Jesum Christum, euer aller halben, dass man von eurem Glauben in aller Welt sagt. ⁹ Denn Gott ist mein Zeuge, welchem ich diene in meinem Geist am Evangelium von seinem Sohn, dass ich ohne Unterlass euer gedenke ¹⁰ und allezeit in meinem Gebet flehe, ob sich's einmal zutragen wollte, dass ich zu euch käme durch Gottes Willen. ¹¹ Denn mich verlangt, euch zu sehen, auf dass ich euch mitteile etwas geistlicher Gabe, euch zu stärken; ¹² das ist, dass ich samt euch getröstet würde durch euren und meinen Glauben, den wir untereinander haben. ¹³ Ich will euch aber nicht verhalten, liebe Brüder, dass ich mir oft habe vorgesetzt, zu euch zu kommen (bin aber verhindert bisher), dass ich auch unter euch Frucht schaffte gleichwie unter den Heiden. ¹⁴ Ich bin ein Schuldner der Griechen und der Ungriechen, der Weisen und der Unweisen. ¹⁵ Darum, soviel an mir ist, bin ich geneigt, auch euch zu Rom das Evangelium zu predigen. ¹⁶ Denn ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen. ¹⁷ Sintemal darin offenbart wird die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben; wie denn geschrieben steht: «Der Gerechte wird seines Glaubens leben.» Römer 1,8-17

«Eine Kraft Gottes, zu retten alle Glaubenden!» Mit diesen Worten umschreibt nun der Apostel seinen römischen Lesern die Botschaft, die zu predigen ihm aufgetragen ist. Stelle man sich einen Augenblick vor, der diplomatische Vertreter eines überragenden Herrschers bekäme eines Tages den Auftrag, an einen Weltkongress zu reisen mit einem fixfertigen Patent in der Aktenmappe, das ein für allemal und unwiderruflich den Frieden auf der Erde garantierte! Oder wenn ein Forscher auf eben diesen Kongress reisen

könnte, der in seinem Koffer eine Erfindung mit sich brächte, und zwar diesmal nun nicht mit dem Geheimnis der Atomwaffe, sondern mit dem Geheimnis der Zerstörung und Unschädlichmachung aller Waffen überhaupt! Oder ein Arzt könnte an ebensolchem Kongress ein Serum bekannt geben, nicht nur gegen Kinderlähmung und Tuberkulose, gegen Gicht und Krebs, sondern ein Serum gegen die Krankheit überhaupt, gegen das Altwerden und gegen den Tod! Oder es würde ein Pädagoge hinreisen dürfen mit der Epoche machenden Eröffnung, er habe den Bazillus der menschlichen Dummheit entdeckt und gleich auch das Gegenmittel dazu, die Herren Kongressteilnehmer möchten es doch gleich an sich selber ausprobieren. - So etwas wäre eine tolle Sache! Und nun ist Paulus wohl auch ein Apostolos, ein Delegierter und Sonderbeauftragter, aber Paulus ist der Gesandte jenes Herrn, der sich in keiner Weise vergleichen lässt, auch nicht mit dem überragendsten Herrscher; denn allen Herrschern passiert ja zuletzt das Missgeschick, dass ihr Ende der Tod ist. Paulus aber ist der Gesandte eines Herrschers, der von den Toten auferstanden ist. Alle Herrscher müssen ja zuletzt gehen, Paulus aber ist der Abgesandte eines Herrschers, der zuletzt kommt. Er ist kein diplomatischer Kurier, kein Forscher und Erfinder, kein Arzt, kein Wunderpädagoge, Paulus ist weder ein Mann der Aktenmappe noch der Serumspritze, und wenn ihm einer den Koffer stehlen wollte, dann würde er darin ausser einigen wenigen Habseligkeiten nicht viel vorfinden. Paulus ist niemand und hat nichts, das heisst, Paulus hat einen Herrn, einen Auftrag und eine Botschaft. Für die Christusbotschaft, deren Träger und Überbringer Paulus ist, gibt es schlechterdings keine Vergleichsmöglichkeit. Dass aber wir hier von etwas reden, dem es in der Welt nichts Vergleichbares an die Seite zu stellen gibt, das ist für uns gleichzeitig Not und Glück.

Paulus nennt die Botschaft, die er zu überreichen hat, «eine Kraft Gottes», eine «dynamis», wie es im Urtext heisst.

Wenn der Apostel die Christusbotschaft weitergibt, dann denkt er also nicht an Papier, an Buch oder Wort, sondern an Kraft. Kräfte nun allerdings kennen wir auch. Wir übertreiben wohl kaum, wenn wir sagen, wenn es je ein Geschlecht gab, das in der Welt der Kräfte zu Hause war, dann ist es das unsrige. Wir kennen die Naturkräfte, erforschen sie, erschliessen sie und machen sie uns nutzbar, und zwar in von Jahrzehnt zu Jahrzehnt phantastischeren Ausmassen. Wir wissen um die Kräfte der Technik, erinnern uns daran, dass das Wort Dynamis ja jenem Sprengstoff, der den triumphalen Weg der abendländischen Technik einleiten half, den Namen verlieh - Dynamit. Unser Geschlecht weiss auch immer mehr von den Kräften der Seele, die in uns selber schlummern, die wir zu ungeahnten Leistungen zu aktivieren vermögen. Ja wir kennen auch Geisteskräfte, die dem Okkulten entstammen, und scheuen uns nicht, mit kühnem Zugriff uns ihrer zu bemächtigen. Wir wissen heute wieder ein Lied davon zu singen, dass es Götter und «kräftige Irrtümer» gibt, sehen in Wirtschaft und Politik die Götzen ihr Unwesen treiben, sehen unsere Zeitgenossen auf den Knien, nein, auf dem Bauche kriechen vor den Götzen Technik, Gesundheit, Sport, Nation und Militär, sehen unser Geschlecht besessen und beritten von seinen kleinen Tagesgöttern, angefangen bei der Zigarette bis hin zum Rübensaft.

Und so ist nun eben auch die Christusbotschaft eine Kraft, aber eine, die nicht etwa konkurrieren will mit den Säften und Kräften dieser Welt, sie ist den natürlichen, technischen, seelischen, okkult-geistigen Kräften nicht nur überlegen, sie lässt sich überhaupt nicht vergleichen mit alledem, was wir uns sonst unter Kräften vorzustellen pflegen, sie ist mit einem Wort, wie hier Paulus sagt, eine «Kraft Gottes», des einen Gottes, der spricht: «Du sollst keine anderen Götter neben mir haben»; eine Kraft Jesu Christi, des Auferstandenen, der «sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters»; eine Kraft des Heiligen Geistes, dem die Verheissung

vorausgeht: «Ihr werdet angetan werden mit Kraft aus der Höhe». Gott sei gelobt und gepriesen, Gott sei es gesungen und gespielt, zur Ehre Gottes sei es getrommelt und gepfiffen, dass es eine Kraft gibt, die allen Kräften der Menschen und allen Mächten der Götter übergeordnet ist! Dein ist die Kraft! Die Christusbotschaft ist eine Kraft Gottes.

Nun heisst es von dieser Christusbotschaft weiter, sie sei eine «Kraft, zu retten alle Glaubenden, für den Juden zuerst und auch für den Griechen» (16). Es ist da ein Werk in Gang gekommen, eine Rettungsaktion, ein Rettungswerk, das nicht mehr zum Stillstand kommen wird. Die eben aufgezählten Kräfte dieser Welt haben alle etwas Zwiespältiges an sich und damit etwas Unberechenbares, etwas Unvertrautes und Heimtückisches. Es ist bei ihnen wie bei den Katzenpfoten, die flattieren und wohl tun können - aber unversehens treten die Krallen hervor, und es schmerzt und blutet. Aus dem Schoss dieser Erde und aus dem Schoss unserer Menschenseele bricht immer wieder der Abgrund auf, der Feuer und Verderben speit. Anders aber ist es mit jener «Dynamis», von der Paulus hier spricht. Sie ist eindeutig eine Kraft zur Rettung, eine helle, eine freundliche, eine vertrauenswürdige Kraft. Damit will der Apostel ohne Zweifel sagen: Weil es die eine Kraft des einen Gottes ist, darum ist es die einzige in ihrer Art, das heisst, die einzige, die retten kann; eine andere, die retten könnte, kennt er nicht. Wer nicht unter der Evangeliumskraft Jesu Christi steht, ist nicht gerettet, sondern verloren.

Was aber das heisst, gerettet oder verloren sein, das ist nicht einmal so leicht erklärlich, wie es auf den ersten Anblick scheinen könnte. Wenn wir im Alltag davon reden, dann wird hier gleich alles merkwürdig flach. Unter Rettung versteht man dann allerlei Hilfe, die man erfahren hat, Bewahrung, die einem zuteil geworden ist; unsere Gedanken gehen dabei etwa in der Richtung auf die Carnegie-Stiftung hin mit ihrer Lebensretter-Medaille. So stellen wir uns Rettung vor.

Und wenn der heutige Mensch «verliert», dann denkt er vorab an den Hausschlüssel und ans Portemonnaie, oder an irgendwelche sonstige Gefahren, die uns stündlich umgeben, etwa im Strassenverkehr oder auf dem Arbeitsplatz; oder wir denken an die bekannten Kollektivnöte wie Arbeitslosigkeit, Geldentwertung, Revolution, Krieg, Teuerung, Pestilenz - oh, all die Legion von Gefahren, in denen man verlieren oder verloren gehen könnte! Der Apostel kennt natürlich all diese Rettungen und Verlorenheiten auch; aber wenn er jetzt den Römern von Rettung und Verlorensein schreibt, dann meint er etwas hinter, jenseits von allem, was wir da aufgezählt haben, dann meint er nicht irgendeine schwarze oder graue, rote oder gelbe Gefahr, nein, dann meint er die Gefahr, und die Gefahr aller Gefahren, die einzig im eigentlichen Sinne des Wortes uns gefährlich werden kann, ist - Gott. An die Gottesgefahr denken wir in der Regel nicht - und doch, gerade hier sitzt unsere eigentliche Bedrohung. Wenn Gott gegen uns ist - und hat er nicht Grund, gegen uns zu sein? -, dann sind wir wirklich verloren, für Zeit und Ewigkeit. Wenn Gott unser Gegner ist, dann hört alle Vorstellung von Verlorensein auf; es ist schlechthin «schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen» (Heb. 10). Aber umgekehrt, und darum geht es ja nun hier: wenn Gott unser Retter ist, dann sind wir wirklich gerettet. Wenn Gott nicht gegen uns ist, welche Gefahr zwischen Geburt und Tod will uns dann ernstlich noch schrecken? Wenn Gott nicht gegen uns ist, was mag uns dann Welt, Teufel, Hölle und Tod noch anhaben? «Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein?» (Römer 8). Ein Verlorener Gottes wäre ein wirklich Verlorener, so wie ein Geretteter Gottes ein wirklich Geretteter ist.

Und das, nicht weniger als das darf der Botschafter Jesu Christi hier den Römern mitteilen, einen solchen Auftrag hat er. Nicht nur ein Patent zur Herstellung des diesseitigen Friedens (obschon das schon allerhand wäre!); nicht nur ein

Serum gegen Altwerden und Sterben (obgleich das schon mehr wäre, als wir fassen können!); nicht nur ein Mittel gegen die menschliche Dummheit (so nötig wir das hätten!); nein, diesem Abgesandten ist der Auftrag zuteil geworden, der Welt die Botschaft zu überbringen, von der es heisst, sie sei eine «Kraft Gottes, zu retten alle Glaubenden». Hier ist der Bazillus jenseits aller Bazillen getötet. Hier ist der Urkonflikt zwischen Gott und Menschen beigelegt. «All Fehd hat nun ein Ende.» Das Übel aller Übel ist die Schuld. Rettung von der Schuld, Vergebung der Sünden, das ist die Botschaft, die der Apostel verkündigen darf: Die Christusbotschaft «ist eine Kraft Gottes, die da selig macht alle, die daran glauben, die Juden vornehmlich und auch die Griechen». Gerettet werden vor dem Angesichte Gottes - das heisst Rettung.

Um es ganz deutlich zu sagen, damit jedes Missverständnis ausgeschlossen sei, dass es sich hier um diese Rettung handelt, um die Vergebung der Schuld vor Gott, braucht der Apostel dafür ein merkwürdiges, uns will törichterweise immer dünken unpassendes, ein sprödes, dürres, so gar nicht der saftigen Sache entsprechendes, ja hartes Wort: Paulus sagt «Gerechtigkeit». In der Christusbotschaft «ist offenbart die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben; wie denn geschrieben steht: Der Gerechte wird seines Glaubens leben» (17). Schon manch ein Römerbriefleser mag geseufzt haben - hätte doch Paulus uns mit diesem Wort verschont und dafür ein anderes, verständlicheres gebraucht! Aber Paulus weiss, warum er für diese Sache gerade dieses und kein anderes Wort gebraucht. Wir werden noch oft darauf zurück kommen und Gelegenheit haben, es zu buchstabieren; für heute sei nur das in Kürze darüber gesagt: Wenn Gott gerecht ist, und er ist es, dann sind wir alle, Juden und Griechen, das heisst, die ganze Menschheit, verloren, denn wir alle sind nicht gerecht, sind nicht, wie wir sein sollten, weswegen uns allen ja eben die Gottesgefahr

droht. Aber nun hat Gott beschlossen, barmherzig zu sein, hat sich vorgenommen, uns zu retten, uns in Schutz zu nehmen vor ihm selber, vor Gott; das aber nicht unter Preisgabe oder unter Erweichung des Rechts, sondern unter Respektierung, Bestätigung und Erfüllung des Rechts. Und wie tut er das? Wie ist Gott zugleich gerecht und barmherzig? Das hat er getan im Geheimnis des Kreuzes. In der Person Jesu Christi ist Gott beides, Richter und Retter zugleich. So hat Gott selber die eine und einzig wirklich ernstzunehmende Gefahr von uns, von der Menschheit, abgewendet, die Gottesgefahr. Wer als eben er selber hätte das tun können? So sieht sie aus, die richtende und zugleich rettende Gerechtigkeit Gottes. So einzigartig ist die Christusbotschaft eine Gotteskraft, die rettet. Sie rettet uns vor dem Angesicht des ewigen Richters, sie rettet uns vor dem Abgrund der ewigen Verdammnis, sie rettet uns aus der ewigen Hölle. Und es ist eine rechte Rettung, eine Rettung «durch die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt». Es soll kein fauler Friede sein, sondern einer, der alle Anforderungen menschlicher und göttlicher Gerechtigkeit erfüllt.

Und nun begreifen wir vielleicht - wir können doch nicht anders, als das jetzt begreifen! -, warum der Apostel nicht müde wird, immer neu zu wiederholen (an dieser Stelle viermal hintereinander und im ganzen Römerbrief immer wieder), dass man diese wunderbare Gerechtigkeit «allein durch den Glauben» erlangen und behalten kann. «Alle, die daran glauben» (16), werden durch die Christusbotschaft gerettet. Und «der Gerechte wird seines Glaubens leben», so hat es Gott schon vor Jahrhunderten seinem Knecht gleichsam ins Ohr gesagt, was jetzt Paulus in seinem Brief an die Christen in der Weltstadt Rom von den Dächern ruft. Und diese richtende und zugleich herrlich rettende Gerechtigkeit wird offenbart «aus Glauben zum Glauben» (17), das will heissen, Glaube ist hier alles, Glaube vom Scheitel bis zur Sohle, Glaube von A bis Z. Nicht etwa, dass damit der Glaube zur

Vorbedingung gemacht wäre, damit man die Gerechtigkeit erlange, nein, «aus Glauben zum Glauben» will einfach heissen, anders als im Glauben kann man es überhaupt nicht fassen, was diese «Kraft Gottes» sei, diese «Rettung» und diese «Gerechtigkeit Gottes»; es gibt hier überhaupt keine Brücke des Verständnisses und der Aneignung, es sei denn durch den vom Heiligen Geist gewirkten Glauben; es gibt keinen Einstieg in diese Felswand, geschweige denn einen Handgriff, ausser jenem erstaunlichen Griff, der von oben nach dem Verlorenen greift.

Nachdem wir den Kern aus diesem Abschnitt herausgeholt haben, gilt es nun noch einige Randbemerkungen zu beachten. Wir vernehmen hier, dass der Sonderbeauftragte Jesu Christi seinen Auftrag nicht nur brieflich, sondern persönlich in Rom auszurichten gedenkt, in Rom, dem Mittelpunkt der Welt, in der Höhle des Löwen. Wir fragen uns: wird man dort eine solche Botschaft glauben? Was will der Apostel dort mit seinem Wort von einem «gehenkten Galiläer»? mit dem «Mythus» von einem, wie man sagen wird, in nichts zusammengebrochenen «angeblichen Gottessohn»? Der Apostel war ja schon einmal in einer Hauptstadt, in Athen. Dort hat man ihn verlacht, ihn eine «Saatkrähe» genannt und einen «Wortemacher». Und nun gelüstet es den Apostel so auffällig, nach Rom zu gelangen! Ist er von Athen her noch nicht genug gewarnt und gewitzigt? Warum hat er sich «schon oft vorgesetzt, zu euch zu kommen» (13)? Wird dort vor der Elite der grossen Welt und vor den Zweihunderttausend, die täglich «Freibier und Freibrot» empfangen, wird das Evangelium von Jesus Christus dort Gehör und Eingang finden? Diese Bedenken scheinen den Apostel wenig zu belasten. Ob Glaube entsteht oder nicht, das ist nicht seine Sorge. Der Christusglaube ist ja schon in Rom. Der Funke ist ja in Rom schon niedergegangen, es brennt ja dort schon lichterloh, so dass man allenthalben in den Christengemeinden des Ostens darum weiss: «Aufs erste danke ich meinem

Gott durch Jesum Christum euer aller halben, dass man von eurem Glauben in aller Welt sagt» (8). Ohne dass einer der führenden Apostel, weder Paulus noch Petrus, in Rom gewesen wäre, ist das Evangelium schon dort. Nicht sie sind vorangegangen, die Botschaft ist ihnen vorausgeeilt, mögen sie zusehen, wie sie ihr nachkommen. Es fällt hier an Paulus eine gewisse Dringlichkeit, ja ein Drängen auf, nach Rom zu gelangen. Er «fleht allezeit in seinem Gebet, ob sich's einmal zutragen wollte, dass ich durch Gottes Willen zu euch käme» (10). Er möchte an der Freude und Segnung des Glaubens in Rom teilhaben, es ist fast, als bekäme es der Apostel mit der Angst zu tun, zu spät zu kommen. Er möchte dabei sein, wo das Erntefest bereits begonnen hat. Er fühlt sich dort als «Schuldner der Gebildeten und der Ungebildeten, der Kultur und der Unkultur» (14). Es bleibt aber immer noch ein unerklärter Rest über der Frage, warum der Apostel so nach Rom drängt. Was könnte der Beweggrund sein? Dass Rom für drei Jahrhunderte das Hauptwiderstandszentrum gegen Christus sein wird und darum besonderer Ausrüstung bedarf, hat ja der Apostel zur Zeit der Abfassung des Briefes, im Winter 57/58, noch nicht wissen können. Es ist der prophetisch-missionarische Auftrag, der den Apostel so dringlich nach Rom treibt. Seine Mission geht «vornehmlich an die Juden und an die Heiden», das heisst, an alle Völker der Welt. Nun sieht der Apostel diesen Auftrag im Gebiete des östlichen Mittelmeers erfüllt; aber der Blick des Missionars geht bis an die «Enden der Erde». Und diese «Enden der Erde» sind für den damaligen Menschen im Westen die Säulen des Herkules (Gibraltar); der Blick des Botschafters geht, nachdem im Osten das Heil vorab den Juden angeboten ist, tatsächlich bis an den Horizont der Welt, bis nach Spanien. Und die in Rom, der Welthauptstadt, bereits vorhandene Gemeinde soll, ähnlich wie es Antiochien für den östlichen Teil der Arbeit war, die Basis und Sendestation für den Westen werden. Das wird, abgesehen davon, dass Rom die

Hauptstadt der damaligen Völkerwelt ist, der Hauptbeweggrund sein, warum es den Apostel so mächtig zu den Christen nach Rom zieht. Dort will er das Evangelium von der Rettung aller Menschen verkündigen, will es dort tun ohne Furcht und ohne Bedenken, mit der Freudigkeit dessen, der berufen und ausgesondert ist zum weltweiten Dienst.

Paulus weiss, was Scham ist vor Gott; aber hier, wo es sich um die Bezeugung der törichten Kreuzesbotschaft in Rom handelt, da ist er entschlossen, ein ganz und gar unverschämter Apostel zu sein: «Darum, soviel an mir ist, bin ich geneigt, auch euch zu Rom das Evangelium zu predigen. Denn ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht» (15.16). So schaut der Apostel nach Rom und über Rom hinaus auf Länder und Meere, fröhlich unverschämt und unverzagt wie einst Josua, als er den Jordan überschritt und den uneinnehmbaren Mauern Jerichos sich gegenüber sah.

Und wir in Bern? Wollen wir uns des Evangeliums, das «Juden und Heiden», das Israel und die Menschheit zu retten vermag, schämen, kleinlaut uns ducken, uns verkriechen? Was in aller Welt kommt uns in den Sinn! Wenn einem eine solche Botschaft anvertraut ist, wenn einem etwas aufgegangen ist von jener Dynamis, die alle Glaubenden zu retten vermag, wenn man einem solchen Herrn angehören und dienen darf - wer mag sich dann noch schämen! Und übrigens ist der Funke ja auch hier bereits niedergegangen, es brennt ja auch bei uns, daran zweifeln wäre ein kleingläubiges Schämen. Das Licht der Welt ist auch hier aufgegangen, das Salz der Erde wirkt auch hier. Es kann die Stadt auf dem Berge auch bei uns nicht verborgen bleiben, und das Evangelium, das rettet alle Glaubenden, wird nicht ruhen und nicht rasten, bis dass es leuchtet allen, die im Hause sind.

An die Heiden

¹⁸ Denn Gottes Zorn vom Himmel wird offenbart über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten. ¹⁹ Denn was man von Gott weiss, ist ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen offenbart, ²⁰ damit dass Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man des wahrnimmt, an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt; also dass sie keine Entschuldigung haben, ²¹ die weil sie wussten, dass ein Gott ist, und haben ihn nicht gepriesen als einen Gott noch ihm gedankt, sondern sind in ihrem Dichten eitel geworden, und ihr unverständlich Herz ist verfinstert. ²² Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden ²³ und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüssigen und der kriechenden Tiere. ²⁴ Darum hat sie auch Gott dahingegeben in ihrer Herzen Gelüste, in Unreinigkeit, zu schänden ihre eigenen Leiber an sich selbst, ²⁵ sie, die Gottes Wahrheit haben verwandelt in die Lüge und haben geehrt und gedient dem Geschöpfe mehr denn dem Schöpfer, der da gelobt ist in Ewigkeit. Amen. ²⁶ Darum hat sie Gott auch dahingegeben in schändliche Lüste: denn ihre Weiber haben verwandelt den natürlichen Brauch in den unnatürlichen; ²⁷ desgleichen auch die Männer haben verlassen den natürlichen Brauch des Weibes und sind aneinander erhitzt in ihren Lüsten und haben Mann mit Mann Schande getrieben und den Lohn ihres Irrtums (wie es denn sein sollte) an sich selbst empfangen. ²⁸ Und gleich wie sie nicht geachtet haben, dass sie Gott erkannten, hat sie Gott auch dahingegeben in verkehrten Sinn, zu tun, was nicht taugt, ²⁹ voll alles Ungerechten, Hurerei, Schalkheit, Geizes, Bosheit, voll Neides, Mordes, Haders, List, giftig, Ohrenbläser, ³⁰ Verleumder, Gottesverächter,

*Frevler, hoffärtig, ruhmredig, Schädliche, den Eltern un-
gehorsam, Unvernünftige, Treulose, Lieblose, unversöhn-
lich, unbarmherzig.* ³² *Sie wissen Gottes Gerechtigkeit,
dass, die solches tun, des Todes würdig sind, und tun es
nicht allein, sondern haben auch Gefallen an denen, die es
tun.*

Römer 1,18-32

Es wäre uns jetzt etwas von der Mannhaftigkeit jenes Pati-
enten zu wünschen, der seinem Arzt eröffnete, es gebe zwar
Kranke, welche nicht die ganze Wahrheit über ihren Zustand
ertragen möchten und darum auch die Wahrheit lieber nicht
wüssten; er hingegen gehöre nicht zu dieser Art und begehre
darum die wohlgemeinte ärztliche Schonung nicht; er wolle
wissen, woran er sei, und möchte klare Sicht haben, auch
dann, wenn es sich um etwas Böses handeln sollte. Wir
bekommen in dem Wort, das wir da eben miteinander ge-
lesen haben, die ganze Wahrheit über unseren Zustand zu hö-
ren. Wer unter uns die Wahrheit nicht verträgt, dem wäre
eigentlich zu wünschen, dass er jetzt ganz leise aus dieser
Kirche hinausgehen könnte. Er möge das nur ungeniert tun.

Aber wie, wenn die Wahrheit über uns, sofern es wirklich
die ganze Wahrheit ist, schliesslich gar nicht dunkel wäre,
sondern hell? Es könnte ja sein, dass der Apostel hier wie
eine Art Gerichtsdieners uns zwar mit der linken Hand das
Todesurteil überreichte, aber gleichzeitig mit der rechten
Hand die Begnadigung. Es wäre ja denkbar, dass dieser Arzt
uns deswegen die ganze Wahrheit sagt, auch wenn sie
menschlich hoffnungslos ist, weil er jenseits alles Men-
schenmöglichen bereits das Mittel kennt, das hilft. Ist es
nicht sehr auffällig, dass unmittelbar vor diesem dunklen
Abschnitt das weithin strahlende Wort von der Rettung
steht? «Die Christusbotschaft ist eine Kraft, zu retten alle
Glaubenden. In ihr wird offenbart die Gerechtigkeit, die vor
Gott gilt, welche kommt aus Glauben in Glauben, wie denn
geschrieben steht: Der Gerechte wird seines Glaubens

leben» (16.17). Glaube, Kraft, Rettung, Gerechtigkeit, Leben - sind das nicht die Felsblöcke, woran der Apostel hier das Seil sichert, an dem wir nun in den Abgrund des menschlichen Elends hinuntergelassen werden? Oder sollte diese Kraft nun auf einmal wie nicht mehr vorhanden sein? Sollte der Apostel hier von unserem Verlorensein reden und total vergessen, dass er uns ja eben noch die Rettung angekündigt und angeboten hat? Nein, es bleibt dabei, und wir wollen uns jetzt Schritt für Schritt daran halten, eben wie an einem Seil: «Die Christusbotschaft ist eine Kraft Gottes, zu retten alle Glaubenden, vornehmlich die Juden und auch die Heiden.»

Und weiter! Dass hart am Rande des Abgrundes, der sich hier auftut, das Wort «Himmel» steht, ist das etwa von ungefähr? Wo uns Gott die Hölle zeigt, da ist vom Himmel die Rede! «Denn Gottes Zorn vom Himmel wird offenbart über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen» (18). Es gibt einen Zorn vom Himmel. Das will zunächst, wie Calvin sagt, heissen, dass es vor Gott kein Entrinnen gibt: «Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äussersten Meer, so würde mich doch deine Hand daselbst halten» (Psalm 139). Wenn Gott hinter uns her ist - und er ist hinter uns her -, dann gibt es vor ihm kein Entrinnen, gewiss; aber es ist eben Gott, der da zornig ist, und dieser zornige Gott ist kein anderer als der liebe Gott. Er ist unser Vater und Retter. Er ist zornig darüber, dass seine Menschenkinder so unglücklich sind, zornig über alles Dunkle und Verderbliche in dieser Welt. Ein heiliger Zorn. Ich möchte die Hausväter unter uns fragen: Sagt einmal, ist es euch nicht auch schon passiert, dass ein Kind sich so dumm und ungeschickt benahm, dass es umfiel oder sich sonstwie weh tat - und dass ihr dann im ersten Augenblick zornig wurdet über es und sein Verhalten, zornig aus Vaterliebe, zornig aus väterlichem Erschrecken? So ist Gott zornig vom Himmel, und wir sagen, gottlob ist er es. Oder darf

Gott etwa nicht zornig sein? Wir wissen aus dem Alten Testament von einem Vater, er heisst Eli und ist Priester von Beruf, dem wird über seine bösen Buben allerhand Schlimmes hinterbracht, und dieser wird nicht zornig, sondern sagt immer nur: «Nicht so, meine Kinder.» Wollten wir etwa, dass Gott ein solcher Eli-Vater wäre? Nein, Gott wird zornig über die Vergehen seiner Kinder, zornig aus väterlichem Erbarmen. Oder wollten wir gar, Gott wäre steinhart und eiskalt wie das so genannte Schicksal? Das Schicksal wird nicht zornig, weil es kein Herz im Leibe hat und uns nicht liebt. Gottes Zorn aber wird offenbart vom Himmel. Hinter und über seinem Zorn steht seine Liebe. Wenn der Himmel bedeckt ist - er ist dennoch der Himmel. Und wenn der Himmel Hagelsteine wirft und Blitze schleudert - er ist auch so der Himmel. Und wenn der Himmel über uns einstürzt, dann stürzt derjenige, den «aller Himmel Himmel nicht zu fassen vermögen», nicht ein, weil er als Retter und Vater über den Himmeln steht. Sollte es je eine Zeit geben (solche Gedanken können einem heutzutage etwa kommen), da es uns gelänge, Schwarz als weiss darzustellen und Weiss als schwarz, Gut als böse und Böse als gut, wenn es uns gelänge, die Grundlagen der sittlichen Weltordnung aufzulösen, wenn kein Mensch mehr die Sünde hasste, wenn wir das Böse in der Welt alle miteinander lieb gewännen - dann gibt es einen Ort, von dem her das Unrecht gehasst wird, und das ist der Himmel. Und es gibt dann Einen, der dem Bösen in der Welt Gegnerschaft bis zum letzten Blutstropfen geschworen hat, und das ist Gott, dessen «Zorn vom Himmel offenbart wird über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen».

Und nun gehört es eben zu Gottes väterlichem Zorn, dass er zunächst eine gründliche Untersuchung unseres Zustandes vornimmt. Untersuchungen pflegen, schon wenn es unseren Körper betrifft, recht unangenehm und schmerzlich zu sein, aber sie sind nötig, soll uns geholfen werden; nicht weniger

weh tut die Untersuchung unseres seelischen Befundes. So wie der Arzt durch Auspumpen den Inhalt unseres Magens untersucht, so gründlich untersucht hier Gott den Inhalt unserer Seele. Und was er dabei herausfindet, spottet jeder Beschreibung. Das Ergebnis lautet: Verkehrt, pervers. Das gilt zunächst für das Grundverhältnis zwischen den Menschen, für das Verhalten der Geschlechter. Die geschlechtlichen Beziehungen sind verkehrt, pervers. Der Apostel nennt die Dinge mit Namen. So redet auch Christus etwa von «diesem verkehrten und ehebrecherischen Geschlecht». Aber daraufhin weitet der Apostel dieses Urteil aus auf alle Bereiche des Menschenlebens überhaupt. Er zählt nicht weniger als 16 verschiedene Laster auf, deren Wiederholung wir uns hier schenken können. Ist es beispielsweise übertrieben, wenn wir sagen, die Art, wie unser Geschlecht seinen Sonntag zubringt, sei verkehrt, pervers, sei «lätz», einfach falsch? Oder übertreiben wir, wenn wir sagen, es sei pervers und verkehrt, dass unser Bauer, wenn er im Frühjahr seine Bäume blühen sieht, sich nicht mehr von Herzen darüber freuen kann, weil er im Wissen um die Absatzschwierigkeiten sich fürchten muss vor reichem Erntesegen? Oder ist es etwa nicht pervers und verkehrt, dass wir immer Geld genug haben, um kaputtzuschlagen, aber immer zu wenig Geld, um aufzubauen? Und ist es nicht pervers, dass wir Menschen, um Wirtschaftskrisen zu verhüten, Kriege vorbereiten? Nicht etwa, dass jeder Einzelne unter uns behaftet wäre mit sämtlichen sechzehn hier aufgezählten Lastern. Der Apostel entwirft hier das Gesamtbild des Menschengeschlechtes, zu dem jeder von uns seinen Teil beiträgt; und dieser Gesamtbefund lautet: Verkehrte Welt, hoffnungslos verkehrt! Das aber heisst im Munde des Apostels: Gott ist die Hoffnung. Menschlich ist der Menschheit nicht zu helfen, von seitwärts ist dem Menschenelend nicht beizukommen, so wenig wie von unten, die Hilfe hat nur einen Einstieg, und der erfolgt von oben. Auch teilweise Heilungen helfen hier nicht, hier

hilft nur das Heil. Das heisst, die Welt ist nicht nur reparaturbedürftig, sie ist rettungsbedürftig, sie ist christusreif, und ausser Christus gibt es keine Rettung. «Welt ging verloren / Christ ward geboren.» Wir sehen jetzt schon besser, was das heisst: «Die Christusbotschaft ist eine Kraft, zu retten alle Glaubenden.»

Aber das ist noch nicht die ganze Wahrheit über unseren Zustand. Unsere moralische Verkehrtheit ist nicht die Ursache des Übels, sondern schon Folge, schon Auswirkung eines Schadens, der tiefer sitzt. Moralpredigten, sie mögen noch so berechtigt sein, haben darum wenig Wert, weil sie dem Unkraut nicht an die Wurzeln greifen. Paulus geht da gründlicher vor. Alle Verkehrtheiten des Lebens, so sagt er, sind auf eine einzige Grundursache zurückzuführen, und diese Ursünde ist nicht auf dem Gebiet der Sittlichkeit zu suchen, sondern auf dem Boden der Religion; die Verkehrtheit des Lebens kommt aus der Verkehrtheit des Glaubens. Wir sind, sagt er, vom Glauben abgewichen, abgefallen in einen Halb glauben, Dreiviertels glauben, Aberglauben, Unglauben und in Gottlosigkeit. An der göttlichen Wahrheit haben wir uns vergriffen. Wenn es sich bei den Schäden im Sittlichen um mehr oder weniger grobe, leicht feststellbare Tatbestände handelt, so hier auf dem Gebiet des Glaubens um oft kaum merkliche, eher verborgene Vorgänge. «Sie haben die Wahrheit in Ungerechtigkeit niedergehalten» (18), «sie haben Gottes Wahrheit verwandelt in Lüge» (25), «sie haben gehört und gedient dem Geschöpfe mehr denn dem Schöpfer» (25), «sie haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen und der Vögel und der vierfüssigen und der kriechenden Tiere» (23). Wir Menschen haben angefangen, die Vierfüssler anzubeten, ja wir haben die Würmer, die Bakterien schliesslich gefürchtet, als wären sie Gott, und haben ihnen an Gottes Statt gedient. So, sagt der Apostel, habe alles im Verborgenen begonnen, verkehrt zu sein, längst bevor die

Schäden dem groben Blick des Moralgesetzes ersichtlich wurden. Und in der Tat, der verlorene Sohn ist nicht erst dort ein Sünder, wo die Sünde unmoralische Formen annimmt, wo er all sein Gut mit Huren vertan hat und bei den Schweinen angelangt ist, nein, seine Sünde beginnt schon dort, wo er dem Vater Adieu sagt und seinem Ursprungsort den Rücken kehrt.

Habt ihr gestern die Zeitungsnotiz beachtet, wonach diese Woche in Paris 18 namhafte Naturwissenschaftler zu einer Konferenz zusammengetreten sind, alarmiert - ja, wodurch? Dadurch, dass der Urmeter, der Normalmeter, der in Form eines Platinstabes in Paris sorgfältig aufbewahrt wird, um 0,2 Millimeter kürzer geworden sei.¹⁾ Und nun befürchtet das Internationale Amt für Mass und Gewicht, und zwar mit Recht, aus diesem winzigen Schaden könnte eine Verwirrung aller Massstäbe in der ganzen Welt entstehen. Aber wie, wenn nicht nur der Normalmeter in Paris, sondern die göttliche Wahrheit um 0,2 Millimeter kürzer würde? Hätte das etwa keine Folgen? Ach wäre dies Geschlecht doch auch nur halb so, auch nur entfernt so besorgt, wo es sich um Abweichungen vom Urmeter der göttlichen Wahrheit handelt, ist doch die Verwirrung, die aus den angeblich gescheiterten Abänderungen und Korrekturen hier entsteht, unvorstellbar folgenschwerer! Aber damit, dass der Apostel diesen bedenklichen Tatbestand feststellt, will er im gleichen Atemzug sagen: Der göttliche Urmeter existiert; was immer die Menschen daran herummanipulieren, allen Witterungseinflüssen zum Trotz und durch alle Zeitströmungen hindurch bleibt die Wahrheit, denn Christus ist die Wahrheit, und diese Wahrheit «wohnt in einem Lichte, da niemand hinzukommt». Sie konnte bis jetzt trotz aller Anstrengungen, die in dieser Richtung unternommen werden, auch nicht um 0,2 Millimeter verkürzt werden. Die Christusbotschaft bleibt «eine Kraft Gottes, zu retten alle Glaubenden».

Damit aber, dass unsere sittliche Verkehrtheit auf unseren Glaubensabfall zurückgeführt wird, ist noch einmal nicht die ganze Wahrheit über unseren Zustand aufgedeckt. Wenn wir bis dahin noch nicht davongelaufen sind, jetzt wird es zum Drauslaufen. Die Menschen, so fährt nämlich der Apostel jetzt weiter, tragen für ihre Abweichungen und Verkehrtheiten religiöser und sittlicher Art die volle Verantwortung. Es ist eben nicht etwa so, dass uns unsere Verkehrtheit nur einfach unmerklich wie ein Missgeschick widerfährt, unbewusst und unverschuldet. Es handelt sich hier weder um Schicksal noch um unabänderliches Naturgesetz, sondern ganz einfach um Schuld. «Sie haben keine Entschuldigung» (20). Alle Menschen, auch die Ungläubigen, auch die Gottlosen, wissen, «dass ein Gott ist» (21); es kann keiner die Ausrede vorbringen, er habe von Gottes Existenz nichts gewusst, er sei aus unverschuldeter Unwissenheit ein Gottloser und Götzendiener geworden. Das heisst, es fehlt wohl den Völkern, die Christus nicht kennen, die nötige Erkenntnis, um ihres Heils gewiss zu werden, aber doch ist bei ihnen gerade jenes Minimum an Gotteserkenntnis, das sie unentschuldigbar macht (Calvin). Also keine Entschuldigung, auch nicht mildernde Umstände. Darum hat sie Gott denn auch «dahingegeben». Dreimal steht das da (24.26.28). Was das heisst und nicht heisst, das ersehen wir wiederum am Gleichnis vom verlorenen Sohn. Dort gibt der Vater seinen Sohn, der von ihm wegläuft, dahin. Das will sagen, der Vater lässt ihn gehen, der Vater im Himmel hält keinen mit Gewalt zurück, obschon er genau weiss, dass er sich auf die schiefe Ebene begibt. So gibt Gott dahin, indem er den Seinigen ein Stück Bewegungsfreiheit lässt. Aber der Vater gibt nicht preis, gibt nicht auf, der Vater wartet und hält Ausschau nach dem Drausgelaufenen, dass er aus seiner Verkehrtheit zurück komme, denn der Vater gibt nicht dahin, um zu verderben, sondern um zu retten: «Die Christusbotschaft ist eine Kraft, zu retten alle Glaubenden.»

Das ist es. Gott will dadurch, dass er uns über unseren Zustand die ganze Wahrheit mitteilt, uns nicht von sich treiben, sondern zu sich ziehen. Jedes Wort ist hier ein machtvoller Ruf zur Umkehr, jede Silbe eine dringliche Einladung zum Tisch des Vaters, welcher «Brot die Fülle hat». Da erinnere ich mich an ein kleines Erlebnis aus der Studentezeit. Ich hatte auswärts einen kranken Kameraden zu besuchen und musste infolgedessen in einem christlichen Hospiz übernachten. Als ich am Morgen die Zimmertür auftrat und eben die Schuhe hereinnehmen wollte, kommt ein mir völlig Unbekannter stracks auf mich zu, schüttelt den ausgestreckten Zeigefinger energisch gegen mich und fragt: «Sind Sie bekehrt?» Ich muss ihn zuerst etwas dumm und dann ein wenig böse angeschaut haben. Auf diese Weise fragt man nicht, fragt nicht einmal der Zollbeamte an der Grenze nach dem Reisepass. Und doch hatte jener Unbekannte, auch wenn er es ungeschickt anstellte, mit der Frage selber recht. Es ist die Frage, die uns der Apostel Paulus hier stellt, hier, wo er von unserer Verkehrtheit spricht: «Sind Sie bekehrt?» Ich möchte heute schliesslich auch nur diese eine Frage stehen lassen, mag das wenig scheinen, es ist und bleibt die eine Entscheidungsfrage: Wäre es nicht an der Zeit, umzukehren? Sagen wir es konkreter: Wäre es nicht an der Zeit, wieder anzufangen mit Beten? Der heutige Sonntag könnte ein Neuanfang sein, ein erster Betttag, dem weitere folgten. Ich frage jetzt direkt uns Männer: Warum beten wir denn eigentlich nicht, sagen wir einmal daheim, am Familientisch? Warum muss das ein Kind oder die Frau besorgen? Warum schämen wir uns? Und vor allem, Luther weist hier mit nur zu viel Recht darauf hin - und ihr Gebildeten, ihr Akademiker, ihr Höhergestellten, ihr Tonangebenden und Regierenden, ihr, auf die das Volk schaut und auf deren Beispiel (auch im Privatleben) es im Guten wie im Bösen mehr gibt, als ihr meint, warum schämt ihr euch denn eigentlich, euch zum Christenglauben, zu dieser Kraft, die alle Glaubenden rettet, zu

bekennen? Wäre es nachgerade nicht an der Zeit, in den Kinderstuben, ja, aber auch in den hohen und niederen Schulstuben und in den Ratsstuben sich zu dem Glauben an Den zu bekennen, der Verlorene rettet? Geht es doch hier um den göttlichen Urmeter, auf den nicht nur die Welt der Technik, sondern das ganze breite menschliche Zusammenleben aufgebaut ist! Haben es die Zeitereignisse seit mindestens vier Jahrzehnten noch nicht deutlich genug erwiesen, was das heisst: «Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden» (22)?

Umkehren! Kann man das? Kann man das einfach nur so stramm befehlen und befolgen? Wie, wenn die geistige und körperliche, persönliche und gesellschaftliche Verkehrtheit so weit gediehen ist, dass ich nicht mehr kann? Wie, wenn es so weit ist mit uns, dass wir anfangen, sogar den verlorenen Sohn zu beneiden, weil dieser doch noch umkehren konnte? Wenn es so weit ist mit uns, und wenn wir diesen Zustand ernstlich erkennen, dann ist es gut, denn dann ist uns die Rettung besonders nah. Wer im Ernst erfasst, was das heisst, verloren sein, der wird anfangen, um Hilfe zu rufen, und dieser Ruf hat die göttliche Zusage, dass er erhört wird. Es gibt tatsächlich eine Tiefe der Verlorenheit, da man nicht mehr auf eigenen Füßen umzukehren vermag. Gott aber hat ausser dem Gleichnis vom verlorenen Sohn ja noch ein anderes erzählt, das vom verlorenen Schaf, welches sich so sehr verstrickt und verloren hatte, dass es nicht mehr umkehren konnte. Von ihm heisst es, dass «des Menschen Sohn gekommen sei, zu suchen und zu retten, was verloren ist». Da, an Christus, ist Gottes Zorn vom Himmel offenbart, und siehe(!) da am Sohn ist Gottes Zorn zur Rettung geworden, da am Kreuz ist gleichzeitig Gottes Liebe vom Himmel offenbart. Darum gibt es keine Perversität, keine Verkehrtheit, weder eine persönliche noch eine gesellschaftliche, die grösser sein könnte als Gottes rettende Kraft: «Die

Christusbotschaft ist eine Kraft Gottes, zu retten - zu retten
alle Glaubenden» - alle!

An die Juden

¹ Darum, o Mensch, kannst du dich nicht entschuldigen, wer du auch bist, der da richtet. Denn worin du einen andern richtest, verdammt du dich selbst; sintemal du eben dasselbe tust, was du richtest. ² Denn wir wissen, dass Gottes Urteil ist recht über die, so solches tun. ³ Denkst du aber, o Mensch, der du richtest die, so solches tun, und tust auch dasselbe, dass du dem Urteil Gottes entrinnen werdest? ⁴ Oder verachtest du den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmütigkeit? Weisst du nicht, dass dich Gottes Güte zur Busse leitet? ⁵ Du aber nach deinem verstockten und unbussfertigen Herzen häufest dir selbst den Zorn auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, ⁶ welcher geben wird einem jeglichen nach seinen Werken: ⁷ Preis und Ehre und unvergängliches Wesen denen, die mit Geduld in guten Werken trachten nach dem ewigen Leben; ⁸ aber denen, die da zänkisch sind und der Wahrheit nicht gehorchen, gehorchen aber der Ungerechtigkeit, Ungnade und Zorn; ⁹ Trübsal und Angst über alle Seelen der Menschen, die Böses tun, vornehmlich der Juden und auch der Griechen. ¹⁰ Preis aber und Ehre und Friede allen denen, die da Gutes tun, vornehmlich den Juden und auch den Griechen. ¹¹ Denn es ist kein Ansehen der Person vor Gott. ¹² Welche ohne Gesetz gesündigt haben, die werden auch ohne Gesetz verloren werden; und welche unter dem Gesetz gesündigt haben, die werden durchs Gesetz verurteilt werden ¹³ (sintemal vor Gott nicht, die das Gesetz hören, gerecht sind, sondern die das Gesetz tun, werden gerecht sein. ¹⁴ Denn so die Heiden, die das Gesetz nicht haben, doch von Natur tun des Gesetzes Werk, sind dieselben, dieweil sie das Gesetz nicht haben, sich selbst ein Gesetz, ¹⁵ als die da beweisen, des Gesetzes Werk sei geschrieben in ihrem Herzen, sintemal ihr Gewissen ihnen zeugt, dazu auch die Gedanken, die sich

untereinander verklagen oder entschuldigen),¹⁶ auf den Tag, da Gott das Verborgene der Menschen durch Jesum Christum richten wird laut meines Evangeliums.

¹⁷ Siehe aber zu: du heissest ein Jude und verlassest dich aufs Gesetz und rühmest dich Gottes¹⁸ und weisst seinen Willen; und weil du aus dem Gesetz unterrichtet bist, prüfest du, was das Beste zu tun sei,¹⁹ und vermissest dich, zu sein ein Leiter der Blinden, ein Licht derer, die in Finsternis sind,²⁰ ein Züchtiger der Törichten, ein Lehrer der Einfältigen, hast die Form, was zu wissen und recht ist, im Gesetz.²¹ Nun lehrst du andere, und lehrst dich selber nicht; du predigst, man solle nicht stehlen, und du stiehlst;²² du sprichst, man solle nicht ehebrechen, und du brichst die Ehe; dir greuelt vor den Götzen, und du raubest Gott, was sein ist;²³ du rühmest dich des Gesetzes, und schändest Gott durch Übertretung des Gesetzes;²⁴ denn «eurethalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden», wie geschrieben steht.

²⁵ Die Beschneidung ist wohl nützlich, wenn du das Gesetz hältst; hältst du aber das Gesetz nicht, so bist du aus einem Beschnittenen schon ein Unbeschnittener geworden.²⁶ So nun der Unbeschnittene das Recht im Gesetz hält, meinst du nicht, dass da der Unbeschnittene werde für einen Beschnittenen gerechnet?²⁷ Und wird also, der von Natur unbeschnitten ist und das Gesetz vollbringt, dich richten, der du unter dem Buchstaben und der Beschneidung bist und das Gesetz übertrittst.²⁸ Denn das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist, auch ist das nicht eine Beschneidung, die auswendig am Fleisch geschieht;²⁹ sondern das ist ein Jude, der's inwendig verborgen ist, und die Beschneidung des Herzens ist eine Beschneidung, die im Geist und nicht im Buchstaben geschieht. Eines solchen Lob ist nicht aus Menschen, sondern aus Gott. Römer 2

«O Mensch!», «o Mensch!» Zweimal steht dieser Ruf da gleich am Anfang dieses Kapitels. Das Gespräch mit den Römern hat hier nun offenbar eine etwas erhöhte Temperatur angenommen. Leidenschaftlich, beinahe beschwörend, erhebt der Apostel jetzt die Stimme, so dass man sich unwillkürlich fragt, was denn da los sei. Ja, was ist los? Der Apostel hat vorher ein Bild vom Heidentum, vom natürlichen Menschen, entworfen, ein Sittenbild, wie es dunkler fast nicht mehr sein könnte. Gott habe sie dahingegeben, sein Zorn sei offenbar geworden über ihr gottloses Wesen. Aber Paulus hat dieses Bild totaler Verkehrtheit nicht gemalt aus Freude an dunklen Farbtönen, sondern weil er den Heiden, so verloren sie sind, die Mitteilung zusagen darf, dass es für sie eine Hoffnung gibt. «Welt ging verloren», ja, aber «Christ ward geboren». «Die Christusbotschaft ist eine Kraft, zu retten alle Glaubenden, die Juden vorab und auch die Griechen» (1,16).

Es gibt eine Rettung der Verlorenen: «Christ, der Retter, ist da.» Aber das ist nun eben los, und das wühlt den Apostel auf und bewegt ihn im tiefsten: Steht da einer abseits, der dem Apostel verdächtig geflissentlich zustimmt, was sein Urteil über die verkehrten Heiden anbetrifft. Ja, so sind sie, die Heiden und Weltleute; aber, du wirst uns doch nicht etwa mit diesem Gelichter zusammenzählen wollen! Sie sind verloren, aber wir, wir sind weder verloren noch bedürfen wir des Retters, den du da ansagst und verheissest. Und dieser Gesunde da, der sich höflich dafür bedankt, als ein Kranker aneredet zu werden, der des Arztes bedarf, dieser Zuschauer am Wegrand ist der - Jude. Dass es Leute gibt - seien sie, wer sie wollen - und es sind ja nun nicht irgendwelche, sondern es betrifft ja die Volksgenossen des Apostels -, dass es Leute gibt, die sich ganz und gar nicht so verloren vorkommen und darum auf die angebotene Rettung pfeifen, das eben ist hier los, und das bewegt nun den Apostel zu heiliger Leidenschaft. Dies ganze Kapitel ist ein einziges heisses

priesterliches Ringen um Israel, das seinen Retter verschmäht und kreuzigt. Darum «o Mensch», «o Mensch»! Sagen wir nicht, was den Juden angehe, interessiere uns nichts. Es ist wohl keiner unter uns, der sich über die Juden nicht schon Gedanken gemacht und geäußert hätte, oft genug recht eigenwillige und willkürliche. Es ist darum kein Luxus, uns auch einmal von kompetenter Seite, von der Bibel her, über die Juden informieren zu lassen. Dazu sind wir bekanntlich Zeitgenossen, als Schweizer sogar Mitwisser und bis zu einem gewissen Grade Beteiligte des unheimlichsten Judenmordes, den die Gottesgeschichte gesehen hat. Sind doch während des Dritten Reiches von den damals 18 Millionen Juden in der Welt deren 6 Millionen umgebracht worden, so dass die heutige Statistik noch etwas über 11 Millionen zählt. Schon diese blosse Tatsache müsste uns, wo immer die Rede auf die Juden kommt, eine gewisse Bereitschaft des Hörens abnötigen. Aber es gibt schliesslich noch einen stichhaltigeren Grund, der hier unser volles Interesse erheischt. Wir haben beachtet, dass, wenn der Apostel von den Heiden spricht, er dann immer auch im allgemeinen die Weltleute meint, die Unkirchlichen, die Nichtkirchgänger, die Gleichgültigen und die Verächter; und wenn er nun die Juden anredet, dann tut er dabei immer auch einen Seitenblick auf uns Kirchgänger, auf uns Fromme. Darum sind wir in diesem Kapitel angeredet, wir Kirchgänger, in allererster Linie wir!

Und nun hören wir hier, dass es für uns eine Hoffnung gibt, dass wir Kirchgänger sollen gerettet werden. Wenn Gott sagt, er wolle, dass «allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen» (1. Tim. 2,4), dann meint er damit auch die Juden, und auch wir Kirchenleute, wir Fromme sind dann mit inbegriffen. Wenn man nämlich die Weltleute über uns urteilen hört, dann könnte oft der Anschein entstehen, an uns, die wir noch eine Kirche betreten, sei Hopfen und Malz verloren, für uns gebe es keine

Hoffnung mehr. Und nun vernehmen wir, dass es auch für uns, so hoffnungslos verloren auch wir sein mögen, noch eine Hoffnung gibt. Die Kreuzesgnade Christi ist mächtig und vermögend genug, um auch noch die frommen Kreuziger zu retten. Wenn wir es nur einsähen, wenn es die Juden nur auch merkten, dass sie der Rettung bedürfen und dass ihnen die Rettung zugesagt ist! Aber nun hat sich ja der Jude abseits gestellt, wie einer, der am Wegrand eine Parade abnimmt, und lässt die verlorene Welt an sich vorbeimarschieren, kritisiert da einen, begutachtet dort einen, verurteilt diesen und verdammt jenen. Nun hat sich der Judeforsch und unverfroren auf Gottes Seite gestellt und meint, dadurch, dass er die Welt richte, sei er selber dem Gericht enthoben. O dieser Richtgeist in uns, in unseren Kirchen, Gemeinschaften und Sekten! O dieses unser Besserein- und Nichtverlorenenseinwollen! Zwar gibt es auch einen sündhaften Verzicht aufs Richten, indem die sittlichen Grundsätze bei einem überhaupt keine Rolle spielen. Man könnte aus sittlicher Laxheit und moralischer Fäulnis mit den anderen nachsichtig sein. Ein solches Nichtrichten wäre ein fauler Ruhm. Es gibt aber eben auch ein hochmütiges und selbstgerechtes Richten; das ist unsere, wie wir noch sehen werden, so überaus gefährliche, das ist die eigentliche Sünde der Frommen. Und schliesslich gibt es auch ein gottgewolltes, ein von Gott aufgetragenes Richten; dies aber geschieht so, dass derjenige, der die Last dieses Auftrages hat, sich selber vorab mit unter das Gericht stellt und sich solidarisch mitgerichtet weiss. Hochmütiges und selbstgerechtes Richten ist deshalb gefährlich, weil es auf den, der es ausübt, zurückfällt: «Denn mit welcherlei Gericht ihr richtet, werdet ihr gerichtet werden; und mit welcherlei Mass ihr messet, wird euch gemessen werden» (Matt. 7,2). Wer nicht als Verlorener und Geretteter, sondern als Zuschauer und Selbstsicherer richtet, der nimmt damit den Bumerang in seine Hand, jenes eigenartige australische Wurfgeschoss, das nach dem Gesetz der

Schraube auf den Punkt zurückschnellt, von dem es ausgegangen ist, also seinen Schleuderer trifft: «Darum, o Mensch, kannst du dich nicht entschuldigen, wer du auch bist, der da richtet. Denn worin du einen anderen richtest, verdammst du dich selbst; sintemal du eben dasselbe tust, was du richtest. Denn wir wissen, dass Gottes Urteil ist recht über die, so solches tun» (1.2).

Aber haben die Juden nicht doch einen Vorzug vor den Heiden, die Kirchgänger vor denen, die draussen bleiben, die Frommen vor den Weltleuten? Gewiss. Der ältere Sohn im Gleichnis hat einen Vorzug vor dem jüngeren, der in die Fremde zog; aber ist das ein Verdienst? Ist es ein Verdienst, wenn Gott einen von Jugend an festgehalten hat? Ist es ein Verdienst, wenn Christus von Kindsbeinen an hinter dir her gewesen ist und nicht Ruhe gab, bis dass er dich gefunden hat? Ist es ein Verdienst, wenn einer Wohlgefallen bekommt an Gottes Wort, wenn ihn hungert und dürstet nach dem Abendmahl? Wenn einem das Gebet so geschenkt ist, dass er sich sein Leben durchaus nicht mehr gebetslos vorzustellen vermag? Was gibt es da zu rühmen? Der Apostel antwortet: Güte ist es, Langmut und Geduld, unaussprechliche, unbegreifliche Güte, Reichtum an Güte. «Denkst du aber, o Mensch, der du richtest die, so solches tun, und tust auch dasselbe, dass du dem Urteil Gottes entrinnen werdest? Oder verachtest du den Reichtum seiner Güte, Geduld und Langmütigkeit? Weisst du nicht, dass dich Gottes Güte zur Busse leitet?» (3.4). Du Jude, dem nach allem, was am Karfreitag geschehen ist, Vergebung angeboten wird? Willst du diese Vergebung verachten? Du Frommer, der nach allem, was Gott kennt - Gott kennt dein Herz -, eingeladen ist zum Mahl und unter das Wort? Du verachtest Gottes Güte und träumst von Verdienst? O Mensch! O Mensch! Bedenke, was du im Begriff bist zu tun!

Tatsächlich werden wir Frommen hier mit den Heiden, die nicht in die Kirche kommen, von Gott zusammengezählt.

Wir mögen uns von ihnen distanzieren, wie wir wollen, in dem einen sind wir jetzt mit ihnen in ein Band genommen; nämlich, wie nun der Apostel weiterfährt, darin, dass Gott sowohl sie wie auch uns richten wird nach unseren Werken. «Du aber nach deinem verstockten und unbussfertigen Herzen häufest dir selbst den Zorn auf den Tag des Zorns und der Offenbarung des gerechten Gerichtes Gottes, welcher geben wird einem jeglichen nach seinen Werken» (5.6). Gericht nach den Werken! Das steht hier ganz saftig und stark am Eingang des Römerbriefes und erfährt durch dieses Kapitel hindurch eine nachhaltige Unterstreichung. Am Tage des Zorns wird gefragt werden: Was hast du getan, und was hast du nicht getan? An jenem Tag wird es, sagt der Apostel, Überraschungen geben zur Linken und zur Rechten. Es wird dann, am Jüngsten Gericht, welche geben, die als Weltmenschen anständig gelebt haben, mit anvertrautem Gut korrekt umgegangen sind, sich eines Mündels in Liebe angenommen haben, eine saubere Ehe führten und ein vorbildliches Familienleben pflegten. Diese werden dann staunen, wenn ausgerechnet ihnen zugerufen wird: «Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters, ererbet das Reich, das euch bereitet ist!» Aber umgekehrt wird es dann auch zur Rechten ein Erstauen absetzen. Da werden dann Kirchgänger, Fromme, nach ihren Werken gefragt, gezählt, auf die Waage gelegt und vielleicht zu leicht befunden. Es wird dann Preis und Ehre und ewiges Leben denen angeboten werden, die das Gute getan haben, und umgekehrt Ungnade, Zorn, Trübsal und Angst denen, die das Gute unterlassen und das Böse getan haben. Das wird dann mit einem Wort der Tag sein, «da Gott das Verborgene der Menschen durch Jesum Christum richten wird laut meines Evangeliums» (7-16).

Der Apostel bietet uns diese beiden Möglichkeiten aber nicht in jener heiteren Gelassenheit an, wie etwa eine Marktfrau am Dienstagmorgen auf dem Bundesplatz ihre roten oder gelben Pflaumen feilbietet. Nein, hier zittert die Stimme

des Apostels. Mensch, Mensch, wie wird das zuletzt werden! Mensch, Mensch, es ist gefährlich, sich auf den Tag des Zorns hin in Sicherheit zu wiegen! Es ist gefährlich, die eine Hand, die sich als Rettung anbietet, auszuschlagen. Denn zuletzt wird derjenige, der richten wird, der gleiche sein, der uns jetzt als Retter verkündigt ist. Eine Zwischenfrage drängt sich an dieser Stelle auf. Wie verhält sich dies Wort, dass Gott zuletzt nach unseren Taten richten wird, zu jenem anderen Wort, das ja die eigentliche Botschaft des Römerbriefs ist, dass wir allein aus Gnaden selig werden, im Glauben, ohne des Gesetzes Werke? Diese beiden Worte stehen tatsächlich da, hart nebeneinander. Man hat schon oft versucht, das eine gegen das andere auszuspielen und eins durchs andere abzutun. Aber sie stehen beide da. Wir haben es hier mit einem jener Doppelsätze zu tun, wie sie in der Heiligen Schrift nicht selten stehen; wir denken etwa an die Tatsache, dass ja auch von Christus die Rede ist als von einem wahren Gott und wahren Menschen, oder dass Gott Einer ist und der Dreieinige zugleich, beides, geheimnisvoll genug, miteinander. Wir müssen solche Sätze nebeneinander stehen lassen, wie sie stehen. Das Ganze werden wir dann einst erkennen, wenn unser Wissen nicht mehr Stückwerk ist. Dann wird manch ein Erkennen sich einstellen, auf das wir jetzt noch schmerzlich verzichten, worauf wir uns aber jetzt schon freuen dürfen; immerhin das Eine dürfen wir hier jetzt schon heraushören, und wer das tut, hat nicht wenig gehört, nämlich: dass die Gnade keine billige Gnade ist. Unter keinen Umständen ist die Gnade eine Unterbietung des Gesetzes. Der wirklich Begnadigte wird ein Täter des Wortes, kann nicht mehr anders, als im Rechten «sich immer strebend zu bemühen». Der wirklich Begnadigte wird selbstverständlich ein Mensch der Tat. Sowohl Paulus wie unsere reformatorischen Väter haben das nie anders gemeint. Wem Erbarmung widerfahren ist, «Erbarmung, deren ich nicht wert», dem ist es klar, was Christus unter den Worten

versteht: «Wenn ihr getan habt alles, was euch zu tun befohlen ist, so sprecht: Wir sind unnütze Knechte» (Luk. 17). «Denn es ist kein Ansehen der Person vor Gott. Welche ohne Gesetz gesündigt haben, die werden auch ohne Gesetz verloren werden; und welche unter dem Gesetz gesündigt haben, die werden durchs Gesetz verurteilt werden (sintemal vor Gott nicht, die das Gesetz hören, gerecht sind, sondern die das Gesetz tun, werden gerecht sein») (11-13).

Schliesslich kommt der Apostel auf ein Thema zu sprechen, dessen Erörterung man nie beiwohnen kann, ohne sich heilig und teuer vorzunehmen: Als Mensch der Kirche, als Gottesdienstbesucher auf und unter der Kanzel wollen wir in Zukunft den Mund nie mehr zu voll nehmen und nie mehr «hoch angeben». Paulus kommt nun nämlich darauf zu sprechen, dass wir Fromme für Gott oft alles andere sind als eine Empfehlung und Reklame: «Eurethalben wird Gottes Name gelästert unter den Heiden» (24). Anstatt Ehre haben wir Gott Schande bereitet. «Siehe aber zu: du heissest ein Jude» - fährt der Apostel fort - «und verlassest dich aufs Gesetz und rühmst dich Gottes und weisst seinen Willen» (17ff). Siehe, du bist ein Kirchgänger, verlassest dich auf deinen sonntäglichen Gottesdienstbesuch, rühmst dich Gottes und weisst Bescheid in Gottes Gebot. Du kennst deine Bibel besser als die Weltleute. Das ist ein Ruhm. Jude sein ist und bleibt ein Ehrenname, so gut wie auch Christ sein. Am Leben der Kirche beteiligt zu sein ist keine Kleinigkeit. Es ist wahrhaftig kein Geringes, angeredet zu werden mit Worten wie: «Ihr seid das Licht der Welt»; «Ihr seid das Salz der Erde»; «Ihr seid die Stadt auf dem Berge». Es ist eine grosse Sache, zu denen gehören zu dürfen, denen zugerufen wird: «Weide meine Schafe, weide meine Lämmer!» (Joh. 21) oder auch: «Was ihr auf Erden bindet, soll auch im Himmel gebunden sein» (Matt. 16); oder gar: «Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker» (Matt. 28). Welch ein köstlich Amt ist es doch,

«Haushalter über Gottes Geheimnisse» sein zu dürfen (1.Kor. 4)!

Wenn man diese Hoheit des Christenstandes einmal innege-
worden ist, wie klein kommt man sich dann vor! Kann man
dann von etwas anderem leben als eben von der Gnade?
Eben das ist es ja nun, was der Apostel hier den selbstge-
rechten Frommen sagt: «Du vermisst dich, ein Leiter der
Blinden zu sein, ein Licht derer in der Finsternis, ein Züch-
tiger der Toren, ein Lehrer der Einfältigen; du predigst den
andern und predigst dir selber nicht» (19-20). O dieses Zum-
Fenster-hinaus-Predigen! Und dieses Predighören für die
anderen, die draussen sind, im Gedanken: Wäre jetzt der o-
der jener anwesend, wie gut täte ihm das! «Du predigst, man
solle nicht stehlen, und du stiehst»; Wer unter uns stiehlt
nicht? Und wäre es auch nur, dass man dem anderen vor der
Sonne steht! «Du sprichst, man solle nicht ehebrechen, und
du brichst die Ehe.» Wer bricht die Ehe nicht, gemessen an
Jesu bekanntem Wort aus der Bergpredigt: «Wer ein Weib
ansieht, ihrer zu begehren, der hat schon mit ihr die Ehe ge-
brochen in seinem Herzen.» «Dir greuelst vor den Götzen,
und du raubst Gott, was sein ist.» Der Tempelraub, der hier
den Juden vorgeworfen wird, ist vielleicht eine Anspielung
auf die skandalösen Zustände im Tempelhof oder gar auf die
Kreuzigung des Herrn, die ja der schlimmste, der eigentliche
Tempelraub aller Zeiten ist. Wenn Gott die Ehre nicht geben
Tempelraub ist, wer ist dann kein Tempelräuber? Welcher
Fromme trägt nicht Leid darüber, dass jene, die uns vorwer-
fen, wir seien um kein Haar besser als sie, oft nur zu recht
haben? Welchem Christ des 20. Jahrhunderts treibt es nicht
die Schamröte ins Gesicht darüber, dass so spärliche Früchte
der Rettung sichtbar und greifbar sind? Wahrlich «unserthal-
ben wird Gott gelästert unter den Heiden», wie geschrieben
steht. O Mensch, gottloser, vor allem aber frommer Mensch,
an wen willst du dich halten, wenn nicht an Den, der für dich
gestorben ist? O Mensch! O Mensch!

Aber da kommt noch ein letztes Brett in Sicht, woran man sich allenfalls klammern könnte: Der Jude ist beschnitten; er trägt das Bundeszeichen an seinem Leib. Wer will es ihm rauben? Rettet es ihn nicht? Der Christ ist getauft. Vermag ihn die Taufe, das Sakrament nicht zu retten? Wer will, sei es die Beschneidung, sei es die Taufe, rückgängig machen? Vor solcher Argumentation, so logisch sie sein mag, kann ein Paulus nur warnend rufen: O Mensch, o Mensch! Wenn aus dem Sakrament nicht das Werk und rechte Verhalten erwachsen, dann wird die Beschneidung, dann wird die Taufe gleichsam ausgehöhlt und entleert. Wenn sie dir ein Vorwand wird, ein Nichtstuer im Reiche Gottes zu sein, dann nützt dir die Beschneidung und die Taufe nichts, ist nur noch eine hinfallige Schale ohne Inhalt geworden. «Denn das ist nicht ein Jude, der auswendig ein Jude ist, auch das ist nicht eine Beschneidung, die auswendig am Fleisch geschieht; sondern das ist ein Jude, der's inwendig verborgen ist, und die Beschneidung des Herzens ist eine Beschneidung, die im Geist und nicht im Buchstaben geschieht» (25-29). So wie es Vorhautjuden gibt, wie Paulus hier sagt, so gibt es Hautchristen, deren Taufe nur die Oberfläche berührt, und wenn sie unters Wort kommen, dann rinnt es an ihnen herunter wie Wasser an der Ente. Das ist Hautchristentum; und diese christliche Haut pflegt besonders zäh zu sein.

Nein, es gibt schlechterdings nichts, woran wir uns halten könnten, als die Christusgnade allein. Man wird etwa in der Konfirmandenklasse gefragt, warum es Kirchen gebe, auf deren Turmspitze ein Hahn steht. Was dieser Hahn immer auch noch zu bedeuten haben mag - für uns hat der Turmhahn die Bedeutung, dass er uns, sooft wir den Fuss in eine Kirche setzen, an jenen Hahn erinnert, der dreimal krächte, als Petrus seinen Herrn dreimal verleugnete. Seither wissen wir ein für allemal, dass man in der Kirche Christi nicht anders existieren kann, es sei denn als einer, der von der Vergebung lebt. Jeder Atemzug in der christlichen Kirche ist

Vergebung. «Die Christusbotschaft ist eine Gotteskraft, zu retten alle Glaubenden, auch die Heiden, aber - vornehmlich die Juden» - !

Die Gerechtigkeit der Ungerechten

¹ Was haben denn die Juden für Vorteil, oder was nützt die Beschneidung? ² Fürwahr sehr viel. Zum ersten: ihnen ist vertraut, was Gott geredet hat. ³ Dass aber etliche nicht daran glauben, was liegt daran? Sollte ihr Unglaube Gottes Glauben aufheben? ⁴ Das sei ferne! Es bleibe vielmehr also, dass Gott sei wahrhaftig und alle Menschen Lügner; wie geschrieben steht: «Auf dass du gerecht seist in deinen Worten und überwindest, wenn du gerichtet wirst.» ⁵ Ist's aber also, dass unsre Ungerechtigkeit Gottes Gerechtigkeit preist, was wollen wir sagen? Ist denn Gott auch ungerrecht, dass er darüber zürnt? (Ich rede also auf Menschenweise.) ⁶ Das sei ferne! Wie könnte sonst Gott die Welt richten? ⁷ Denn so die Wahrheit Gottes durch meine Lüge herrlicher wird zu seinem Preis, warum sollte ich denn noch als ein Sünder gerichtet werden ⁸ und nicht vielmehr also tun, wie wir gelästert werden und wie etliche sprechen, dass wir sagen: «Lasset uns Übles tun, auf dass Gutes daraus komme»? Welcher Verdammnis ist ganz recht.

⁹ Was sagen wir denn nun? Haben wir einen Vorteil? Gar keinen. Denn wir haben droben bewiesen, dass beide, Juden und Griechen, alle unter der Sünde sind, ¹⁰ wie denn geschrieben steht: «Da ist nicht, der gerecht sei, auch nicht einer. ¹¹ Da ist nicht, der verständig sei; da ist nicht, der nach Gott frage. ¹² Sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig geworden. Da ist nicht, der Gutes tue, auch nicht einer. ¹³ Ihr Schlund ist ein offnes Grab; mit ihren Zungen handeln sie trügglich. Otterngift ist unter ihren Lippen; ¹⁴ ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit. ¹⁵ Ihre Füße sind eilend, Blut zu vergiessen; ¹⁶ auf ihren Wegen ist eitel Schaden und Herzeleid, ¹⁷ und den Weg des Friedens wissen sie nicht. ¹⁸ Es ist keine Furcht Gottes vor ihren Augen.» ¹⁹ Wir wissen aber, dass, was das Gesetz sagt, das sagt es denen, die unter dem Gesetz sind, auf dass aller Mund

verstopft werde und alle Welt Gott schuldig sei; ²⁰ darum, dass kein Fleisch durch des Gesetzes Werke vor ihm gerecht sein kann; denn durch das Gesetz kommt Erkenntnis der Sünde.

²¹ Nun aber ist ohne Zutun des Gesetzes die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, offenbart und bezeugt durch das Gesetz und die Propheten. ²² Ich sage aber von solcher Gerechtigkeit vor Gott, die da kommt durch den Glauben an Jesum Christum zu allen und auf alle, die da glauben. ²³ Denn es ist hier kein Unterschied: sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten, ²⁴ und werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist, ²⁵ welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl durch den Glauben in seinem Blut, damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiere in dem, dass er Sünde vergibt, welche bisher geblieben war unter göttlicher Geduld; ²⁶ auf dass er zu diesen Zeiten darbiete die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt; auf dass er allein gerecht sei und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jesum. ²⁷ Wo bleibt nun der Ruhm? Er ist ausgeschlossen. Durch welches Gesetz? Durch der Werke Gesetz? Nicht also, sondern durch des Glaubens Gesetz. ²⁸ So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. ²⁹ Oder ist Gott allein der Juden Gott? Ist er nicht auch der Heiden Gott? Ja freilich, auch der Heiden Gott. ³⁰ Sintemal es ist ein einziger Gott, der da gerecht macht die Beschnittenen aus dem Glauben und die Unbeschnittenen durch den Glauben. ³¹ Wie? Heben wir denn das Gesetz auf durch den Glauben? Das sei ferne! sondern wir richten das Gesetz auf. Römer 3

Wir sehen jetzt den Menschen, sowohl den heidnischen wie den jüdischen, vor Gott; der Mensch, ohne Unterschied, wer immer er sei, «mangelt des Ruhmes, den er bei Gott haben sollte». Dass wir jetzt vor Gott gestellt sind, das zu beachten

ist hier nicht nebensächlich. Von all den namhaften Aussagen über den Menschen, die man nun auch in diesem Kapitel zu hören bekommt, versteht man nicht ein Wort, wenn man auch nur einen Augenblick ausser Betracht lässt, dass der Mensch nun vor Gott steht. Durch alles bisher Gesagte ging es dem Apostel ja immer schon eben darum, uns an diesen Platz zu führen, an den Platz vor Gott. Dabei hat es ihn sichtlich einige Mühe gekostet, uns gerade an diesen Ort, und an keinen anderen, zu bekommen. So wie der Hirt beim Eintun der Herde die etwas ungebärdigen Schafe, Rinder und Füllen mit Umsicht und Gewandtheit der engen Stalltür zutreibt, so sehen wir uns nun durch den Apostel vor die schmale Himmelstür getrieben. Dabei war es nicht zu vermeiden, dass der Apostel von seinem Stecken Gebrauch machen musste; denn der Platz vor Gott kommt uns Menschen ungewohnt, um nicht zu sagen unheimlich vor; wir möchten lieber nicht dort stehen und hätten genug Gründe, auszukneifen. Wenn der Apostel uns diese Ausflucht verwehrt, dann ist er von bester Absicht geleitet. Wenn der Hirt die Herde zum schützenden Stall treibt, dann meint er es gut, und wenn Paulus uns an den Platz vor Gott treibt, meint er es gut. Umgekehrt sind Ausreissversuche hier selbstgefährlich. Die Himmelstür, der Platz vor Gottes Thron und Angesicht, ist nämlich der einzige Ort, an dem der Mensch die Möglichkeit und Chance hat, zu erkennen, was ein Sünder und was überhaupt Sünde ist. Vor Gott ist der eine Ort, da die Worte gelten: «Denn es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie vor Gott haben sollten» (wörtlich «mangeln der Herrlichkeit Gottes») (23).

Wir haben die Sündenerkenntnis eben eine Chance genannt. Es ist ein wahres Glück, wenn es einem Menschen aufgeht, was Sünde ist, so wie es ein Glück ist, wenn der Arzt die Natur der Krankheit erkennt. Wer sich als Sünder erkennt, dem ist schon gewaltig geholfen, bei dem ist der Entscheid zur Genesung hin schon gefallen. Wer aber umgekehrt nie

erkennt, was Sünde und ein Sünder ist, der wird sein Lebtag auch nie erfahren, was das Heil und wer der Heiland ist. Darum wohl jedem, der jetzt von Herzen einzustimmen vermag in die Worte: «Denn es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhms, den sie bei Gott haben sollten.»

Man kann tatsächlich den Platz vor Gott, an den wir uns hier gestellt sehen, meiden und verlassen. Man kann abseits und abgesehen von Gott, man kann unter Ausschluss Gottes sich seine Ansicht über den Menschen bilden und sich dann auch dementsprechend äussern. Versuchen wir es einen Augenblick, ohne Gott ins klare zu kommen darüber, wie es um den Menschen steht. Jedes selber gemachte Urteil über den Menschen wird mehr oder weniger pessimistisch oder optimistisch sein. Es wird etwa lauten, der Mensch sei von Natur gut, man solle ihn nur nicht verderben. Mit diesem Urteil aber wäre der Grund gelegt zu einer unabsehbaren Folge von Enttäuschungen, weil die Wirklichkeit des Menschen nun einmal anders ist. Auch der beste Mensch ist eben Mensch, und Mensch sein heisst Sünder sein. Umgekehrt wird der Pessimist behaupten, der Mensch sei schlecht. Und auch das ist nicht wahr; auch der Bösewicht hat seine guten Seiten. Es ist falsch, an irgendeinem Menschen keinen guten Faden zu lassen; kann es doch geschehen, dass ein Massenmörder unmittelbar von blutiger Tat hinweg unter Gefahr, erwischt zu werden, sich in seine Wohnung zurück schleicht, weil ihm eben in den Sinn gekommen ist, dass er vergessen hat, diesen Morgen dem Kanarienvogel Wasser zu geben. Das sind unsere Ansichten über den Menschen, solange wir uns nur gegenseitig, als Menschen unter sich, aneinander messen und miteinander vergleichen: Keiner ist ganz gut, keiner ist ganz schlecht; wir haben alle unsere Fehler, sehr unterschiedlich, die einen mehr, die andern weniger, gröbere die einen, die anderen feinere. Wir sind demnach beides, gut und schlecht, schlecht und gut, sind beides immer mehr oder weniger.

Menschen untereinander sind ein Gemisch von Tugenden und Fehlern, wobei es selbstverständlich ist, dass jeder einigermassen anständige Bürger sich redlich müht, die Anzahl seiner Fehler nach Kräften zu reduzieren, die Tugenden aber zu mehren, denn «edel sei der Mensch, hilfreich und gut». Es ist nicht fein, über dieses immer strebende Sichbemühen, wo es ernstlich geschieht, sich geringschätzig zu äussern, oder gar darüber sein Gespött zu haben. Wem das Missgeschick, ja das Unheil, widerfährt, Christus nie erkannt zu haben, wer Christus nie begegnet ist, für den ist es immer noch das Geratenste und das Beste, mit aller Anstrengung, deren er fähig ist, nach hohen und höchsten Tugenden zu streben.

Uns aber ist hier nun das Glück widerfahren, dass uns der Apostel zur Himmelstür getrieben hat; und uns ist es nun glücklicherweise nicht gelungen, dem Hirten durch die Latzen zu gehen. Wir sind nun unausweichlich vor Gottes Thron gestellt. Gemessen an Gott aber, einzig an diesem Ort, ist man ein Sünder. Paulus schildert hier anhand von Schriftworten, wie das ist, wenn der Mensch aus den weiten Gefilden der Fehler und Tugenden in den Engpass und Abgrund der Sünde gerät, wenn einem Menschen vor Gottes durchdringendem Auge aufgeht, wie es um ihn in Gottes Urteil steht. Dabei fällt an den zitierten Schriftworten auf, wie vor allem die Sprechorgane durch die Sünde belegt und behaftet sind: «Ihr Schlund ist ein offenes Grab; mit ihrer Zunge handeln sie trügllich; Otterngift ist unter ihren Lippen; ihr Mund ist voll Fluchens und Bitterkeit» (13.14). Sünde ist ein geistiges Geschehen, wir sündigen tatsächlich nicht allein in Werken, sondern, wie es in der Abendmahlsliturgie heisst, «in Gedanken, Neigungen, Worten und Werken». Das Urteil aber, gemessen an Gott, lautet: «Da ist keiner, der Gutes tue, auch nicht einer.» «Sie sind alle abgewichen und allesamt untüchtig geworden. Da ist nicht, der gerecht ist, auch nicht einer. Da ist nicht, der verständig sei; da ist nicht, der nach Gott frage» (10-12). Gott kann man auf tausend nicht eins

antworten; vor dieser Jury kann man tatsächlich nur den Mund halten; lächerlich, lästerlich, vor dem Scheinwerferlicht des heiligen Gottes von Tugenden reden zu wollen, die man allenfalls auch hat; da, vor Gottes Heiligkeit wird einem der Mund gestopft. Paulus führt vor allem Stellen aus den Psalmen, aus Hiob und dem Propheten Jesaja an, um den Zustand des Menschen auf dem Platz vor Gott zu schildern. Wir mögen zusätzlich etwa auch bedenken, wie Mose anlässlich seiner Begegnung mit Gott die Schuhe auszieht, denn der Ort, an dem er steht, ist heilig Land; wie David in den Ruf ausbricht: «An dir allein habe ich gesündigt und übel vor dir getan». Wir hören den jungen Jesaja, bis zu dieser Stunde ein flotter, lieber Mensch «aus guter Familie», aber nun steht er auf dem Platz vor Gott und kann darum, bevor er gänzlich verstummt, nur noch ausrufen: «Weh mir, ich vergehe, denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk mit unreinen Lippen»; und der Zöllner im Tempel! Der hätte ganz unten in seinem Sündenkratten bestimmt auch noch einige, wenn auch schwächliche Tugenden mit sich gehabt. Aber wer will vor Gott von seinen Tugenden sprechen? Kann man da etwas anderes als an die Brust schlagen, den Blick senken und sagen: «Gott sei mir Sünder gnädig»? Und Petrus! An jenem Morgen des wunderbaren Fischzugs, als ihm in der Person Christi die Nähe und Wirklichkeit Gottes aufgeht, hält er es nicht aus in dieser Nähe; auf dem Platz vor Gott vermag Petrus nur noch den Schrei auszustossen: «Gehe von mir hinaus, denn ich bin ein sündiger Mensch.» Auf dem Platz vor Gott kann man tatsächlich nur ein Verlorener sein, ein Sterbender, einer, mit dessen Leben abgerechnet ist.

Ich habe letzthin in die Memoiren eines Schwerverbrechers Einblick bekommen, worin dieser sich unter anderem darüber ausspricht, was ihn am ganzen Strafvollzug am meisten getroffen habe. Für ihn die schmerzlichste Stunde sei unmittelbar nach dem Eintritt ins Zuchthaus gekommen, als er vor

den Augen eines Wärters alle seine geringen Habseligkeiten habe herauslegen müssen: den Kamm und den Spiegel, den Bleistift, den Füller und das Notizbüchlein, das Messer, das Portemonnaie, die Armbanduhr und schliesslich die Kleider selber. Und dann stand er nackt da und schlüpfte in ein fremdes, kaltes Sträflingskleid. Etwas von diesem Schmerz der Enteignung bis auf die nackte Haut ergreift einen, wenn man dieses Kapitel liest. Es wird einem hier keine Demütigung und kaum eine Bitternis erspart. Alle Perlen werden einem hier abgenommen. Trauern wir ihnen nicht nach! Es soll uns ja hier die eine Perle geschenkt werden, vor deren Glanz alle eigenen verblassen wie Warenhausperlen, die eine, welche die köstliche heisst: «und werden ohne Verdienst gerecht, aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist» (24). Alle eigenen Kleider sind uns hier ausgezogen, gewiss, «jetzt aber ist ohne Zutun des Gesetzes die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, offenbart» (21). Man beachte den verhaltenen Jubel, der aus diesem «Jetzt aber» hervorbricht! «Jetzt aber» wird uns ein anderes Kleid gereicht, und siehe, es ist kein fremdes, kaltes Häftlingskleid; was wir bis jetzt trugen, das war ja ein Sträflingskleid! «Jetzt aber» ist die Stunde gekommen, da uns das neue Kleid, das Kleid des Begnadigten, des Freigelassenen, des Sohnes, der Tochter, dargereicht wird. «Jetzt aber» hören wir die Stimme des Vaters, die ruft: «Bringet das beste Kleid hervor und tut es ihm an, und gebt ihm einen Fingerreif an seine Hand und Schuhe an seine Füße.» «Jetzt aber» sollen wir wie Kinder im Hause des Vaters eingekleidet und geschmückt werden. Es sitzen hier unter uns Schwestern. Für euch mag damals der Tag eurer «Einkleidung» ein grosser Tag gewesen sein. Hier ist nun uns allen eine Einkleidung angeboten, und wir kommen uns dabei vor wie Königskinder.

Und das dank der «Erlösung, so durch Christum Jesum geschehen ist». Man fragt sich, selber ausserstande, zu fassen, was hier angeboten wird, ob da auch alles mit rechten

Dingen zugehe? Man hat Mühe, das unwahrscheinliche Glück zu realisieren. Jawohl, es ist hier mit rechten Dingen zugegangen. Streng rechtlich ist da geurteilt und abgerechnet worden, es ist kein Irrtum unterlaufen, haben wir nur keine Angst, es könnte nachträglich ein Rechnungsfehler das ganze Resultat in Frage stellen! Wir sind jetzt froh, dass der Apostel das Gnadenangebot im harten Wortgefäss «Gerechtigkeit» uns darbietet. Es geht hier gerecht zu. Christus ist nämlich der Mann, der uns unser Sträflingskleid abgenommen hat, um es an unserer Statt selber anzuziehen und zu tragen. Christus hat sich für uns enteignen lassen, und wie! «Er entäusserte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an und ward gehorsam bis zum Tod, ja, bis zum Tod am Kreuz.» Da ist nichts verbogen oder gar gemogelt worden. Gott hat da nicht einfach «ein Auge zugedrückt» und dergleichen getan, als sähe er unsere Sünde nicht, im Gegenteil, er allein sieht sie ja. Er hat sie immer schon gesehen und mit uns Langmut geübt, aber jetzt ist die Stunde gekommen, da abgerechnet wird bis auf den letzten Heller. Gott nimmt unsere Schuld von uns und setzt sie aufs Schuldkonto Christi. Das ist Gottes Gerechtigkeit, so sieht sie aus. Es sind hier Kleider gewechselt worden. Gott hat uns das Gewand des Erlösers geschenkt und hat unser «unflätig Kleid» an sich genommen. So ganz hat er die Rechnung zum Stimmen gebracht. «Welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl, durch den Glauben in seinem Blut, damit er die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt, darbiete in dem, dass er Sünde vergibt, welche bisher geblieben war unter göttlicher Geduld; auf dass er zu dieser Zeit darböte die Gerechtigkeit, die vor ihm gilt; auf dass er allein gerecht sei und gerecht mache den, der da ist des Glaubens an Jesum» (25.26).

«Welchen Gott hat vorgestellt zu einem Gnadenstuhl», das ist für uns ein fremdes Wort, es stammt aus dem Kultus des Alten Testaments; es ist jene goldene Platte im Allerheiligsten des Tempels, von zwei Engelgestalten gehalten und

von ihren Flügeln überschattet. Sie ist in der Zeit des Alten Bundes der Ort, an dem Gott selber wohnt, der Ort, von dem aus Gott mit Mose redet, der Ort, der am grossen Versöhnungstag mit dem Blut eines Opfertieres besprengt wird - und dieser heilige Ort der Vergebung, dieser «Gnadenstuhl», sagt Paulus hier, ist jetzt Jesus Christus. Christus hat bezahlt und vergeben und hat damit an unserer Statt die Gerechtigkeit erfüllt, hervorgebracht und dargeboten. Diese Erlösungstat ist schlechterdings unfassbar, ähnlich wie die Erschaffung der Welt aus nichts, wie die Auferweckung des Herrn im Geheimnis der Ostern. So hat Christus uns Ungerechte gerecht gemacht. Er, er selber ist die Gerechtigkeit der Ungerechten. Wahrlich von uns ist da die Rede, wo es heisst: «Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden, er war verloren und ist wieder gefunden worden.» Man begreift jetzt Luther, der sich dahin äussert, dies dritte Kapitel des Römerbriefes sei das Herzstück des Briefes, der ganzen Heiligen Schrift überhaupt. Wir aber halten es mit jenem alten frommen Ausleger (Bengel), der an dieser Stelle stauend innehält und die Bemerkung an den Rand schreibt: «Gepreyset seist du, o gerechter Gott, dass du ein so verlorenes Geschlecht, wie wir Menschen waren, zur Gerechtigkeit gebracht hast.»

Aber auch wenn man dies Wunder aller Wunder nicht mit dem Verstande zu fassen vermag - im Glauben sollen und dürfen wir es annehmen: «So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben» (28). Dass Gott so lieb ist, so unglaublich grosszügig, dass er uns gratis die Gerechtigkeit schenkt, das dürfen wir glauben! Dass er uns liebt und nicht hasst, dass er uns nicht umbringt, sondern will, dass wir leben, das dürfen wir glauben! Und glauben dürfen und sollen wir, dass er uns Ungerechte gerecht erklärt, uns Tote auferweckt. Und wir sollen glauben, dass Gott dazu imstande ist und keines Menschen Beihilfe und Unterstützung bedarf; dass Gott

allein gerecht ist und gerecht macht, allein in Jesus Christus, das kann man einzig im Glauben fassen, so sehr allein im Glauben, dass schliesslich auch der Glaube selber kein Werk ist; es ist also nicht so, dass zuletzt doch noch der Glaube eine Art Tugend und Verdienst würde und zu unserem Heile beitragen könnte; nein, der Glaube ist erst recht Begnadigung Gottes, erst recht Gnadengeschenk. Das «sola fide» unserer reformatorischen Glaubensväter besteht hier zu Recht: «Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben» - «allein durch den Glauben», das ist der rote Faden, der diesen ganzen Brief durchzieht.

Vor Gottes heiliges und gnädiges Angesicht gezogen, sind wir nun freilich in die Entscheidung gestellt, ob wir da wollen stehen bleiben? Ob wir es da aushalten? Ja, wer hielte es in der Nähe dieses Feuers aus, wenn nicht Gottes Hand selber uns festhielte? Wie mancher stand schon vor der Himmelstür und ist dann wieder weggegangen! Eine besonders versuchliche Art, hier auszukneifen, bestünde jetzt darin, dass wir die so genannte Logik aufmarschieren liessen. Wir würden dann, anstatt schlicht zu glauben, mit Hilfe des Verstandes, der uns als Gottesgabe zum richtigen Gebrauch geschenkt ist, uns zu allerlei Einwänden hinreissen lassen. Gleich am Eingang dieses umfangreichen Kapitels treten derartige logische Einwendungen auf den Plan, und zwar mit der deutlichen Absicht, hier eine Ausnahme von der Regel zu statuieren. Der Jude, der Fromme meldet sich da, unmittelbar vor Torschluss, noch einmal mit der Frage, ob er denn vor den Ungerechten aus den Heiden wirklich nichts voraus habe? «Was haben denn die Juden für Vorteil, und was nützt die Beschneidung?» (1). Darauf antwortet Paulus: Doch, doch, du hast etwas voraus. «Fürwahr, sehr viel, ihnen ist vertraut, was Gott geredet hat» (2). Gottes Wort hast du voraus, das ist nicht nichts. Dieser Vorzug soll dir auch nicht genommen werden. Aber ist das dein Verdienst? Dass dir trotz deines notorischen Unglaubens Gottes Wort noch nicht

entzogen ist, das ist Gottes Treue. «Und wenn auch etliche nicht daran glauben, was liegt daran? Sollte ihr Unglaube Gottes Treue aufheben?» (3). Das heisst, Gottes Treue ist stärker als der Unglaube der Juden. Aber eben an dieser Stelle meldet sich nun eine von diesen der Logik entspringenden Fragen: Wenn doch Gottes Treue stärker ist als unser Unglaube, wenn doch menschliche Sünde Gottes Gnade so herrlich auf den Leuchter rückt, die eine Perle so hell aufstrahlen lässt, warum sündigen wir dann nicht fröhlich drauflos? Darauf antwortet der Apostel so, wie man zu allen Zeiten «konsequenten Narren» (Barth) antworten muss: Wenn du verdammt werden willst, so sündige fröhlich drauflos - «welcher Verdammnis ist ganz recht!» (4-8).

Wir von uns aus hätten ja bei dieser Gelegenheit auch einige Fragen aus dem Winkel der Logik anzumelden und beizufügen:

1. Ist es wirklich nötig, dass der Mensch zuvor total enteignet werde, um die Gnade empfangen zu können? Warum sollte es Gott nicht auch anders möglich sein? Aber eben, Gott selber hält totale Enteignung offenbar für notwendig. Gott weiss um unser hochmütiges Wesen, das auch da noch eine Rolle spielen will, wo alle menschlichen Rollen ausgespielt sind, nämlich da, wo es gilt, in den Himmel zu kommen. Darum verfügt Gott so unerbittlich Kahlschlag in unseren stolzen Waldungen, um nachher ganz neu und von Grund aus aufzuforsten, damit kein Zweifel mehr darüber bestehe, wer Gott ist und wer wir sind.
2. Ist es nötig, über die wichtigste Botschaft, die es gibt, ein so kompliziertes Kapitel zu schreiben, wie der Apostel es hier tatsächlich tut? Wäre es nicht viel einfacher und besser, zu sagen: Gott ist lieb, Gott ist unendlich gütig - basta!? Das genügt Gott offenbar nicht. Hier soll exakt geredet werden. Hier, wo es ums Heil der Welt

geht, hält Gott auf Präzision. Unser Heil ist Gott so wichtig, dass Er es auf einen Grund stellt, der vor Gott und Menschen rechtsgültig und rechtskräftig ist. Eine Einfachheit, die Unklarheit wäre, wäre gerade hier zu riskant.

3. Warum ist Paulus so einseitig? Warum dieses beharrliche Betonen, dass unser Heil ganz und gar nur Gnade ist und in keiner Weise menschliches Verdienst? Warum lässt der Apostel hier so geflissentlich rein nichts Menschliches durch und hütet an dieser Stelle das Tor, einem Goalkeeper zum Trotz? Ist das Benehmen des Apostels hier nicht sehr ähnlich dem, was die moderne Seelenkunde Monomanie nennt? Es gibt eine Vielseitigkeit, die nicht fördert, und es gibt Situationen, da Einseitigkeit geboten ist. Es geht hier um Gottes Ehre. Wenn schon ein Torhüter dort, wo es um die Ehre, ums Prestige eines Fussballklubs geht, mit ganzer Hingabe sich bald auf den Boden wirft, bald in die Luft schnellt, warum sollte Paulus weniger auf das Eine bedacht sein hier, wo es darum geht, dass Gott allein die Ehre hat, der Erlöser der Welt zu sein?

Darum, wer es im Glauben kindlich annehmen darf, der nehme es an, gehe hin und feiere jetzt Sonntag! Er wird es tun in der frohen Empfindung, ein solcher Sonntag sei ihm noch nie zuteil geworden wie heute, da er vernommen hat, dass es für uns Ungerechte eine Gerechtigkeit gibt, «die da kommt durch den Glauben an Jesum Christum zu allen und auf alle, die da glauben» (22).

Abraham, der misslungene Gegenbeweis

¹ Was sagen wir denn von unserm Vater Abraham, dass er gefunden habe nach dem Fleisch? ² Das sagen wir: Ist Abraham durch die Werke gerecht, so hat er wohl Ruhm, aber nicht vor Gott. ³ Was sagt denn die Schrift? «Abraham hat Gott geglaubt, und das ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet.» ⁴ Dem aber, der mit Werken umgeht, wird der Lohn nicht aus Gnade zugerechnet, sondern aus Pflicht. ⁵ Dem aber, der nicht mit Werken umgeht, glaubt aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit. ⁶ Nach welcher Weise auch David sagt, dass die Seligkeit sei allein des Menschen, welchem Gott zurechnet die Gerechtigkeit ohne Zutun der Werke, da er spricht: ⁷ «Selig sind die, welchen ihre Ungerechtigkeiten vergeben sind und welchen ihre Sünden bedeckt sind! ⁸ Selig ist der Mann, welchem Gott die Sünde nicht zurechnet!»

⁹ Nun diese Seligkeit, geht sie über die Beschnittenen oder auch über die Unbeschnittenen? Wir müssen ja sagen, dass Abraham sei sein Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet. ¹⁰ Wie ist er ihm denn zugerechnet? Als er beschnitten oder als er unbeschnitten war? Nicht, als er beschnitten, sondern als er unbeschnitten war. ¹¹ Das Zeichen aber der Beschneidung empfing er zum Siegel der Gerechtigkeit des Glaubens, welchen er hatte, als er noch nicht beschnitten war, auf dass er würde ein Vater aller, die da glauben und nicht beschnitten sind, dass ihnen solches auch gerechnet werde zur Gerechtigkeit; ¹² und würde auch ein Vater der Beschneidung derer, die nicht allein beschnitten sind, sondern auch wandeln in den Fussstapfen des Glaubens, welcher war in unserm Vater Abraham, als er noch nicht beschnitten war. ¹³ Denn die Verheissung, dass er sollte sein der Welt Erbe, ist nicht geschehen Abraham oder seinem

Samen durchs Gesetz, sondern durch die Gerechtigkeit des Glaubens. ¹⁴ Denn wo die vom Gesetz Erben sind, so ist der Glaube nichts, und die Verheissung ist abgetan. ¹⁵ Sinte mal das Gesetz nur Zorn anrichtet; denn wo das Gesetz nicht ist, da ist auch keine Übertretung. ¹⁶ Derhalben muss die Gerechtigkeit durch den Glauben kommen, auf dass sie sei aus Gnaden und die Verheissung fest bleibe allem Samen, nicht dem allein, der unter dem Gesetz ist, sondern auch dem, der des Glaubens Abrahams ist, welcher ist unser aller Vater ¹⁷ (wie geschrieben steht: «Ich habe dich gesetzt zum Vater vieler Völker») vor Gott, dem er geglaubt hat, der da lebendig macht die Toten und ruft dem, was nicht ist, dass es sei. ¹⁸ Und er hat geglaubt auf Hoffnung, da nichts zu hoffen war, auf dass er würde ein Vater vieler Völker, wie denn zu ihm gesagt ist: «Also soll dein Same sein.» ¹⁹ Und er ward nicht schwach im Glauben, sah auch nicht an seinen eigenen Leib, welcher schon erstorben war (weil er fast hundertjährig war), auch nicht den erstorbenen Leib der Sara; ²⁰ denn er zweifelte nicht an der Verheissung Gottes durch Unglauben, sondern ward stark im Glauben und gab Gott die Ehre ²¹ und wusste aufs aller gewisseste, dass, was Gott verheisst, das kann er auch tun. ²² Darum ist's ihm auch zur Gerechtigkeit gerechnet.

²³ Das ist aber nicht geschrieben allein um seinetwillen, dass es ihm zugerechnet ist, ²⁴ sondern auch um unsertwillen, welchen es soll zugerechnet werden, so wir glauben an den, der unsern Herrn Jesus auferweckt hat von den Toten, ²⁵ welcher ist um unsrer Sünden willen dahingegeben und um unsrer Gerechtigkeit willen auferweckt. Römer 4

Das Gespräch dreht sich hier immer noch um die Frage, wie man in den Himmel komme, ob überhaupt, und wenn ja, unter welchen Umständen. Diese Frage ist immerhin wichtig genug, dass man sich um ihre Beantwortung redlich müht. Wenn auch dieses vierte Kapitel sich nicht leicht liest, dann wollen wir doch nicht vergessen: Es geht hier um das Letzte,

Grosse und Ganze, um die Frage auf Leben und Tod, um Zeit und Ewigkeit, ohne deren Beantwortung unser Dasein ein fensterloser Raum bliebe - gibt es doch, will uns scheinen, weit weniger wichtige Probleme, über deren Lösung wir uns den Kopf zerbrechen, über die wir dickleibige Bücher studieren, da uns keine Mühe zu gross ist, im Schweisse unseres Angesichtes zur Klarheit durchzudringen.

Und nun also: Wie kommt man in den Himmel? Bekanntlich hat Christus einmal von der Himmelstür gesagt, sie sei eng und der Weg zu ihr sei schmal: «Die Pforte ist eng, und der Weg ist schmal.» Diese Enge ist aber nicht zu verwechseln mit menschlicher Engherzigkeit. So wie tausend Jahre vor Gott sind wie ein Menschentag, so ist das, was vor Gott ein schmaler Weg heisst und eine enge Pforte, tausendmal breiter als unsere stolzesten Fahrbahnen und Portale. Denn dieser schmale Weg und diese enge Pforte ist ja Christus. Er ist der Weg und er ist die Tür; und Christus ist nicht eng, sonst würde er nicht alle Völker einladen, diesen Weg zu betreten und durch diese Pforte zu schreiten. Und wenn sie kämen, alle Völker, wenn am heutigen Tag alle 2400 Millionen Menschen sich aufmachten - es gäbe keine Verkehrsstockung, und Christus müsste seine Einladung nicht einschränken oder gar rückgängig machen. Gottes Himmel ist gross. Es hat die ganze Erde, es haben Dutzende von Erden darin Platz. Schmal ist der Weg und eng die Pforte aus dem einzigen Grunde, weil man allein durch Christus in den Himmel kommt - «es führt kein anderer Weg nach Küsnacht»; Christus ist der einzige Himmelsweg und die einzige Himmelpforte. Das meint der Apostel, wenn er auch hier wieder beharrlich von der Gerechtigkeit allein aus dem Glauben spricht. Wenn Paulus gesagt hat: «Die Christusbotschaft ist eine Gotteskraft, zu retten alle Glaubenden»; wenn er weiter gesagt hat: «Wir werden ohne Verdienst gerecht aus seiner Gnade, durch die Erlösung, die durch Christus geschehen ist»; und wenn er feststellt: «Darum halten wir dafür, dass

der Mensch ohne Zutun der Werke aus Glauben gerecht wird» - dann will der Apostel damit einfach bestätigen: Der Weg zum Himmel, auch wenn er schmal ist, er ist freigelegt; die Bahn ist frei, und die Pforte steht offen - wenn einer nur den Mut aufbringt, seine Armut mitzubringen und bedingungslos die demütige Bitte auszusprechen: Hier bin ich; Herr, erbarm dich meiner!

Ich mag mich aus meiner Jugendzeit erinnern, wenn wir als Kinder zur Seltenheit einmal einen Spektakel ins Dorf bekamen, dass es uns dann passieren konnte, weil wir arm waren, dass uns der Eintritt verwehrt war, weil uns das Eintrittsgeld fehlte - war das dann eine Wonne, wenn ein grosszügiger Erwachsener ein Einsehen hatte, das Portemonnaie zückte und uns zurief: Geh nur auch hinein, Kind, ich habe für dich bezahlt! Und dabei handelte es sich um nichtigen Tingeltangel! Muss das erst eine Wonne sein, wenn an der Himmelstür einer steht und uns zuruft: Geh nur auch hinein, Kind, ich habe für dich bezahlt. Nicht, dass der Eintritt in den Himmel an sich und von selber billig oder gratis wäre! Der ist teuer. Der ist so kostspielig, dass wir alle, ohne Ausnahme, hier arme Kinder sind, die «nicht haben zu bezahlen». Aber Er steht da und sagt: Geh hinein, ich will bezahlen. Gott hat sich entschlossen, eigenhändig das Eintrittsgeld zu beschaffen. Dies Angebot ist derart königlich und ohne Vergleich, dass, wenn je, so hier der Vers gilt: «Gott, der du gross bist, gibst am liebsten grosse Gaben, / Ach, dass wir Menschen nur so kleine Hände haben!»

Es bleibt aber schlechthin unerklärlich und rätselhaft, dass wir Menschen der Grosszügigkeit unseres grossen Gottes so zögernd, wenn nicht gar ablehnend, begegnen. Warum auch? Ist es zu schön, um wahr zu sein? Trauen wir Gott nicht recht? Oder trauen wir uns selber nicht? Wie dem auch sei - es ist widersinnig, aber es ist wahr: Es wäre uns allen irgendwie wohler, wenn der Weg in den Himmel hindernisreicher und strapaziöser wäre, wenn der Zugang zu Gott

beschwerlich wäre, wenn es ein heldischer oder doch wenigstens ein sportlicher Weg wäre. Wir gäben viel drum, es gäbe da wenigstens einige Bedingungen zu erfüllen, die einem auferlegt würden, Leistungen wären uns hier sichtlich willkommen. Es ist merkwürdig, aber es ist wahr: Wenn man die Bürden beachtet, welche die Menschen sich selber auferlegen, um ihrer selbst gewählten Weltanschauung zu genügen, um den Göttern und Göttinnen eigener Wahl zu gefallen, dann wird man den Eindruck nicht los: Wir Menschen würden lieber rückwärts auf den Himalaja steigen oder auf dem Bauch um die Erde kriechen, als dass wir jene drei, vier Schritte täten, welche die Kirchenbank vom Abendmahlstisch trennen, von wo aus das grossartige Angebot an uns ergeht: Für euch gebrochen, für euch vergossen - und das genügt, um selig zu sein. In der Seelenkunde weiss man, dass nicht wenig Menschen unter mehr oder weniger Selbstquälerei leiden, die sich steigern kann bis zur Selbstbestrafung, in den schwersten Fällen bis zur Selbstverstümmelung. Da, wo es um den Weg zum Himmel geht, da ziehen wir Menschen mit besonderer Vorliebe den Weg der Selbstpeinigung und Selbstbestrafung vor, anstatt das freie, gewaltige, grossartige Angebot Gottes anzunehmen, das uns aus Glauben gerecht macht: «Gott, der du gross bist, gibst am liebsten grosse Gaben, / Ach, dass wir Menschen nur so kleine Hände haben» - und so kleine Herzen!

Mit dieser schrumpfeligen Kümmerlichkeit und Kleinherzigkeit bekommt es der Apostel zu tun da, wo er sagt, der Glaube an Christus genüge. In diesem kleinmütigen Sinn will man ihm nun sogar mit Abraham kommen. Man hat ihm ja schon allerlei Gründe entgegenhalten wollen, warum es mit dem «Glauben allein» nicht stimmen könne, warum Werke getan werden müssten, um in den Himmel zu kommen. Zu den Vernunftgründen werden nun noch Beispiele aufgeboten; zunächst ist es der ehrwürdige Abraham, der als Gegenbeweis herhalten muss. Abraham ist bekanntlich ein

Mann des Gehorsams gewesen. Als der Befehl an ihn erging: «Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Haus in ein Land, das ich dir zeigen will», da hat er sein Bündel geschnürt und ist gegangen. So etwas nennt man Gehorsam. Und derselbe Abraham ist beispielhaft in seiner Menschenfreundlichkeit und Friedensliebe; das hat er an seinem Neffen Lot bewiesen, als er diesen zuerst die guten Weideplätze wählen liess. Und derselbe Mann hat sich bereit erklärt, ein beispielloses Opfer zu bringen, damals, als er bis zum Äussersten ging in der Bereitschaft, seinen einzigen Sohn zu opfern. Sind das nicht lauter Werke? Paulus antwortet darauf: Abraham ist ein hervorragender Mann. «Abraham hat tatsächlich Ruhm» (2). Er ragt um Haupteslänge über uns alle hinaus. Er hat einen grossen Ruhm durch seine Werke. Er gehört zu den Menschen, die Stoff bieten könnten zu einer Biographie oder zu einem Dokumentarfilm. Abraham darf sich rein menschlich sehen lassen vor dem Urteil der Jahrhunderte und Jahrtausende. Aber Ruhm haben vor den Menschen und Ruhm haben vor Gott, das ist zweierlei; vor Gott hat auch ein Abraham nicht Ruhm; vor Gott ist Abraham, bevor sich Gott zu ihm in den Staub der Erde beugte, ein Gottloser gewesen wie ungezählte in seiner Umgebung in Ur in Chaldäa. Gott, Gott allein hat ihn da herausgerettet: «Abraham hat Gott geglaubt, und das ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. Dem aber, der nicht mit Werken umgeht, glaubt aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit» (2-5). Wenn an einem Menschen Holz vorhanden wäre, das zu werden, was die Römische Kirche einen Heiligen nennt, dann wäre es Abraham gewesen. Aber die einzige Gelegenheit, von der wir wissen, dass Abraham auf Grund seiner guten Werke hätte Fürsprache im Himmel einlegen sollen - sie wird sichtbar im Gleichnis vom reichen Mann und armen Lazarus - spricht nicht gerade für Heiligenkult; Abraham erklärt dort dem reichen Mann, er könne im

Himmel nichts für ihn tun; wenn einer im Himmel auf Grund eines Werkes Fürsprache einlegen kann, dann ist es nicht Abraham, sondern Christus. Abraham hat an Gott geglaubt, und das allein rechnete ihm Gott zur Gerechtigkeit an. Paulus bestreitet nicht, dass es einen Gotteslohn gibt; aber da, wo es um die Gerechtigkeit geht, die uns selig macht, da gibt es nur eine Rechnung, und das ist Gottes Gutschrift, Gottes Anrechnung dessen, was auch ein Abraham nicht verdient hat, des Glaubens. Vater Abraham befindet sich übrigens damit in guter Gesellschaft; auch König David, die andere «Säule» des alttestamentlichen Glaubenszeugnisses, bestätigt dasselbe im 32. Psalm, wo er selig spricht - und man beachte, wen spricht dort David selig? - «Selig sind die, welchen die Ungerechtigkeiten vergeben (Urtext: getragen) sind, und welchen ihre Sünden bedeckt sind; selig der Mann, welchem Gott die Sünde nicht zurechnet» (Ps. 32,1.2). «Getragen - bedeckt - nicht zugerechnet» - nein, nein, gerade mit Abraham soll man dem Apostel nur nicht kommen, auch nicht mit einem durch David unterstützten Abraham (6-8), und ihn nun gar als Kronzeugen für die Werkgerechtigkeit missbrauchen wollen - es ist klar am Tag: «Abraham hat Gott geglaubt», Abraham ist Kronzeuge der Glaubensgerechtigkeit. Warum freut uns das denn eigentlich nicht? Warum so bedenklich, so ohne Begeisterung, so ohne Jubel? «Gott, der du gross bist -».

Nachdem Paulus diesen einen Einwand abgewiesen hat, rückt sofort ein zweiter auf: Wenn die Werke der Sittlichkeit beim Seligwerden nicht in die Waagschale fallen, dann doch wenigstens die kultischen Verrichtungen, die frommen, die kirchlichen Leistungen. Abraham hat sich beschneiden lassen. Ist ihm nicht wenigstens die Beschneidung zur Gerechtigkeit geworden? Ist nicht doch das Beschnittensein die Vorbedingung zur Seligkeit? Da will nun die Tür zugehen, und Paulus kann da nichts als schleunigst den Fuss zwischen Tür und Schwelle halten: wenn wir nämlich durch

Beschneidung selig werden, dann kann ja nur der Jude in den Himmel kommen, und jeder, der hineinkommen möchte, müsste sich dann zuvor der Beschneidung unterziehen. Wie beängstigend eng wird da die Türe! Und sie darf nicht menschlich eng werden, die göttlich enge Pforte: sie muss weit bleiben(!) für beide, für Juden und für Heiden. Hier lauert die grosse Gefahr, der wir nur zu leicht erliegen, wir, die wir in die Kirche gehen, dass wir das kirchliche Wohlverhalten, den Predigtgang, den Abendmahlsbesuch, die Taufe, zur Vorbedingung des Heils erklären. Wir sind imstande, damit so weit zu gehen, dass wir sagen: Wer nicht bei uns ist, in unserer Kirche, in unserer Gemeinschaft, in unserer Sekte, der hat das Heil nicht, wer nicht nach unserer Fassung seinen Glauben formuliert und bekennt, der ist verloren, denn «ausserhalb der Kirche kein Heil». Da aber gibt es beim Apostel Alarm. Beschneidung in Ehren. Aber bevor Abraham beschnitten war, schloss Gott mit ihm unterm Sternenhimmel den Bund, dass er der Vater aller Gläubigen werden solle. Die rabbinische Berechnung weiss, 29 Jahre vor seiner Beschneidung habe Gott seinen Bund mit Vater Abraham geschlossen. Beschneidung, Taufe, Abendmahl, Predigt des Worts in vollen Ehren; Gott hat beide gestiftet, Synagoge und Kirche, damit wir sie brauchen. Aber wo wir in ihnen Vorbedingungen zum Heil aufrichten, da missbrauchen wir sie. Die Beschneidung kommt hinterher, als Siegel, welches das Heil befestigt. Und so sind Taufe und Abendmahl nicht Vorbedingungen des Heils, sondern nachträgliche Bestätigungen und Siegel der Heilsgewissheit: «Das Zeichen aber der Beschneidung empfing er zum Siegel der Gerechtigkeit des Glaubens, welchen er hatte, als er noch nicht beschnitten war, auf dass er würde ein Vater aller, die da glauben und nicht beschnitten sind, dass ihnen solches auch gerechnet werde zur Gerechtigkeit» (11). Wo wir vergessen, dass der Himmel grösser ist als Kirche und Synagoge, da ist die Kirche falsch ernst genommen. Christus hat die Kirche gestiftet,

das Himmelreich aber ist grösser als sie, es umschliesst die Kirche. So gross ist das Schleppnetz, das ausgeworfen ist. Ach, dass wir Menschen nur so kleine Hände haben und verengern, was Gott weit gemacht hat!

Und schon ist der dritte Einwand da: Aber dem Abraham sind doch ganz unerhörte Verheissungen gegeben! Wir hören die umfassende Zusage, Gott werde ihn «setzen zum Vater vieler Völker» (17); und gar, er wolle ihn zum «Erben der Welt», zu seinem Universalerben machen (13). Und das ohne jegliche Vorbedingung, ohne dass er sich durch den Empfänger Sicherheit und Faustpfand geben lässt, ohne dass Abraham sich zuerst bewähren muss und sich dieser fast unvorstellbar hohen Verheissung würdig erweisen kann durch Halten des Gesetzes? Hat Gott solches gewagt? Gewiss, auch da hat es Gott gefallen, allein Abrahams Glauben anzuschauen und ihm diesen Glauben vorweg gutzuschreiben. Schon dieser Glaube genügte Gott, um Abraham Kinder zu verheissen so zahlreich wie die Sterne am Himmel; und seine Nachkommen sind wahrhaftig nicht allein die Juden. So wahr Gott «lebendig macht die Toten und ruft dem, das nicht ist, dass es sei» (17), so wahr vermag Gott dem Abraham Kinder zu erwecken, wann und wo und wie es immer sei. Das Gesetz hat schon auch seinen Sinn und seine Bedeutung. «Es richtet Zorn an; denn wo das Gesetz nicht ist, da ist auch keine Übertretung» (15). Aber da, wo es um den Eintritt ins Himmelreich geht, da geht die Verheissung dem Gesetz voran. Wo die grösste Verheissung ergeht, da hat der Mensch nichts zu bringen als seine Armut, die besondere Armut des Glaubenden: «Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr.»

Schliesslich wird auch hier wieder jener ganz Spitzfindige sich einstellen, der auch noch den Glauben Abrahams als Leistung und Beitrag hinstellt. Dieser zwar logische, aber dennoch Fehl-Schluss fällt in sich zusammen, wenn man das genauere Bild betrachtet, das Paulus vom Glauben

Abrahams entwirft (17-22). Wo nichts ist, keinerlei Voraussetzung, ja weniger als nichts, wo die Kräfte des Todes wuchern, da glaubt der Vater der Gläubigen. Zurzeit, da ihm sein erster Nachkomme verheissen wird, ist Abraham annähernd hundert, seine Frau zwanzig Jahre jünger, jedenfalls sind sie beide erstorbenen Leibes und sind sich dessen bewusst. Sie brechen zuerst in Gelächter aus. Dann aber schauen sie von sich weg und glauben «auf Hoffnung, da nichts zu hoffen war», gegen allen Augenschein. Und Abraham zweifelte nicht, ward im Glauben stark und gab Gott die Ehre, dass er einer ist, der helfen kann, auch da, wo keine Hilfe und Möglichkeit zu sehen ist; denn «er wusste aufs allergewisseste, dass, was Gott verheisst, das kann er auch tun» (21). Gott kann, wie Christus später sagt, dem Abraham sogar «aus Steinen Kinder erwecken». Das ist Glaube. Kann solcher Glaube menschliche Leistung sein? Glaube ist nicht Menschenwerk, sondern Gottesgeschenk.

Zuletzt bemerkt der Apostel, alles, was er hier über Abraham gesagt habe, gehe uns an: «Das ist aber nicht geschrieben allein um seinetwillen, dass es ihm zugerechnet sei, sondern auch um unsertwillen, welchen es soll zugerechnet werden» (23 f.). Der hochragende Beduinenhäuptling, der da vor 4000 Jahren in den Steppen des Vorderen Orients mit seinen Knechten und mit seinem Vieh von Weideplatz zu Weideplatz zieht, geht uns Heutige deswegen an, weil derselbe Gott, der ihm zuerst den Glauben und aus dem Glauben dann die Gerechtigkeit schenkt, sie heute auch uns anbietet, uns durch Jesus Christus. Christus und Abraham. Sie gehören geheimnisvoll zusammen. Nicht von ungefähr beginnt das Neue Testament mit dem Satz: «Dies ist das Buch von der Geburt Christi, der da ist ein Sohn Davids, des Sohnes Abrahams» (Matt. 1,1). Unseren Herrn Christus selber hören wir einmal sich äussern: «Abraham, euer Vater, war froh, dass er meinen Tag sehen sollte; und er sah ihn und freute sich»; ja Christus stellt fest: «Ehe denn Abraham war, bin

ich» (Joh. 8). So lag das Licht Christi schon über Abraham; so wie Christus heute unser unsichtbarer Zeitgenosse ist, so war er schon ein unsichtbarer Zeitgenosse Abrahams. Vater Abraham wurde auf Christus hin aus Glauben gerecht, wir werden es von Christus her. Für beide, für Juden und Heiden, wird am Karfreitag der Eintritt in den Himmel vollbracht. Das gilt es zu glauben. Glauben wir es? «Ach, dass wir Menschen nur so kleine Hände haben!». Aber die kleinste Hand ist nicht zu klein, um ein Senfkörnlein Glauben in Demut anzunehmen, ein Senfkörnlein Glauben, der selig macht, jetzt, sofort, ganz; und will's Gott für alle Ewigkeit.

Erneuerung

Friede mit Gott

¹ Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus, ² durch welchen wir auch den Zugang haben im Glauben zu dieser Gnade, darin wir stehen, und rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben soll. ³ Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch der Trübsale, dieweil wir wissen, dass Trübsal Geduld bringt; ⁴ Geduld aber bringt Erfahrung; Erfahrung aber bringt Hoffnung; ⁵ Hoffnung aber lässt nicht zuschanden werden. Denn die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz durch den heiligen Geist, welcher uns gegeben ist. ⁶ Denn auch Christus, da wir noch schwach waren nach der Zeit, ist für uns Gottlose gestorben. ⁷ Nun stirbt kaum jemand um eines Gerechten willen; um des Guten willen dürfte vielleicht jemand sterben. ⁸ Darum preist Gott seine Liebe gegen uns, dass Christus für uns gestorben ist, da wir noch Sünder waren. ⁹ So werden wir ja viel mehr durch ihn bewahrt werden vor dem Zorn, nachdem wir durch sein Blut gerecht geworden sind. ¹⁰ Denn so wir Gott versöhnt sind durch den Tod seines Sohnes, als wir noch Feinde waren, viel mehr werden wir selig werden durch sein Leben, so wir nun versöhnt sind. ¹¹ Nicht allein aber das, sondern wir rühmen uns auch Gottes durch unsern Herrn Jesus Christus, durch welchen wir nun die Versöhnung empfangen haben. Römer 5,1-11

Der Prozess ist entschieden, und zwar zu unsern Gunsten. Wir waren angeklagt und sind freigesprochen. Dieser Rechtsentscheid, ein Gnadenakt Gottes, hat nun allerlei Auswirkungen und Folgen; der Apostel nennt hier zunächst deren vier:

«Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott» (1). Friede! Friede mit Gott! Was heisst das schon? «Friede» gehört doch heute durch die

heillose Sprachverwirrung zu den ganz besonders in Mitleidenschaft gezogenen Worten. Was Friede auf Erden wäre, Völkerfriede - das glauben wir in unserer Zeit der sich ablösenden Völkerkriege zu wissen. Es will jedermann Frieden auf Erden. Es gibt wohl keinen Menschen unter uns und ausser dieser Kirche, der nicht Völkerfrieden möchte. Ich glaube persönlich, sogar diejenigen, die an Kriegen Geld verdienen, würden lieber an Friedenswerken reich werden, weil das angenehmer, anständiger und vor allem weniger gefährlich wäre. - So gibt es keinen, der nicht Völkerfrieden möchte. Aber - Friede mit Gott! - was heisst das?

Friede im Haus. Ach, auch Frieden im Haus möchten wir alle. Friede im Haus könnte etwa das sein, was jener Leiter einer christlichen Pension jeweilen beim Empfang seinen Gästen sagt, indem er ihnen mitteilt: «Meine Damen, meine Herren, wir haben keine gedruckte Hausordnung, aber wir haben Ordnung im Haus.» Wenn nämlich Ordnung im Hause ist, wenn alles wohl und ordentlich zugeht, dann ist Frieden im Haus. Wer wünschte solchen Hausfrieden nicht? Welcher ordentliche Europäer möchte sich mutwillig des Hausfriedensbruchs schuldig machen? Aber - Friede mit Gott! - was ist das?

Und Herzensfrieden möchten wir auch alle; jenen Frieden, der etwa darin besteht, dass es uns so ist wie dem Fisch im Wasser, wie der Katze in der Ofenecke, wenn sie schnurrt - und wie dem Vater, wenn er nach dem Abendessen die Zeitung liest und raucht; wenn solch eine Atmosphäre der Gemütlichkeit von uns ausgeht und uns umgibt, das ist dann Herzensfriede. Wer in aller Welt möchte nicht Herzensfrieden? Aber - Friede mit Gott! - was ist das?

Das ist ein Friede, der höher ist als alle Vernunft und höher als alle Gemütlichkeit. Das ist der Friede, den wir an Jesus Christus sehen: Das Kind da an der Futterstelle, das vom Himmel auf die Erde gekommen ist, und jener Verhaftete,

der mit gefesselten Händen, von der tobenden Volksmenge preisgegeben, in erhabener Majestät vor Pontius Pilatus steht - der Schmerzensmann, der im Dunkel des Karfreitags am Kreuz hängt und schreit: «Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!» - der drei Tage später durch verschlossene Türen zu den Jüngern hereinkommt und ihnen mit dem Ostergruss begegnet: «Friede sei mit euch!» - das ist der Friede mit Gott. Jesus Christus ist der Friede, denn Jesus Christus hat unseren Prozess gewonnen, um Christi willen sind wir freigesprochen. Das allein ist Friede mit Gott, Freispruch um des Blutes Christi willen, um des Erlöserleidens willen am Kreuz. «Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unseren Herrn Jesus Christus.» Solchergestalt ist sie, die erste herrliche Auswirkung unseres Freispruchs.

Und weiter: Jetzt, da der Prozess gewonnen ist, nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben - «haben wir Zugang zu der Gnade, in welcher wir stehen» (2). Zugang - ach, zu gar vielem haben wir Zugang. In dieser Welt ist fast zu allem Zugang für den, der gute Ellbogen hat. Hier aber geht es nun um den «Zugang zur Gnade, in welcher wir stehen». Das heisst, wir haben jetzt den Zugang zum Himmel. Wo aber ist der Steg, der über diesen Abgrund zwischen Erde und Himmel führt? Wo ist der Tunnel durch den Berg hindurch, der uns vom Himmel trennt? Und noch einmal: Christus. Christus ist den Weg vom Himmel zur Erde gekommen. Christus hat den Steg von dort nach hier gelegt. Christus hat das Loch vom Jenseits zu uns herüber durchgeschlagen. Darum haben wir jetzt Zugang zum Himmel. Das heisst, wir können jetzt Gott durch Christus reden hören in seinem fleischgewordenen Wort; das ist Zugang. Und wir dürfen jetzt selber auch mit Gott reden, ihn im Namen Christi betend anrufen; das ist Zugang. Wir dürfen im Vaterhaus ein und aus gehen wie Kinder daheim, es ist uns sogar ein

Plätzlein frei gelassen an seinem, an Gottes Tisch. So sieht er aus, der «Zugang zur Gnade, in welcher wir stehen».

Und die dritte Frucht unserer Rechtfertigung: Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, «so rühmen wir uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit» (2). Zukunft - das ist es, was die Menschen zu allen Zeiten, uns heute aber besonders, bedrängt, denn Zukunft heisst für uns Sorge, Zukunft heisst für uns Angst. Und nun steht hier nicht nur, wir müssten keine Sorge und keine Angst mehr haben vor der Zukunft, sondern es heisst sogar, «wir rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit»! Wie kommt es, dass man sich nicht bloss nicht mehr fürchten muss vor der Zukunft, sondern dass man sich sogar der Zukunft rühmen kann? Als Antwort auf diese Frage weist Paulus schlicht darauf hin, dass da gestorben worden ist. Es kommt vor, dass Menschen für eine sympathische Person oder Sache ihr Leben lassen. Ein Arzt kann für seine Patienten seine Gesundheit opfern, eine Lehrerin kann sich für ihre Schüler aufreiben, eine Mutter lebt und stirbt für ihre Kinder, der Arbeiter kann beim Bau eines Stauwerks sein Leben einsetzen, der Soldat für sein angegriffenes und ungerecht überfallenes Vaterland - lauter mehr oder weniger sympathische Sterbeopfer. In seiner nüchternen Denkart fügt der Apostel hinzu, es sei zwar selten Idealismus, viel häufiger bittere Notwendigkeit, wenn solches geschehe. Aber für eine unsympathische Sache, für ausgesprochen unsympathische Menschen sein Leben lassen, das ist Christus dem Herrn vorbehalten. Dieser ist für uns gestorben, «als wir noch Sünder waren», «als wir noch Gottlose», «als wir noch Feinde waren», wie er hier immer wieder betont (6-8). Weil Christus für uns unsympathische Kerle sein Leben liess, darum und einzig darum sollen und brauchen wir vor der Zukunft keine Angst mehr zu haben. Ja er sagt es nun geradezu bedrängend radikal: Keine Angst nicht nur vor der zeitlichen Zukunft, sondern keine Angst mehr vor der Zukunft überhaupt und in alle Ewigkeit,

keine Angst mehr vor der ewigen Zukunft. Mit einem Wort: Wir «werden bewahrt werden vor dem Zorn» (9), weil Christus das Leben gelassen hat für uns Gottlose. Bewahrt werden vor Gottes Zorn, nicht mehr Angst haben müssen vor dem Jüngsten Gericht, getrost und erhobenen Hauptes dem Jüngsten Tag entgegengehen dürfen - wer muss da vor Zeitlichem, und sei es noch so bedrohlich, sich noch fürchten? Die Zukunft wird für den, der gerecht geworden ist durch den Glauben, Herrlichkeit sein. Darum «rühmen wir uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit».

An dieser Stelle fällt bei Martin Luther die bedeutsame Zwischenbemerkung - wenn ein Christenmensch mit einer derartigen Glaubensgewissheit und Heilsfreudigkeit gesegnet sei, dass er sich auf die Wiederkunft Christi freue, dann solle er sich auf Leiden gefasst machen, Gott lasse auf solch begnadete Christen seine Teufel los, und «die werden uns reiten und uns die Sporen in die Weichen drücken». Es scheint tatsächlich, dass der Mensch eine derart herrliche Heilsfreude nur dann erträgt, wenn sein Fahrzeug gleichsam eine gehörige Bremse bekommt. Weil wir sonst viel zu sehr in Schuss gerieten, sollen wir uns nicht wundern, dass der Apostel ausgerechnet in diesem Zusammenhang nun von Trübsalen zu reden beginnt: «Wir rühmen uns auch der Trübsale» (3). Was heisst nun das wieder? Es kommt bekanntlich vor, dass Menschen Trübsale mit Gleichmut zu ertragen vermögen, dass sie im Leben durch so viel harte Wetter gegangen sind, dass sie schliesslich nicht mehr erschrecken, wenn's donnert und blitzt. Die Krankenschwestern lernen ohne Zweifel hie und da diese Sorte von Patienten kennen, die ihre Schmerzen mit stoischem Gleichmut tragen dürfen. So kommt es tatsächlich vor, dass Trübsale getragen werden. Hier aber steht nicht nur: Wir ertragen Trübsale, hier steht mehr: «Wir rühmen uns der Trübsale.» Wie geht das zu? Der Psychoanalytiker wäre hier geneigt zu sagen, so etwas komme gar nicht vor, und wenn es vorkomme, dann

sei es krankhaft; sich der Trübsale rühmen sei Unnatur, sei pervers. Ja ein nicht eben tief schürfender Ausleger lässt hier frisch-fröhlich die Bemerkung fallen, das sei «ein stolzes Wort». In der Tat, wenn es «ein stolzes Wort» wäre, dann handelte es sich hier nicht nur um Heldentum, ein solcher wäre dann in der Sprache der Lichtspielreklame ein Superheld. Aber es geht hier ja gar nicht um menschliche Leistung, weder um bescheidene noch um maximale, es geht ja hier um eine Auswirkung der Gnade. Und dies Wunder kann tatsächlich geschehen, dass ein Christenmensch sich der Trübsale rühmt. Das ist das in der Schrift mannigfach bezugte Geheimnis der lobenden und dankenden Gemeinde, deren Singen in Zeiten der Bedrängnis zwar gedämpft, aber besonders zeugniskräftig tönt.

Die Trübsal, heisst es weiter, bringt Geduld. Dass Trübsal sonst Ungeduld bringt, ist eine Erfahrung, die wir alle zur Genüge kennen, denn wir sind Menschen, und unsere Geduld ist kein Drahtseil, sondern ein brüchiger Faden, eben unser «Geduldsfaden». Dem Begnadigten aber wächst in der Trübsal Geduld zu. Geduld aber bringt, wie Luther übersetzt, Erfahrung, wörtlich und genauer heisst es «Bewährung, Standhaftigkeit». Auch da pflegt es natürlicherweise so zu sein, dass lang andauernde Trübsal uns ermüdet und zermürbt und dass wir uns eben dann nicht bewähren, sondern zusammenbrechen. Aber aus der Gnade heraus kann und wird auch da das Wunder sich einstellen, dass aus Geduld Bewährung entsteht. So darf es Paulus der Gemeinde verheissen. Bewährung aber bringt Hoffnung. Unsere Natur ist auch da so beschaffen, dass in der Trübsal beides sich in uns regt, Trotz und Verzagtheit zugleich, und gar bald fangen wir wie Israel in der Wüste an zu rebellieren und zu resignieren. Und auch da kann schliesslich das Wunder der Gnade geschehen, dass aus Bewährung Hoffnung entsteht; und «Hoffnung lässt nicht zuschanden werden»; denn diese

Hoffnung ist auf Verheissung gegründet, auf Gottes gültige Zusage (4.5).

Das also sind die reifen Früchte, das ist der reiche Herbst der Rechtfertigung aus dem Glauben: Wir haben Frieden mit Gott, haben Zugang zur Gnade, rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit und rühmen uns der gegenwärtigen Trübsale - ja, tun wir es? Zwar steht es hier im Wort geschrieben, steht es auch geschrieben in unseren Herzen? Haben wir es nun mit dem Ohr gehört, wie soll es zugehen, dass wir's mit dem Herzen glauben? Und hier darf der Apostel noch einmal von einer Wundertat Gottes reden. «Die Liebe Gottes», so hören wir ihn weiter sagen, «ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, welchen wir haben» (5). Der Heilige Geist will und kann bewirken, dass Worte nicht Schall und Rauch bleiben, sondern Kraft und Leben werden. Er und er allein ist es, der uns bezeugen kann, dass wir wirklich aus dem Glauben gerecht gemacht und freigesprochen sind, dass der Friede mit Gott uns zur Kraft wird, dass wir den Zugang zur Gnade betätigen, dass wir vom Worte leben wie vom täglichen Brot und dass wir kaum mehr den nächsten Abendmahlssonntag erwarten mögen und dass wir anfangen, wie Kinder ein und aus zu gehen im Hause unseres Vaters. Und stellen sich dann Widerwärtigkeiten ein, dann hat es sich je und je ereignet, dass da und dort ein Gotteskind, anstatt zu murren und zu verzagen, in Einfalt sprechen darf: «Was macht das schon aus? Man ist ja zu Haus!»

Schliesslich muss es jedem einigermaßen aufmerksamen Leser auffallen, dass in diesem kurzen Abschnitt gleich dreimal das Wort «rühmen» steht. Wer jetzt die ersten vier Kapitel des Briefes an die Römer mitgehört hat, der vernahm dort mit starker Betonung, dass wir keinen Ruhm haben, «wir mangeln des Ruhmes, den wir bei Gott haben sollten». All unser eigenes Rühmen wird uns dort gründlich abgesagt. Hier aber ist es nun, als ob Paulus nicht genug rühmen

könnte, denn sein Blick ist jetzt allein auf Christus gerichtet. Er ist unser Ruhm, ein solcher ist Er. Wir Menschen sind zwar solche, wie wir sie in den ersten vier Kapiteln des Römerbriefes sahen. Aber nun, seitdem unser Freispruch unwiderrufflich feststeht, rühmen wir uns der zukünftigen Herrlichkeit, rühmen uns der gegenwärtigen Trübsale, und schliesslich heisst es zusammenfassend: «Wir rühmen uns Gottes durch unseren Herrn Jesus Christus, durch welchen wir die Versöhnung empfangen haben» (11).

Das bleibt. Wir rühmen uns Gottes. Dass wir einen Gott haben, der uns in Christus liebt, wer will uns diesen einen Ruhm nehmen? «Meine Seele soll sich rühmen des Herrn, dass es die Elenden hören und sich freuen» (Ps. 34). Damit ist in der Kirche Christi für alle Zeiten jeder Art eigenen Ruhmes der Riegel vorgeschoben, und das «Soli Deo Gloria», «Gott allein die Ehre», ist nicht mehr wegzudenken aus dem Bekenntnis evangelischen Glaubens.

In diesem Zusammenhang fiel uns kürzlich eine interessante Zeitungsnotiz auf. Der Mann, der seinerzeit die erste Atombombe nach Hiroshima zu steuern hatte, der amerikanische Pilot mit Namen Robert de la Rocha Levis, sei seither zu den Trappisten gegangen und bringe den Rest seiner Tage in einem spanischen Kloster in der Nähe von Bilbao zu. Und wenn man ihn frage, warum er den Schritt hinter die Klostermauern getan habe, dann antworte er: «Ich hielt es nicht mehr aus in einer Welt, in der man solche Befehle entgegennehmen muss.» - Befehle, die mit einem Schlag siebzigtausend Menschen das Leben kosteten, und, was besonders schwer zu ertragen sein muss, dass, wie man nun weiss, weitere 130 000 als Krüppel weiterleben müssen. Er sei still geworden, dieser ehemals lebhafteste Mann, und bleich und liebe es nicht, viel zu sprechen. Wenn aber die Rede auf die Atomwaffe komme, dann werde er besonders still. Einem Besucher, der ihn fragte: «Wollen Sie wirklich hinter Klostermauern büssen für das, was Sie getan haben?», gab er zur

Antwort: «Jawohl, ich büsse für einen empfangenen Befehl.»

Wir werden diesem Mann eine gewisse Hochachtung für diese seine charaktvolle Haltung nicht versagen; aber als evangelischen Christen steigen uns hier zwei Bedenken auf. Gibt es einen Ort auf dieser Welt, an dem wir davor gesichert sind, Blutbefehle entgegennehmen zu müssen, die uns mit Gottes Gebot in Konflikt bringen? Ist ein Kloster schon eine Garantie dafür, dass man keinen Blutbefehl mehr entgegennehmen muss? Gibt es einen Fleck auf Erden, und wenn's ein Kloster wäre, an dem man nicht mehr sündigt? Und die andere, noch wichtigere Frage: Wenn man sich nun schon auf diesen Boden stellt und zu büssen anfängt, wann hört dann das Büssen auf? Wenn man sich schon auf Abzahlung einlässt, wann hat man dann für 70'000 Tote und 130'000 Krüppel genug bezahlt? Als evangelische Christen wissen wir und haben es heute unwiderruflich gehört: Wir waren angeklagt und sind freigesprochen. Der Prozess ist gewonnen. Und dieser Rechtsentscheid ist Gottes Gnadenakt. «Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott». Diese Zusage gilt überhaupt nicht, oder sie gilt dann auch einem Robert de la Rocha Levis. «Wenn eure Sünde gleich blutrot wäre» - wir haben Frieden mit Gott, weil Christi Blut stärker ist.

Wie war es denn im Leben des Apostels selber? Hat er nicht auch einmal Blutbefehle empfangen, und zwar aus Priestermund? Hat er sie nicht ausgeführt und nachher den Stachel im Gewissen getragen, weil er Christus verfolgt hatte, Christus persönlich? Hat er nicht den Ruf vom Himmel gehört: «Saul, Saul, was verfolgst du mich?» Paulus ist daraufhin weder ins Kloster gegangen, noch hat er sich aufs Büssen verlegt, nein, Paulus ist zum Kreuz Christi gegangen, und Christus hat ihm gesagt: Dein Prozess ist entschieden, ich habe für dich gebüsst, und zwar ganz gebüsst, gehe hin im Frieden. Dabei ist zwar Paulus auch bleich geworden,

mochte eine Zeitlang weder essen noch trinken, dann aber geht er hin, weil Christus «mit seinem teuren Blute für alle seine Sünden vollkommen bezahlet, und ihn aus aller Gewalt des Teufels erlöset hat», geht hin und schreibt einen Römerbrief, geht hin und wandert durch die Welt nach Antiochien, Ephesus, Korinth und Rom; Spanien ist ihm nicht zu entlegen, er wandert, so weit ihn seine Füße tragen, um den Menschen das Wunder aller Wunder mitzuteilen: Der Prozess ist gewonnen. Und dieser Rechtsentscheid ist Gottes Gnadenakt. Als Spielmann Gottes kennt Paulus nur noch ein Lied, und es ist ein wahrhaft neues Lied: «Allein Gott in der Höh sei Ehr / und Dank für seine Gnade, / darum, dass nun und nimmermehr / uns rühren kann ein Schade. / Ein Wohlgefalln Gott an uns hat; / nun ist gross Fried ohn Unterlass. / All Fehd hat nun ein Ende.» «Nun rühmen wir uns Gottes, durch unsern Herrn Jesus Christus, durch welchen wir Ver-söhnung haben.»

Stimmt auch ihr nun ein, gleichviel ob zaghaft oder herzhaft, aber stimmt ein und werdet Sänger des neuen Liedes - die Engel in jener Nacht haben den Ton angegeben, als sie sangen: «Ehre sei Gott in der Höhe» - und Paulus wird nicht müde, hinzuzufügen: «und Friede auf Erden», Friede, den Juden und Heiden, «allen Menschen ein Wohlgefallen» - Friede mit Gott.

Christus und Adam

¹² Derhalben, wie durch einen Menschen die Sünde ist gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben; - ¹³ denn die Sünde war wohl in der Welt bis auf das Gesetz; aber wo kein Gesetz ist, da achtet man der Sünde nicht. ¹⁴ Doch herrschte der Tod von Adam an bis auf Mose auch über die, die nicht gesündigt haben mit gleicher Übertretung wie Adam, welcher ist ein Bild des, der zukünftig war. ¹⁵ Aber nicht verhält sich's mit der Gabe wie mit der Sünde. Denn so an eines Sünde viele gestorben sind, so ist viel mehr Gottes Gnade und Gabe vielen reichlich widerfahren durch die Gnade des einen Menschen Jesus Christus. ¹⁶ Und nicht ist die Gabe allein über eine Sünde, wie durch des einen Sünders eine Sünde alles Verderben. Denn das Urteil ist gekommen aus einer Sünde zur Verdammnis; die Gabe aber hilft auch aus vielen Sünden zur Gerechtigkeit. ¹⁷ Denn so um des einen Sünde willen der Tod geherrscht hat durch den einen, viel mehr werden die, so da empfangen die Fülle der Gnade und der Gabe zur Gerechtigkeit, herrschen im Leben durch einen, Jesum Christum. ¹⁸ Wie nun durch eines Sünde die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen. ¹⁹ Denn gleichwie durch eines Menschen Ungehorsam viele Sünder geworden sind, also auch durch eines Gehorsam werden viele Gerechte. ²⁰ Das Gesetz aber ist neben eingekommen, auf dass die Sünde mächtiger würde. Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden, ²¹ auf dass, gleichwie die Sünde geherrscht hat zum Tode, also auch herrsche die Gnade durch die Gerechtigkeit zum ewigen Leben durch Jesum Christum,

unsern Herrn.

Römer 5,12-21

Ein Gemeindeglied äusserte sich dieser Tage dahin: Wenn seine Bibel, die er persönlich im Gebrauch habe, so hingelagt werde, dass sie sich irgendwo von selber öffne, dann sei das dort, wo Römer 5 stehe; ja, wenn man von einem biblischen Kapitel sagen dürfe, das ist «mein Kapitel», dann sei das für ihn Römer 5. Er hat dabei vor allem den herrlichen ersten Teil des Kapitels vor Augen, der mit den Worten beginnt: «Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott», und wir «haben im Glauben Zugang zu dieser Gnade», und nun geht dort ein Rühmen und ein Jubilieren an, nun «rühmen wir uns der Hoffnung auf die zukünftige Herrlichkeit», nun «rühmen wir uns auch unserer gegenwärtigen Trübsale», nun «rühmen wir uns Gottes durch unseren Herrn Jesus Christus». Es wäre nun aber keineswegs verwunderlich, wenn manch einer unter uns nicht so ohne weiteres, wie jenes Gemeindeglied, mit dem Apostel einstimmen könnte in dieses dreifache Rühmen. Gestehen wir es offen, wir trauen solchem Jubel nicht so ganz und fragen uns, ob sich's Paulus am Ende nicht doch etwas zu leicht gemacht habe? Hat er alle, auch die dunklen und blutigen Wechselfälle des Lebens und der Weltgeschichte in Rechnung gestellt? Sind nicht Umstände und Situationen denkbar, da auch einem Paulus das Rühmen vergehen könnte? Es ist vor allem eine Frage, die sich uns schon seit geraumer Zeit im Zusammenhang mit unserer Auslegung dieses Briefes aufdrängt: Hat sich der Apostel bis dahin nicht zu ausschliesslich auf das rein persönliche Ergehen, auf den Bereich des Privaten, auf den inneren Herzensfrieden, aufs Seelenheil zurückgezogen und beschränkt? Wie soll ich mich aber meines kleinen Seelenfriedens auf die Dauer erfreuen können, dieweil es draussen in der grossen Weltgeschichte drunter und drüber geht? Wie soll ich mich meiner persönlichen Rettung getrösten, während die Völker

in immer neuen Kriegen dem Untergang entgegenstürzen? Wird mein Rühmen nicht hohl und unwahrscheinlich tönen, ja muss es nicht verstummen in einer Welt, die mit Heulen und Zähneknirschen, mit Fluchen und Lästerung in der Atomhölle untergeht? Hat der Apostel all diese ausser- und überpersönlichen Faktoren in Betracht gezogen, als er in seinen Jubel ausbrach? Wird sein Rühmen standhalten schlechthin unter allen denkbaren und unvorhergesehenen Umständen?

Auf diese Frage gibt nun der zweite Teil des Kapitels die Antwort. Nein, nein, wir haben uns grundlos um die Nüchternheit des Apostels gesorgt. Ein Mann, der vom Heiligen Geist in alle Wahrheit geleitet ist, weiss um den verderbten Zustand der Welt. Die Überschrift, die Etikette, die er gleichsam der Weltgeschichte hier gibt, heisst nicht umsonst «Adam»! Er weiss, dass mit diesem einen Adam «die Sünde ist gekommen in die Welt und ist also zu allen Menschen durchgedrungen», und mit der Sünde der Tod (12). Seither «herrscht die Sünde» (21) und herrscht der Tod. Seither steht alles, was Menschenantlitz trägt, unter Fremdherrschaft. Adam ist verhängnisvoll Epoche machend, hat er doch die Adamszeit eingeleitet, die uns Menschen ausnahmslos der Sünde und dem Tod unterwirft. Seither ist die Geschichte der Menschheit - das weiss man in Rom - Kriegsgeschichte, eine höchst unerfreuliche Angelegenheit, ein «garstig Lied», und Goethes guter Wunsch kommt zu spät: «Man könnt' erzogene Kinder gebären, wenn die Eltern erzogen wären» - seit unseren ersten Erzeugern, seit Adams Fall sind wir Eltern ausnahmslos nicht nur nicht erzogen, sondern mit Sünde belastet und vom Tod gezeichnet, und zeugen und gebären immer wieder «Kinder des Todes». Ein neues Jahr ist darum nie ein neues Jahr, weil wir auch in einem neuen Jahrgang nicht aufgehört haben, Nachkommen Adams zu sein. In Holland soll es vorkommen, dass durch ein einziges Kaninchen ein Deich unterhöhlt wird, so dass das Meer übers

tiefer liegende Land hereinflutet. Adam ist das «Kaninchen» gewesen, das mit seinem Ungehorsam den Damm unterhöhlt hat, und seither ist die Weltgeschichte überschwemmt von einem «Meer von Blut und Tränen». Das alles steht Paulus vor Augen, das müssen wir ihn wahrhaftig nicht erst lehren. Und dennoch, ja gerade deswegen und nun erst recht: «Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott, haben im Glauben den Zugang zu dieser Gnade, rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, rühmen uns der gegenwärtigen Trübsale und rühmen uns Gottes durch unseren Herrn Jesus Christus», dennoch und gerade deswegen und nun erst recht ist Paulus des Rühmens voll und lädt auch uns ein, mit einzustimmen.

Darüber hinaus aber weiss der Apostel noch etwas anderes: Adam hat keine Entschuldigung, und wir, seine Nachkommen, haben auch keine. Was da an Überschwemmungen in die kleine und grosse Weltgeschichte hinein passiert ist, das ist nicht einfach Naturkatastrophe und «unversicherbarer Elementarschaden», nicht «unerforschliches Schicksal», sondern Schuld. Adam weiss, was er zu tun hat, und überhaupt: «Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr von dir fordert.» Der Ungehorsam (19), die Übertretung (14), das «gottlose Wesen und die Ungerechtigkeit der Menschen» (1,18) sind die Wurzel der weltgeschichtlichen Misere. Am Wissen dessen, was recht ist, fehlt es uns aber nicht, wir haben das Gesetz, das zwischen Adam und Christus hineingekommen ist (20), und kennen die Gebote. Gerade diese Kenntnis des Gesetzes ist es ja, was uns Menschen immer neu wieder ermuntert, antreibt und aufpeitscht, es anders, es besser zu machen. Und diese unsere Anstrengungen sind nicht klein. Gott weiss, wie viele gute Vorsätze - sagen wir einmal an einem Altjahrsabend oder Neujahrsmorgen - gefasst werden, wie viele Gelübde da abgelegt, wie viele Anläufe da genommen, wie viele Neuanfänge da versucht werden. Das alles darum, weil wir den Willen Gottes

kennen. Aber das Gesetz, die Kenntnis der Gebote hilft uns nicht. Im Gegenteil, es wird uns dadurch nur von Jahr zu Jahr deutlicher und schmerzlicher bewusst, dass wir uns nicht geändert haben, und wie wahr es ist, dass es ja vom Weg zur Hölle heisst, er sei mit guten Vorsätzen gepflastert. Dass wir trotz allem guten Willen in der «grausamen Grube» stecken bleiben, das ist ja doch wohl der Hauptgrund, warum es selten so viele traurige, resignierte und verzagte Menschen gibt wie an Geburtstagen und um die Jahreswechsel herum. Darum ist die Schwelle zu jedem lieben neuen Jahr belagert von einer Legion von Schwermutsgeistern. Man müsste schon aus der Haut, aus seiner Adamshaut heraus können, und eben das können wir nicht. Das weiss der Apostel, er kennt die ohnmächtige Grausamkeit des Gesetzes, und dennoch, ja gerade deswegen und nun erst recht «rühmen wir uns der Hoffnung auf die zukünftige Herrlichkeit, rühmen uns auch der Trübsale, rühmen uns Gottes durch unseren Herrn Jesus Christus», dennoch und darum ist Paulus des Rühmens voll und fordert uns auf, mit einzustimmen in Gottes Lob und Preis, weil wir ja gerecht geworden sind, unwiderruflich gerecht geworden durch den Glauben an Jesus Christus.

Eine andere Geschichte hat ja begonnen, längst bevor es eine Weltgeschichte gab, und diese trägt ja nun nicht den Namen «Adam», sondern den einen herrlichen Namen, jenen «Namen, der über allen Namen steht» - Jesus Christus. Fast sind wir besorgt, Paulus sei über uns ungehalten darüber, dass wir uns nur zu lang bei Adam aufgehalten haben. Es geht ihm ja hier gar nicht um Adam, dieser «alte Hut» ist ihm ja gar nicht so interessant, Adam ist ihm ja nur ein Schattenriss (14), nur eine Skizze und Entwurf, das eigentliche Bild aber, das uns hier gezeigt werden soll, ist ja Christus. Die Skizze hat ja dem Bild gedient, und wenn das Christusbild gross und lebendig vor uns steht, dann mag der Entwurf ins Feuer oder in den Papierkorb wandern. Was den Apostel an Adam so gleichsam im Vorübergehen interessiert hat, das war

übrigens gar nicht in erster Linie dessen Verdorbenheit, sondern merkwürdigerweise dessen Einzigkeit. Dass durch einen Einzelnen, Einzigen, das Verderben in die Welt hereinkam, dieser Umstand erinnert machtvoll an Christus, den Einen, Einzelnen, Einzigen, durch welchen die Gnade und die Gerechtigkeit und das Leben hereinkamen: «Wie nun durch eines Sünde die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist, also ist auch durch eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen» (18). So ist die fatale Einzigkeit Adams, des Verderbers, eine geradezu mit Händen greifbare Prophezeiung auf die herrliche Einzigkeit Christi, des Erlösers. Und neben oder ausser diesem einen und einmaligen Erlöser gibt es keinen: «Und ist in keinem anderen Heil, ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin wir sollen selig werden» (Apg. 4).

Und dieser eine Christus hat die Rettung vollbracht durch seinen Gehorsam. Was ist's, dass Adam ungehorsam war? War ja doch Christus gehorsam, «gehorsam bis zum Tod, ja bis zum Tod am Kreuz», und hat damit die einst verlorene Adamswelt zur geretteten Christuswelt gemacht. Was ist es, dass Adam den Deich unterhöhlt hat? Christus hat ja doch die Schleusen des Himmels geöffnet, so dass der Friede aufs tiefer gelegene Erdengelände hereinflutete, und siehe, es ist ein «Friede wie ein Wasserstrom und Gerechtigkeit wie Meereswellen»! (Jes. 58). Was ist es, dass mit Adam die Sünde zu herrschen begann? mit Christus ist die Sünde von ihrem Thron gestossen, mag sie noch existieren, herrschen kann sie nicht mehr, seitdem die Gnade auf dem Throne sitzt. Was ist es, dass mit Adam der Tod in die Welt hereingebrochen ist? Mit Christus ist «das Leben erschienen», jenes Leben, das den Tod verschlingt. Was ist es, dass Adam immer der alte, unerlöste, arme Adam bleibt? Ist doch Christus «gestern, heute und derselbe auch in Ewigkeit»! Was ist es, dass wir nicht aus unserer alten Adamshaut

herauskommen, seitdem wir wissen, dass ja Christus in unsere Haut hereingekommen ist? Es ist interessant, jeweils die Leitartikel zum Jahreswechsel etwas genauer anzusehen. Sie sind beinahe ausnahmslos ein Gemisch von Pessimismus und Optimismus, von Befürchtungen und Hoffnungen, beinahe wie nach dem Sprüchlein: «Kräht der Hahn auf dem Mist, so ändert das Wetter, oder es bleibt, wie es ist.» Es muss eben unsagbar schwer sein, Zeitbetrachtungen im Zeichen Adams anzustellen; man spürt diese Not und Gequältheit fast allen «weltgeschichtlichen Betrachtungen» an. Sie geben sich unendliche Mühe, ohne Verletzung der Ehrlichkeit doch noch ein wenig Optimismus herauszurackern. Die an Christus orientierte Zeit- und Weltbetrachtung aber darf wissen: «Das Wetter ändert sich nicht oder bleibt, wie es ist», das Wetter hat sich geändert, es hat umgeschlagen, mag's regnen, mag's schneien, durch Christus ist eine Grosswetterlage geschaffen, die «aufhellende Tendenz» in Aussicht stellt, in Christus ist die Entscheidung zum Besseren gefallen: Adam geht, Christus kommt, Adam stirbt, Christus ist auferstanden, Adam ist der Anfänger des Elends, Christus ist der Anfänger und Vollender des neuen Himmels und der neuen Erde, in denen Gerechtigkeit wohnt. So ist nicht nur Christus stärker als Adam, nein, Christus ist allein stark, er ist der Starke, der Eine. Darum rühmt sich Paulus trotz der alten Adamswelt der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit, rühmt sich der gegenwärtigen Trübsale, rühmt sich Gottes durch unseren Herrn Jesus Christus.

«Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden» (20). Für die Gemeinde der Glaubenden gilt das sowohl hinsichtlich unserer eigenen Lebensgeschichte als auch im Blick auf die Geschichte der Völker. Dabei ergeht es uns eigenartig: Die Macht der Sünde ist äusserst anschaulich, ist dankbarer Stoff für Illustrierte und Wochenschauen, willkommenes Material zur Gestaltung von Fernsehprogrammen. Die Adamswelt ist

sozusagen körperhaft in den Raum gestellt, ist repräsentativ, darum bietet die Welt der Sünde und des Todes immer den Augenschein, nicht nur mächtig zu sein, sondern übermächtig. Umgekehrt ist es mit Christus und seiner Welt. Sie ist unansehnlich, mehr noch, sie ist unanschaulich, das heisst, allein dem Glauben erkennbar. Aber die Gnade, sagt der Apostel, ist nicht nur fast so mächtig wie die Sünde, nicht nur gleich mächtig wie die Sünde, sondern mächtiger. Das aber gilt es zu glauben. Das Übergewicht, die Übermacht der Gnade kann nur, allem gegenteiligen Augenschein zum Trotz, geglaubt werden. Zu diesem Glauben sind wir jetzt hier eingeladen und aufgefordert. Nicht werweissen, nicht horoskopeln, nicht hangen und bängen sollen wir, sondern glauben und aus diesem Glauben heraus rühmen, loben und danken.

So ist dieser Glaube an den einen Christus, an die Übermacht seiner Gnade, immer ein Glaube ohne zu schauen. Das aber will nun nicht heissen, dass jegliches Zeichen dafür fehlt, dass, wenn auch die Sünde mächtig ist, die Gnade das Übergewicht hat. Es wäre eine dankbare Sonntagsbeschäftigung, einmal seine eigene, ganz persönliche Lebensgeschichte abzutasten nach solchen Zeichen der Übermacht der Gnade. Wer das im Glauben unternähme, der könnte, noch bevor es Abend würde, einstimmen ins Rühmen, Loben und Danken des Apostels. Es wäre erst recht nicht uninteressant, einmal eine ganze Weltgeschichte im Lichte des Christusglaubens zu schreiben und sich die Zeichen der übermächtigen Gnade zu notieren. Wir könnten dabei bestimmt die Feststellung machen, dass immer gerade dann, wenn die Adamswelt in besonderer Weise sich regte, wenn die Sünde sich besonders zusammenballte, wenn der Tod besonders massiv auftrat, die Zeichen der Übermacht der Gnade anfangen sichtbar zu werden. Wir denken an eines der dunkelsten Blätter unserer früheren Schweizergeschichte, an den so genannten «Mord von Greifensee», da die übrigen Eidgenossen im harten

Bruderzwist mit Zürich in Fehde lagen. Wie innerhalb dieser langwierigen Kämpfe es sich begab, dass der Bruderhass sich schliesslich auf die Besetzung des Schlosses Greifensee zusammenzog, wie nach dem Fall der Festung ein Schwyzer den Antrag stellte, die 72 Zürcher in der Festung einzuschliessen und dieselbe - seltsam modern tönt das! - in Brand zu stecken, wie dann aber schliesslich die Besatzung nach ehrenhaftem Kriegerrecht enthauptet wurde, zehn von ihnen, die Greise und die Jünglinge, sogar zur Freiheit begnadigt wurden, deutliche Zeichen der Übermacht der Gnade. Wir denken ferner an eines der dunkelsten Blätter der Geschichte Frankreichs und der Christenheit, an die «Pariser Bluthochzeit» oder Bartholomäusnacht, wie es da geschah, dass in einer Kirche eingeschlossen mitten in Paris eine Handvoll Hugenotten gegen den totalen Vernichtungswillen am Leben bleiben durfte. Wir denken ans wohl dunkelste Blatt der Geschichte Deutschlands, an die Ermordung der sechs Millionen Juden, wie überhaupt in der so blutigen Geschichte Israels die schlichte Tatsache ein Zeichen der Übermacht der Gnade ist, dass Israel trotz aller Verfolgung noch lebt. Wir denken ferner an die sonderbare, aus dem blossen Eigennutz kaum vollständig erklärbare Tatsache, dass weder im ersten noch im zweiten Weltkrieg der so sehr gefürchtete eigentliche Gaskrieg ausgedehntere Formen annahm. Im Glauben an Christus, freilich einzig im Lichte dieses Glaubens - lauter Zeichen dafür, dass, wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade übermächtig geworden. Und diese Übermacht der Gnade wird auch für alle zukünftige Adams-geschichte in Geltung stehen, auch dann, wenn jegliches Zeichen dafür fehlen würde; auch dann, wenn «Adam» allein das Feld zu behaupten scheint, wird Christus der Herr der Weltgeschichte bleiben, Christus der Eine. Ich denke, im Blick auf die Weltgeschichte der nächsten Zukunft, an eine merkwürdige, auch für uns nicht belanglose kleine Begebenheit, die letzten Sommer viele Gemüter in Frankreich

bewegte. Ein Landarzt in Südfrankreich, der einen kleinen Kaninchenzüchter zum Nachbar hat, leidet darunter, dass sein schöner Garten anhaltend durch die nachbarlichen Kleintiere heimgesucht wird, lässt eines Tages aus dem Internationalen Seruminstitut aus Lausanne eine kleine Bakterienkultur kommen, spritzt dieselbe einem der Tierchen ein, und sein schöner Garten hat vom Tag an Ruhe, die Kaninchen bekommen Geschwüre, weisen Lähmungserscheinungen auf und verenden jämmerlich. Das hat der Arzt gewollt. Was er aber nicht gewollt hat und worüber er selber nicht wenig erschrak, ist die Tatsache, dass von dem einen versuchten Stall in relativ kurzer Zeit eine europäische Kaninchenpest sich ausbreitete und derart lästige Formen und einen solchen Umfang annahm, dass allen Ernstes die Frage in der Öffentlichkeit aufgeworfen wurde, ob das Seruminstitut wegen der Abgabe der Bakterien nicht müsse haftbar gemacht werden. Der Grund aber, warum dies im Vergleich zu dem, was unser Geschlecht gewohnt ist, immerhin nicht erst-rangige «Unglück und Verbrechen» weit über Frankreich hinaus in der grossen Weltöffentlichkeit solche Wellen schlug, liegt freilich nicht bei den unschuldigen Tieropfern, sondern anderswo. Wir sehen aus dieser kleinen Episode, was einem Geschlecht im Zeitalter der Möglichkeit eines Bakterienkrieges in naher Zukunft warten könnte. Es könnte sich ja da unbeabsichtigt um «Versuchskaninchen» gehandelt haben, und eines Tages, wenn ein grosser und intelligenter Nachbar um seinen schönen Garten besorgt ist, könnten ja Menschen, ganze Völker und Kontinente anfangen, Geschwüre zu bekommen, Lähmungserscheinungen aufzuweisen, um schliesslich jämmerlich zu verenden. Wir leben in einem Zeitalter, da die Sünde und der Tod unheimlich mächtig zu werden vermögen. Das aber, auch das(!), ändert nichts daran, dass die Gnade übermächtig ist, weil Christus am Karfreitag der alten Schlange den Kopf zertrat, weil mit

Christus unwiderruflich die Epoche der Gnade angebrochen ist, mit Christus dem Einzelnen, mit Christus dem Einen.

Das neue Menschenbild

¹ Was wollen wir hiezu sagen? Sollen wir denn in der Sünde verharren, auf dass die Gnade desto mächtiger werde? ² Das sei ferne! Wie sollten wir in der Sünde leben wollen, der wir abgestorben sind? ³ Wisset ihr nicht, dass alle, die wir in Jesum Christum getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? ⁴ So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf dass, gleichwie Christus ist auferweckt von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln. ⁵ So wir aber samt ihm gepflanzt werden zu gleichem Tode, so werden wir auch seiner Auferstehung gleich sein, ⁶ dieweil wir wissen, dass unser alter Mensch samt ihm gekreuzigt ist, auf dass der sündliche Leib aufhöre, dass wir hinfort der Sünde nicht dienen. ⁷ denn wer gestorben ist, der ist gerechtfertigt von der Sünde. ⁸ Sind wir aber mit Christo gestorben, so glauben wir, dass wir auch mit ihm leben werden, ⁹ und wissen, dass Christus, von den Toten erweckt, hinfort nicht stirbt; der Tod wird hinfort über ihn nicht herrschen. ¹⁰ Denn was er gestorben ist, das ist er der Sünde gestorben zu einem Mal; was er aber lebt, das lebt er Gott. ¹¹ Also auch ihr, haltet euch dafür, dass ihr der Sünde gestorben seid, und lebet Gott in Christo Jesu, unserm Herrn.

¹² So lasset nun die Sünde nicht herrschen in eurem sterblichen Leibe, ihr Gehorsam zu leisten in seinen Lüsten. ¹³ Auch begehbet nicht der Sünde eure Glieder zu Waffen der Ungerechtigkeit, sondern begehbet euch selbst Gott, als die da aus den Toten lebendig sind, und eure Glieder Gott zu Waffen der Gerechtigkeit. ¹⁴ Denn die Sünde wird nicht herrschen können über euch, sintemal ihr nicht unter dem Gesetze seid, sondern unter der Gnade. Römer 6,1-14

Und hier zeigt uns nun der Apostel ein Bild, zu dem er bemerkt, das seien wir; ja, er fordert uns ausdrücklich auf, uns

so anzusehen, wie er uns hier beschreibe: «Also auch ihr, haltet euch dafür, dass ihr der Sünde gestorben seid, und lebet Gott in Christo Jesu, unserm Herrn» (11). «Haltet euch dafür!» - Der Apostel will uns offenbar jetzt behilflich sein, über die neue Situation, über unseren Gnadenstand ins klare zu kommen. Nun sind wir heutigen Menschen im Allgemeinen dankbar für jede Hilfe, wenn es sich darum handelt, uns selber zu erkennen. So wie unsere Dichter und Maler uns ihre Selbstbildnisse darzustellen pflegen, so trägt mehr oder weniger jeder Mensch ein ungemaltes, ein heimliches Selbstbildnis mit sich herum. Überhaupt ist es auffällig, wie munter das Interesse unseres heutigen Geschlechtes allen Fragen gegenüber ist, die den Menschen und seine Kenntnis anbetreffen. Der Mahnung des Philosophen «Erkenne dich selbst» ist zu allen Zeiten und auch heute reichlich Genüge getan. Wo immer es darum geht, über uns selber, sei es über unseren körperlichen, sei es über unseren seelischen Zustand, orientiert zu werden, da finden sich Interessenten ein. Vorträge, die das alte Thema «Gesundheit und Krankheit» abwandeln, sind besucht, und Zeitschriften über «Erziehung und Selbsterziehung» finden ihre Abonnenten. Ob dabei unsere Selbstaussagen zutreffen und die auf diese Weise gewonnenen Selbstbildnisse stimmen, sei dahingestellt, Tatsache ist, dass wir uns nicht ohne Grund das «psychologische Geschlecht» und Zeitalter nennen, wobei ein heutiger Durchschnittsmensch sich im Verlauf einiger Jahrzehnte tatsächlich eine nicht geringe Selbsterkenntnis erarbeitet. Und wer dann noch genauer wissen will, wie es um ihn steht, der geht zum Spezialisten und lässt sich ein Gutachten über sich ausstellen, vielleicht gar mit Hilfe der Untersuchung seiner Handschrift. Und dieses auffällige Interesse an uns selber entspringt bestimmt in den wenigsten Fällen müssiger Selbstbespiegelung und blosser Eitelkeit - im tiefsten Grunde treibt uns eine Not dazu; denn wenn es auch vereinzelte Toren geben mag, die in ihr Selbstbildnis verliebt sind,

in der Regel sind wir doch eher enttäuscht, wenn nicht gar erschrocken, möchten unser Bild eher hassen oder fürchten, statt es zu lieben. Wir gefallen uns nicht; schon unsere «Ausenseite» gefällt uns nicht, weshalb wir sie übermalen; wenn man doch auch die Innenseite übermalen könnte! Wo wir, wie das bei all diesen Bemühungen psychologischer Art der Fall ist, in unserem eigenen Wesen gefangen sind, gleichsam «in unserer eigenen Sauce schmoren», vermag uns alle noch so scharfsinnige Diagnose und Analyse nicht herauszuhelfen.

Und nun sieht sich also der Apostel dazu veranlasst, auch von uns als Christen ein Bildnis zu entwerfen. Dieses hält er uns hier dar und fügt ausdrücklich hinzu: «Also auch ihr, haltet euch dafür!» So wie er es uns zeigt, so sollen wir uns in Zukunft sehen und beurteilen, was wieder einmal rascher gesagt ist als getan. Denn dieses ist so ungewohnt, so ganz anders als alles, wofür wir uns sonst halten und was andere von uns denken und aussagen, dass weder wir noch andere, und wären es unsere Nächsten, uns darin wieder zu erkennen vermögen. Und dennoch - «haltet euch dafür», wagt es, von nun an euch so zu beurteilen, dies paulinische «Gutachten» über euch gelten zu lassen! Wagt es, auch wenn es euch unwahrscheinlich günstig, auch wenn es euch viel zu schön und optimistisch vorkommen will, um wahr zu sein. Nehmt euer Herz in beide Hände und glaubt es: Das also bin ich, so also sehen wir aus, wir Christen! Ja, glaubt es, ein Mensch kann dieses Bild nicht von sich aus erfunden haben, er riskiere denn, nicht mehr ernst genommen zu werden, es ist eben Gott, der uns so sieht, es handelt sich hier um Offenbarung, Gott hat dem Apostel erlaubt und geboten, Gott hat ihn zu der unfassbaren Einladung ermächtigt: «Haltet euch dafür, dass ihr der Sünde gestorben seid, und lebet Gott in Christo Jesu, unserm Herrn.»

Den Anlass zu diesem Bildnis eines Christenmenschen bietet dem Apostel ein Einwand, eine an ihn gerichtete Frage.

Paulus hat mit grosser Kraft und Eindeutigkeit unsere Rechtfertigung aus dem Glauben gelehrt, dass wir vor Gott angeklagt und freigesprochen sind, ohne eigenes Hinzutun, als wir noch Gottlose, als wir noch Sünder waren, unbedingt, aus reiner Gnade. Nun sind wir gerettet, nun haben wir Frieden mit Gott und Zugang zum Himmel. Aber ist das nicht zum mindesten eine pädagogisch ungeschickte, wenn nicht gar gefährliche Botschaft? Wir kennen doch die Menschenart, die, was sie billig bekommt, weniger schätzt, als wenn sie es teuer bezahlt und mühsam erwirbt; und hat man etwas gar gratis, dann pflegt man es erst recht nicht zu ästimieren. Und nun gibt Gott, als wüsste er nichts von Psychologie und Pädagogik, als wäre ihm das Abc der Menschenkenntnis unbekannt, nun gibt Gott gar den Himmel gratis! Werden wir Menschen solch eine atemberaubende Grosszügigkeit ertragen? Wird sie auf uns nicht wirken wie auf Kinder, die, je mehr sie bekommen, umso anspruchsvoller, selbstverständlicher und frecher werden? Ja, wenn der Apostel schliesslich so weit ging, zu sagen: Je grösser die Sünde, umso herrlicher die Gnade - läge dann nicht der frivole Schluss unheimlich nah: «Also lässt uns in der Sünde beharren, damit die Gnade gross werden kann» (1), lässt uns drauflos sündigen, damit Gott möglichst reichliche Gelegenheit zum Verzeihen bekomme? Hat die Gnadenpredigt eine Lockerung, wenn nicht gar eine Lähmung des ethischen Bemühens zur Folge? Ist der sittlich gleichgültige Mensch ihr Produkt? Darauf antwortet der Apostel mit einem Ausdruck, den man frei etwa übersetzen könnte mit «Ums Himmels willen nein!» oder mit «Dummheiten, was kommt euch nur in den Sinn!». Nicht so sieht er aus, der begnadigte Mensch. Aber wie denn?

Am schönsten wäre es ja, wenn der Apostel den Begnadigten uns vorführen könnte als einen Menschen, der überhaupt nicht mehr sündigte! Das wäre nun eigentlich logisch. Der Sohn, dem der Vater sämtliche Schulden bezahlt hat, macht doch nicht neue Schulden! Sonst ist er ein Lump, und ein

Lump möchte doch keiner sein. Nicht mehr sündigen! Damit wäre die heisse Sehnsucht jedes aufrichtigen Christenmenschen erfüllt. Damit wäre dem, ach, nur zu berechtigten Spott derer, die von der Gnade nichts wissen, ein für allemal der Riegel geschoben. Es hat tatsächlich schon Fromme gegeben und gibt sie immer neu wieder, die ihre Sündlosigkeit als sittliche Vollkommenheit kühn, tollkühn ausrufen. Aber dieser Perfektionismus kann nicht anders als zur offen zwar nicht eingestandenen, heimlich aber doch vorhandenen und oft umso saftiger betriebenen Sünde führen. Angemasste Sündlosigkeit pflegt in besonders grobem Sündigen zu enden.

Aber wenn nun beide Bilder nicht stimmen, weder der Christ, der drauflos sündigt, noch der Christ, der überhaupt nicht mehr sündigt, wie in aller Welt sieht dann der begnadigte Christ aus? Gibt es noch eine dritte Möglichkeit, ein drittes Bild? Menschlich gesprochen: Nein. Und doch wagt es der Apostel hier, uns ein drittes Bild zu zeigen. Freilich wird der Gratweg, den wir da geführt werden, nun ganz schmal, rechts und links geht es tausend Klafter hinunter, wir haben hier nur noch die Wahl, entweder zu glauben oder dann zurückzubleiben. Im Lichte des Glaubens aber geschieht es, dass man auf dem Bild nicht mehr nur einen sieht, sondern deren zwei. Christenbilder sind solche, auf denen immer ein Zweiter zu sehen ist, und dieser Zweite ist Christus. Paulus sieht den begnadigten Menschen unter keinen Umständen mehr allein. Immer ist jetzt Christus dabei. Was immer über den Gerechtfertigten zu sagen sein mag, immer ist es von Christus her und auf Christus hin zu verstehen. Der Gerechtfertigte hat in dem Sinne jegliche Eigenständigkeit verloren, als er ganz von Christus abhängig geworden ist. Es gibt in der Bibel ein Wörtlein - eines der kleinsten -, das lautet «en», auf Deutsch «in». Dies Wörtlein ist nun dem Apostel wichtig geworden, so klein es sein mag. Der Begnadigte hat angefangen, ein Leben «in» Christus zu führen. Und als

lebendiges Glied des lebendigen Christus, eben «in» Christus, ist der Gläubige «der Sünde abgestorben». «In» Christus fängt es der Sünde an heiss und bang zu werden, Luther braucht hier die starken Ausdrücke, es fange hier nun ein Würgen, Schlingen und Ersäufen an, und siehe, die Gnade frisst die Sünde. Der alte Sünder ist nun so abgeschnitten wie ein Flussarm; dieser ist noch da, aber am Austrocknen, so wie eine Vene, die man veröden lässt, sie ist noch da, aber das Blut fliesst nicht mehr hindurch. Es sind dem alten Adam, wie ein Ausleger sagt, «Pass und Lebensmittelkarten entzogen». Ach, man kann sich's eigentlich bei aller Zuhilfenahme von Vergleichen nicht vorstellen, was das heisst, «der Sünde abgestorben sein», aber glauben - glauben darf man, dass man ein lebendiges Glied am lebendigen Leib Christi ist und dass damit die Sünde auf Hungerration, auf den Aussterbe-etat gesetzt ist, so wie der Fisch aufs Trockene. Im Stande der Gerechtigkeit bleibt also, obschon man kein Sündloser ist, doch nicht einfach alles beim Alten. Das Eine ist anders geworden, dass man in Christus lebt und der Sünde abstirbt: «Was wollen wir nun hierzu sagen? Sollen wir denn in der Sünde beharren, auf dass die Gnade desto mächtiger werde? Das sei ferne! Wie sollten wir in der Sünde leben wollen, der wir abgestorben sind? Dafür haltet euch, als solche, die der Sünde abgestorben sind und Gott leben in Christo Jesu, unserem Herrn» (1.2.11). Wollen wir es wagen, allen graphologischen, allen psychologischen Gutachten zum Trotz? Darum geht es jetzt. Der Apostel fordert hier das psychologische Jahrhundert in die Schranken.

Diese Existenz «in Christus» aber hat einmal ihren Anfang genommen; der Apostel sagt, mit der Taufe. Er wagt hier Aussagen über die Taufe, die nun allerdings alles sprengen, was wir so landläufig unter einer Kindstaufe verstehen. Wir wollen uns aber dadurch nicht dazu verleiten lassen, unser Taufen zu verachten, im Gegenteil, wir wollen umgekehrt bedenken: So also ist es gemeint! Das also ist Taufe, das und

nicht weniger! Er denkt dabei stark an die vorchristlichen Wurzeln der christlichen Taufe. Ursprünglich handelte es sich um eine Art Bedrohung des Lebens, um ein Eingetauchtwerden, wie wenn man jemanden ertränken wollte. Der alte Mensch soll ertrinken, und ein neuer Mensch soll hervortauchen, wie einer, der aus der Aare gezogen wird. Der Untergetauchte und dann aus der Taufe Gehobene ist somit in die gleiche Bewegung hinein genommen wie Christus, der getötet und begraben wird und am dritten Tage wieder aufersteht. Diese Christusbewegung - hinunter-herauf - nennt Paulus kühn ein Mitsterben, Mitbegrabenwerden und Mitaufstehen. Christus für uns und wir jetzt ganz «in» Christus. Er will damit nichts weniger sagen als: Dort auf dem Golgathahügel bin ich mit gestorben, im Grab des Joseph von Arimathia begraben zusammen mit all meinem Hab und Gut, und alles, was ich mein eigen nenne, ist die Sünde, und ebendort bin ich als ein neuer Mensch auferstanden. Von dorthier fange ich nun an, in einem neuen Leben zu wandeln. So wie man an einem Grab steht, hinunterschaut, dann Abschied nimmt, dem Grabe den Rücken kehrt und davoneilt, so stehen wir jetzt am Grabe unseres alten Menschen und schauen da auf unseren alten Adam hinunter, kehren ihm den Rücken und eilen ihm davon. «Dafür haltet euch!» Und wenn zu unserer bisherigen Seelenforschung hinzu noch ganz anders sensationelle Erkenntnisse kommen sollten, wenn man durch immer raffiniertere Apparaturen die Gedanken, Begierden und Neigungen registrieren wird, so haltet euch nicht dafür, was der Apparat sagt, sondern haltet euch dafür, was Gott von euch sagt, glaubet, dass Gott recht hat und uns recht sieht, und nicht die Menschen: «Wisset ihr nicht, dass alle, die wir in Jesum Christum getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf dass, gleichwie Christus ist auferweckt von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln» (3.4).

Mit dem Bild von der Taufe verschlingt sich jetzt das Bild von der Einpflanzung. Wir seien, so fährt er weiter, in Christus, in seinen Tod und in sein Auferstehen eingepflanzt. Wir sind einen Augenblick wie Schnittblumen, abgeschnitten von der Sündenwurzel, aber nicht um Schnittblumen zu bleiben, sondern um sofort eingepflanzt, eingetopft zu werden in Jesus Christus. Unser alter Mensch sei mit Christus gekreuzigt und höre damit auf. So wie bei Todesfall Kauf und Verkauf erlöschen, so hat die Sünde kein Recht mehr auf denjenigen, der ihr abgestorben ist; auch wenn sie noch existiert, so wird er ihr hinfort nicht mehr zu Recht verpflichtet sein, sie hat ihren Rechtsanspruch verloren. Aber so unwiderruflich das Sterben Christi den alten Menschen tötet, ebenso unwiderruflich ist die Auferstehung Christi das Leben derer, die an ihn glauben. Christus müsste schon noch einmal sterben, Ostern müsste in aller Form widerrufen werden, wenn die Sünde wieder Oberhand über uns gewinnen sollte: «So wir aber samt ihm gepflanzt werden zu gleichem Tode, so werden wir auch seiner Auferstehung gleich sein - und wissen, dass Christus, von den Toten erweckt, hinfort nicht stirbt; der Tod wird hinfort über ihn nicht herrschen» (5-9). Das ist Gottes Bild von uns. «Dafür haltet euch.»

Und jetzt, erst jetzt beginnt der Apostel, Befehle zu erteilen, dem neuen Menschen Weisungen zu geben. Es sind deren zwei; einmal: «Die Sünde soll nicht über euch herrschen» (12). So wahr Christus nicht mehr vom Tode beherrscht werden kann, so wahr braucht der Gerechtfertigte die Sünde nicht mehr über sich herrschen zu lassen, auch wenn sie noch da ist. Und der zweite Befehl: «Übergebt eure Glieder nicht der Sünde zu Waffen der Ungerechtigkeit» (13). «Eure Glieder» - damit ist alles gemeint: unser Verstand, unser Wille, Herz, Hand, Zeit, Familie, Beruf, Besitz, kurz, alles, was wir sind und haben. Überlasst aber eure «Glieder Gott als Waffen der Gerechtigkeit». Von Waffen ist nun die Rede.

Waffen deuten auf Kampf; und wenn dieser Kampf, der nun zwischen der neuen Gnade und der alten Sünde anhebt, auch ein harter Waffengang ist, so ist er doch nicht mehr aussichtslos. Paulus sagt jetzt gerade so viel, als er sagen kann und darf, keine Silbe mehr und keine weniger. Und siehe, er darf jetzt sagen: «Die Sünde wird nicht herrschen können über euch, sintemal ihr nicht unter dem Gesetz seid, sondern unter der Gnade» (14). Sie ist noch da, aber ihre Herrschaft ist vorüber, weil Christus an die Stelle des Gesetzes getreten ist. Christus ist für uns und darum sind wir nun in Christus; wir sind nicht mehr allein, Christus ist der Andere auf dem Bild. Wenn die Dichter und Maler ihre Selbstbildnisse schaffen, dann ist, traurig, aber wahr, bisweilen auch ein Zweiter auf dem Bild, sie lieben es, sich den Totenschädel über die Schultern schauen zu lassen. Aber das ist Gott sei Dank nicht mehr die ganze Wahrheit und darum überhaupt nicht mehr wahr; auf dem Bildnis, das uns der Apostel heute gezeigt hat, schaut uns Christus über die Schultern. Um dieses geheimnisvollen Zweiten willen ist es wahr, was der Vater im Gleichnis vom verlorenen Sohn jener Tischgemeinschaft mitteilt: «Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden.»

Der eingetretene Herrschaftswechsel

¹⁵ Wie nun? Sollen wir sündigen, dieweil wir nicht unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade sind? Das sei ferne!

¹⁶ Wisset ihr nicht: welchem ihr euch begeben zu Knechten in Gehorsam, des Knechte seid ihr, dem ihr gehorsam seid, es sei der Sünde zum Tode oder dem Gehorsam zur Gerechtigkeit? ¹⁷ Gott sei aber gedankt, dass ihr Knechte der Sünde gewesen seid, aber nun gehorsam geworden von Herzen dem Vorbilde der Lehre, welchem ihr ergeben seid.

¹⁸ Denn nun ihr frei geworden seid von der Sünde, seid ihr Knechte geworden der Gerechtigkeit. ¹⁹ Ich muss menschlich davon reden um der Schwachheit willen eures Fleisches. Gleichwie ihr eure Glieder begeben habet zum Dienst der Unreinigkeit und von einer Ungerechtigkeit zu der andern, also begeben auch nun eure Glieder zum Dienst der Gerechtigkeit, dass sie heilig werden. ²⁰ Denn da ihr der Sünde Knechte waret, da waret ihr frei von der Gerechtigkeit. ²¹ Was hattet ihr nun zu der Zeit für Frucht? Welcher ihr euch jetzt schämet; denn ihr Ende ist der Tod.

²² Nun ihr aber seid von der Sünde frei und Gottes Knechte geworden, habt ihr eure Frucht, dass ihr heilig werdet, das Ende aber das ewige Leben. ²³ Denn der Tod ist der Sünde Sold; aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn. Römer 6,15-23

Noch immer ist es das gleiche Glück, das uns hier aus den Worten des Apostels entgegenstrahlt; geh, gebiete einem Glücklichen, dass er schweige! Die Freude glänzt ihm auf der Stirne, und «wes das Herz voll ist, des geht der Mund über». Man vergegenwärtige sich einen Augenblick - vom Gesetz verklagt, verurteilt, verdammt, wir konnten es nicht erfüllen, so war es gegen uns, es hat uns erdrückt und erledigt für Zeit und Ewigkeit; und drauf hat uns der Bote den Freispruch überbracht: Ihr zum Tode Verurteilte seid freigesprochen! Und dabei ist es mit rechten Dingen zugegangen,

Freispruch durch richtige Begnadigung, dem Recht ist Genüge getan, der andere hat gebürgt, gesühnt und bezahlt; und wir dürfen das jetzt einfach glauben - wenn das nicht Glück ist! -

Aber nun stehen wir noch und wieder in dieser alten Welt; wir sind jetzt in der Lage eines eben aus dem Gefängnis Entlassenen; und da bekommen wir es mit der Angst zu tun. Der Straftlassene hat nur eine Sorge: Jetzt nicht mehr rückfällig werden! Das soll mir nie, nie mehr passieren! Gottlob, für meine vergangene Sünde bin ich freigesprochen; aber wie steht es mit der zukünftigen? Werde ich nun nicht von neuem der alten Notlage gegenüberstehen, dass ich das Gesetz wieder und neuerdings nicht halten kann, dass es mich also von neuem erdrückt und verdammt und - die Misere kann wieder von vorne beginnen? Wäre es unter diesen Umständen nicht besser gewesen, ich wäre im Gefängnis geblieben? So stellt sich mit beängstigender Schärfe nun die Frage der Rückfälligkeit. Der Blaukreuzarbeiter, der hier unter uns sitzt, könnte uns jetzt allerlei vom grossen Leid der rückfälligen Trinker erzählen. Vor acht Tagen hat der Direktor von Thorberg (Strafanstalt) in einer Ansprache ausgeführt, von den 300 Insassen seien gegenwärtig 40% durchschnittlich 18mal vorbestraft, also 18mal wieder ins Gefängnis zurückgebracht worden, einer unter ihnen habe es sogar auf 70mal gebracht. Fast 50% Rückfällige! Wie steht es da wohl mit uns? Ich meine nicht vor dem zeitlichen, sondern vor dem ewigen Richterstuhl. Da sind wir alle, nicht nur deren 50%, wir alle und nicht nur 18mal und auch nicht nur 70mal, sondern 70mal 70mal rückfällig. Und das soll nun immer so weitergehen, immer im Kreis herum, bis ans Ende unseres Lebens? Wenn dem so ist, dann «möchte kein Hund so weiterleben».

Darauf antwortet der Apostel mit einer weiteren Mitteilung. Wenn schon der Freispruch kaum fassbar war, nur im Glauben konnte verstanden werden, was jetzt angekündigt

werden soll, ist von einer Kühnheit, dass einem darüber der Atem stillstehen könnte: Ihr seid ja gar nicht mehr unter dem Gesetz, ihr seid ja jetzt unter der Gnade! Das Gesetz ist ja gar nicht mehr zuständig, sondern die Gnade, die neue Glaubensgerechtigkeit ist es jetzt. Man möchte dem Apostel hier zurufen: Paulus, Paulus, gehst du damit nicht zu weit? Öffnest du damit nicht der Unmoral Tür und Tor? Was ist denn die Gnade, dass du es wagst, sie nun einfach an die Stelle des Gesetzes zu tun? Ist sie wenigstens zu dem fähig, wozu das Gesetz immerhin fähig war? Vermag die Gnade uns vor dem Hereinbruch des sittlichen Chaos zu schützen? Das Gesetz war immerhin eine Abschreckung und ein Damm, ein brüchiger zwar, aber besser ein mangelhafter als gar keiner. Kommt es nicht oft vor, dass man Altes durch Neues ersetzt, und muss hinterher feststellen, dass das Alte doch noch besser gewesen wäre? Ist die Gnade so tauglich oder gar tauglicher im Kampf gegen die Sünde als das Gesetz? «Wie nun? Sollen wir sündigen, die weil wir nicht unter dem Gesetz, sondern unter der Gnade sind? Das sei ferne!» (15).

Um dieses fatalste aller Missverständnisse zu vermeiden, redet nun der Apostel von der Gnade in einem Ton, den wir sonst nicht gewohnt sind. «Um eurer menschlichen Schwachheit willen muss ich menschlich davon reden» (19). Die Gnade, die uns doch frei macht, frei vom Gesetz, wird nun vom Apostel paradoxerweise eine Gebieterin, eine Herrin, man könnte geradezu übersetzen eine Despotin genannt. Es tut uns Evangelischen gut, von der Gnade einmal ganz massiv zu hören, dass sie eine Herrin ist. Dass Gesetz, Sünde und Tod Tyrannen sind, das wissen wir zur Genüge - aber die Gnade, die neue Glaubensgerechtigkeit ein Tyrann, der uns in die Finger nimmt? Das will uns nur schwer hinein; aber um unserer Schwachheit willen sei's: Wir stehen nicht mehr unter der Fuchtel des Gesetzes, die Gnade hat uns jetzt in Pflicht genommen. Der unselige Zwang des Gesetzes hat weichen müssen, und an seine Stelle ist der selige Gehorsam

der Gnade getreten. Christus persönlich ist anstelle des tödenden Buchstabens getreten: «Wisset ihr nicht: welchem ihr euch begeben zu Knechten in Gehorsam, des Knechte seid ihr, dem ihr gehorsam seid, es sei der Sünde zum Tode, oder dem Gehorsam zur Gerechtigkeit?» (16).

Die Gnade als Gebieterin! Es hat da ein Herrschaftswechsel stattgefunden. Von jetzt an gibt es nur noch ein Entweder-Oder. Entweder man steht jetzt unter der Gnade und dann nicht mehr unterm Gesetz, oder aber man steht wiederum unterm Gesetz und dann nicht mehr oder noch nicht unter der Gnade. O diese Gnade als Gebieterin! Kennen wir sie so? Gnade an sich ist uns ja als evangelischen Christen nicht neu - aber die Frage stellt sich nun: Haben wir bisher die Gnade von ihrer Herrscherseite her ernst genommen? War sie uns das undurchlässige Sieb? War sie uns der «Unkrauttod»? War sie jene scharfe Lauge, welche die Sünde wegätzt? War sie uns, was der Föhn dem Schnee, was die Sonne dem Eis? Oder war es nicht vielmehr ganz heimlich und unbewusst so, dass wir mitsamt unserer Sünde vom Gesetz zur Gnade flohen, wie das Kind vom Vater weg zur nachgiebigeren Mutter flieht? War uns die Gnade am Ende ganz, ganz heimlich zum Faulbett und Ruhekissen geworden? Ein schlimmeres Missverständnis wäre kaum denkbar. Das sei ferne! Was der Apostel unter Gnade versteht, das ist eine Gebieterin, eine Herrin, die «Haare an den Zähnen hat», die der Fäulnis in chirurgischer Festigkeit auf den Leib rückt. Haushoch, himmelhoch steht die Gnade in ihrer reinigenden Wirkung über dem Gesetz.

Im Zuge seiner Ausführungen ist der Apostel jetzt so weit, dass seine denkwürdige Zusage an die Christen in Rom erfolgen kann; und wenn er zu den römischen Christen redet, dann ja auch immer zu den Christen in Bern, zu uns, die wir heute hier versammelt sind; uns ist jetzt auf den Kopf hin zugesagt, der Regierungswechsel habe stattgefunden: Ihr seid nicht mehr unter der Herrschaft der Sünde, ihr seid es

nicht mehr. Die gute, die gesunde Lehre, die frohe Botschaft ist zu ihnen gelangt und hat Gewalt über sie bekommen, und nun sind sie dieser Lehre gehorsam geworden, und zwar von Herzen (17). Es soll aber nicht nur eine Sache der Gesinnung sein, sondern eine Sache der Glieder und des Verhaltens. Ihre Glieder, die vorher im Dienste der Unreinigkeit standen und sich von einer Gesetzlosigkeit zur anderen versündigten, diese selben Glieder sollen sie von jetzt an der Glaubensgerechtigkeit zur Verfügung stellen, «dass sie heilig werden» (19). Bis dahinaus will die Gnade mit uns, bis dass unsere Glieder heilig werden. Ein neues Viertel ist nun hinein, die Herrschaft der Gnade; Heiligung, darum geht es jetzt.

Heiligung. Wenn wir Evangelische von Heiligung, von Heiligkeit und von heilig reden, dann beschleicht uns allemal so etwas wie ein leichtes Unbehagen, wir bekommen es dann mit dem schlechten Gewissen zu tun, wir wittern dann jeweiligen Heuchelei, religiöse Unwahrheit. Diese Abwehr gegen jeden Heiligenschein geht so weit, dass ein evangelischer Schriftsteller seine tiefsten Wahrheiten einem heruntergekommenen Adligen, einem armen zerlumpten Alkoholiker in den Mund legt (Friedrich Dürrenmatt: «Die Ehe des Herrn Mississippi»). Was wir dabei wie Gift scheuen, das ist auch nur ein Schimmer von Werkgerechtigkeit. Diese unsere Scheu ist gut, Paulus würde sie loben. Es gibt tatsächlich nächst der Sünde wider den Heiligen Geist nichts Schlimmeres als die Sünde der Heuchelei. Und doch kann jetzt der Apostel von Heiligkeit sprechen, und zwar ganz unbefangen, weil es nach allem bisher Erörterten über alle Zweifel erhaben deutlich geworden ist, dass er dabei ganz und gar von Christus aus denkt und einzig Christi Person und Tat in der Mitte sieht. Heiligkeit geht von Christus aus und erstreckt sich bis zu uns. Heiligung besteht darin, dass Christus uns zu sich nimmt. Sie beginnt nicht erst bei irgendeinem millionsten religiösen Flugkilometer oder sonst einer Extraleistung, sondern schon mit der Taufe, da Christus uns sich

angegliedert hat. Heilig sein heisst ganz bei Christus sein, ganz in der Strahlenwirkung Christi stehen, die Lebenskräfte des Evangeliums an sich wirken lassen.

Es schwebt mir in diesem Zusammenhang immer jene kleine Episode vor, welche der Italiener Ignazio Silone in seinem Buch «Der Samen unterm Schnee» erzählt. Ein armes Dorf hatte beschlossen, auf dem benachbarten, die Dorfschaft überragenden Hügel ein Holzkreuz aufzurichten. Der Dorfschreiner Eutimio bekommt die Arbeit in Auftrag; aber nun begibt es sich, dass der Bischof längere Zeit daran verhindert ist, zum Feste der Kreuzaufrichtung zu erscheinen; darum steht das Kreuz, lackiert und poliert, einige Wochen lang in einer Ecke der Werkstatt. Meister Eutimio ist kein Tugendbold. Es hat ihn schon gewundert, dass man ihm den Auftrag überhaupt erteilte. Die Reden, die seit Jahr und Tag in seiner Bude geführt werden, sind das, was wir bei uns «an der Säuglocke ziehen» nennen. Die Flüche und Lästerungen liegen ihm lose auf der Zunge. Seine Frau, eine stille Dulderin, leidet unter seiner Ruchlosigkeit. Auch mit der Ehrlichkeit der Kundschaft gegenüber ist es bei ihm nicht zum Besten bestellt. Nun aber geschieht etwas völlig Unerwartetes. Seitdem das angefertigte Holzkreuz in der Werkstattecke steht, fühlt sich Meister Eutimio wie geniert und gehemmt. Morgens, wenn er die Werkstatt betritt, ist ihm, als wäre etwas anders als früher. Wenn Kumpane kommen und mit ihren Lästerreden beginnen, kann es geschehen, dass Meister Eutimios Blick scheu zur Werkstattecke hinüber gleitet, als wollte er dort um Entschuldigung bitten. Abends ist ihm, als müsste er Gute Nacht sagen. Seine Frau, der die Veränderung auffällt, den Grund aber noch nicht kennt, meint zunächst, ihr Mann brüte an einer Krankheit herum... Dazu sagen wir nun: Wenn schon von einem Holz in der Werkstattecke eine derart umwandelnde Wirkung ausgehen kann, wie viel mehr vom lebendigen Christus, der einst an diesem Holze hing, aber nun nicht mehr daran hängt, der seit seiner

Auferstehung täglich und stündlich bei uns ist! Das ist Heiligung: In der Gegenwart des Auferstandenen leben, in seiner Abhängigkeit stehen, anhänglich dankbar auf ihn bezogen sein in allem, was man tut und lässt. Diese Gabe des anhänglichen Gehorsams kann man nur annehmen. Heiligung ist Geschenk. Es ist den Römern und Bernern angeboten, der Apostel schreibt es an die Leute am Tiber und an die Leute an der Aare: «Gott sei aber gedankt, dass ihr Knechte der Sünde gewesen seid, aber nun gehorsam geworden von Herzen dem Vorbilde der Lehre, welcher ihr ergeben seid. Und nun ihr frei geworden seid von der Sünde, seid ihr Knechte geworden der Gerechtigkeit.» «Unterstellt eure Glieder dem Dienste der Glaubensgerechtigkeit, dass sie heilig werden» (17-19). Das ist der eingetretene Regierungswechsel, das ist Heiligung.

Man hat in Rom oft Herrschaftswechsel gesehen und wusste dort, was das menschlicherweise heisst. Wer in den Museen Roms längere Zeit und aufmerksam sich umsieht, wird dort an dieser oder jener antiken Marmorstatue die Spuren solcher Regierungswechsel entdecken. Nicht selten hat man nämlich die Marmorbilder, die von den früheren Herrschern noch zu Lebzeiten angefertigt und aufgestellt worden waren, bei deren Sturz und Ableben kurzerhand geköpft. Man nahm die alten Köpfe herunter und setzte die inzwischen angefertigten Häupter des Nachfolgers auf die Marmorrümpfe. So gab es Marmorleiber, denen im Laufe der Jahrhunderte die verschiedensten Köpfe aufgesetzt worden waren. Und ähnlich geht es, wenn wir Menschen Regierungswechsel machen. Die alten Köpfe gehen und neue kommen; aber der Rumpf darunter und die Glieder bleiben, und das Herz bleibt auch. Beim göttlichen Regierungswechsel vom Gesetz zur Gnade aber, sagt hier der Apostel, werde das Herz ergriffen, samt dem Rumpf und den Gliedern; vom Herzen bis in die Haarwurzeln und Zehenspitzen hinaus gehe dann eine neue

Kraft, ein neuer Einfluss. Das ist die unwandelnde Macht der Gnade: Heiligung.

Aber wenn nun nach eingetretenem Regierungswechsel die Gnade tatsächlich anfängt, ihre Herrschaft auszuüben, wenn Christus anfängt, in unseren Wohn- und Werkstätten zugegen zu sein, wo führt das schliesslich hin? Wo hinaus, so fragen wir etwas besorgt, will es mit der Heiligung des Lebens? Führt dieser Weg nicht zu einer unerträglichen Isolierung? Werden es die alten Kumpane nicht bald merken, dass da nun ein Neues begonnen hat, und werden sie dann nicht anfangen wegzubleiben? Und wird man auf diesem Weg nicht bald in dieser alten Welt in keinen Schuh mehr passen?

Diese Frage ist begründet. Wer der Gnade untertan wird, fängt an, Wege geführt zu werden, die nicht ohne weiteres der geltenden Verkehrsordnung angepasst sind, und es kann geschehen, dass er auf einmal quer zum Verkehrsstrom zu stehen kommt. Das Leben der Heiligung aus Gnaden ist tatsächlich ein Wagnis und hat wenigstens der äusseren Form nach etwas von einem Abenteuer an sich. Vor Abenteuern aber pflegt der Spiesser in uns Angst zu haben. Paulus weiss um diese Not. Aber er macht uns hier darauf aufmerksam, wie sehr ja auch ein noch so geruhames Spiesserleben ein Wagnis ist. Ein Abenteuer ist das Leben auf jeden Fall, so oder so. Man kann sich auch der Gnade und den ewigen Bindungen entziehen und ein so genannt freies Leben führen. Aber ist nun etwa diese Freiheit nicht abenteuerlich? Unheimlich ist sie, sagt der Apostel. Ein freihändiges Leben endet in Schande und Tod. Die Sünde pflegt bar zu bezahlen; wer ihr dient, bekommt von ihr den Lohn; die Münze aber, mit der sie bezahlt, ist Falschgeld, ist die Leere, das Nichts, der Tod. Aufs Zeitalter der theoretischen Gottlosigkeit folgt das Zeitalter des Nichts und der praktischen Vernichtung. Ist das etwa kein Abenteuer? Ein unseliges ist es, anstatt dem seligen Wagnis des Glaubens. Das Ziel, das Ende, die Frucht des Glaubens aber ist Heiligkeit und ewiges Leben: «Was

hattet ihr nun zu der Zeit für Frucht? Welcher ihr euch jetzt schämet; denn ihr Ende ist der Tod. Nun ihr aber seid von der Sünde frei und Gottes Knechte geworden, habt ihr eure Frucht, dass ihr heilig werdet, das Ende aber das ewige Leben. Denn der Tod ist der Sünde Sold; aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm Herrn» (20-23).

Schliesslich noch ein Hinweis. «Der Tod ist der Sünde Sold»; die Sünde bezahlt, bezahlt schrecklich, mit dem Tod; die Gnade aber bezahlt nicht, Christus schenkt. Man kann da nur danken. Es ist also nicht von ungefähr, dass Paulus den Römern und den Bernern den Regierungswechsel mit dem Ausruf übermittelt: «Gott sei Dank» (17). Das Charisma, die «Gnadengabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserem Herrn» - Gott sei es gedankt! Darin liegt Jubel. Ich hatte letzten Sommer Gelegenheit, in der Trinkerheilstätte «Nüchtern» am traditionellen Jahrestag der «Ehemaligen» und ihrer Familien teilzuhaben. Wie diese geretteten Trinker sangen, ist mir unvergesslich. Es war ein Schuss von diesem «Gott sei es gedankt» darin. Auch wenn die Heilsarmee ihre viel verspotteten Hallelujas singt darüber, dass ein Mensch gerettet ist und ein neues Leben beginnt, auch da ist etwas drin von diesem paulinischen «Gott sei Dank»; ja es ist etwas drin vom Jubel der Engel, bei denen Freude ist über einen Sünder, der Busse tut und umkehrt. Dass wir alle einstimmen könnten in dieses «Gott sei Dank» und mit Jubel im Herzen an den uns gedeckten Tisch, oder wenn das nicht sein darf, hinaus- und heimgehen könnten! Die ganze kommende Woche sei es bei euch: «Gott aber sei gedankt», Gott sei Lob und Dank, der Regierungswechsel hat stattgefunden.

Der gute Kampf des Glaubens

¹ *Wisset ihr nicht, liebe Brüder (denn ich rede mit solchen, die das Gesetz wissen), dass das Gesetz herrscht über den Menschen, solange er lebt?* ² *Denn ein Weib, das unter dem Manne ist, ist an ihn gebunden durch das Gesetz, solange der Mann lebt; so aber der Mann stirbt, so ist sie los vom Gesetz, das den Mann betrifft.* ³ *Wo sie nun eines andern Mannes wird, solange der Mann lebt, wird sie eine Ehebrecherin geheissen; so aber der Mann stirbt, ist sie frei vom Gesetz, dass sie nicht eine Ehebrecherin ist, wo sie eines andern Mannes wird.* ⁴ *Also seid auch ihr, meine Brüder, getötet dem Gesetz durch den Leib Christi, dass ihr eines andern seid, nämlich des, der von den Toten auferweckt ist, auf dass wir Gott Frucht bringen.* ⁵ *Denn da wir im Fleisch waren, da waren die sündlichen Lüste, welche durchs Gesetz sich erregten, kräftig in unsern Gliedern, dem Tode Frucht zu bringen.* ⁶ *Nun aber sind wir vom Gesetz los und ihm abgestorben, das uns gefangen hielt, also dass wir dienen sollen im neuen Wesen des Geistes und nicht im alten Wesen des Buchstabens.*

⁷ *Was wollen wir denn nun sagen? Ist das Gesetz Sünde? Das sei ferne! Aber die Sünde erkannte ich nicht, ausser durchs Gesetz. Denn ich wusste nichts von der Lust, wo das Gesetz nicht hätte gesagt: «Lass dich nicht gelüsten!»* ⁸ *Da nahm aber die Sünde Ursache am Gebot und erregte in mir allerlei Lust; denn ohne das Gesetz war die Sünde tot.* ⁹ *Ich aber lebte weiland ohne Gesetz; da aber das Gebot kam, ward die Sünde wieder lebendig,* ¹⁰ *ich aber starb; und es fand sich, dass das Gebot mir zum Tode gereichte, das mir doch zum Leben gegeben war.* ¹¹ *Denn die Sünde nahm Ursache am Gebot und betrog mich und tötete mich durch dasselbe Gebot.* ¹² *Das Gesetz ist ja heilig, und das Gebot ist heilig, recht und gut.* ¹³ *Ist denn, das da gut ist, mir zum Tod geworden? Das sei ferne! Aber die Sünde, auf dass sie*

erscheine, wie sie Sünde ist, hat sie mir durch das Gute den Tod gewirkt, auf dass die Sünde würde überaus sündig durchs Gebot.

¹⁴Denn wir wissen, dass das Gesetz geistlich ist; ich bin aber fleischlich, unter die Sünde verkauft. ¹⁵Denn ich weiss nicht, was ich tue. Denn ich tue nicht, was ich will; sondern, was ich hasse, das tue ich. ¹⁶So ich aber das tue, was ich nicht will, so gebe ich zu, dass das Gesetz gut sei. ¹⁷So tue nun ich dasselbe nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnt. ¹⁸Denn ich weiss, dass in mir, das ist in meinem Fleische, wohnt nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht. ¹⁹Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht, sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich. ²⁰So ich aber tue, was ich nicht will, so tue ich dasselbe nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnt. ²¹So finde ich mir nun ein Gesetz, der ich will das Gute tun, dass mir das Böse anhangt. ²²Denn ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. ²³Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern. ²⁴Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? ²⁵Ich danke Gott durch Jesum Christum, unsern Herrn. So diene ich nun mit dem Gemüte dem Gesetz Gottes, aber mit dem Fleische dem Gesetz der Sünde. Römer 7

So also ist der begnadigte Mensch nun dran. So sehen sie auf dieser Erde aus, die Erlösten Gottes. So wird es, wenn die Gnade hier herrscht und wenn der Himmel auf der Erde Wohnung nimmt. Sind wir verwundert, dass dem so ist? Kann denn Gnade anders über uns herrschen als eben so, dass es Kampf absetzt? Vermag der Himmel anders auf der Erde zu sein als eben leidend? Himmel - Hölle. Man könnte dieses siebente Kapitel des Römerbriefes geradezu in diese zwei Worte zusammenfassen. Was in diesen 25 Versen

steht, ist derart, dass der Apostel mit sichtlicher Mühe um die Sprache ringt. Bis schliesslich, auf einmal, gegen Schluss des Kapitels, die sachliche Erörterung einen Unterbruch erfährt durch einen doppelten Zwischenruf. Es ist eigentlich schon kein Reden mehr, eher ein Schreien. Dem Aufschrei des Entsetzens: «Ich elender Mensch!» folgt der Aufschrei des Entzückens: «Ich danke Gott!» So geht es hier um Himmel und Hölle. Nur derjenige weiss, was der Himmel ist, der in die Hölle von Römer 7 geschaut hat. Und nur derjenige weiss, was die Hölle ist, dem der Himmel des Römerbriefes aufgegangen ist. Das heisst, eigentlich geht es hier nur noch um den Himmel; die Hölle ist ja gar nicht mehr so interessant. Sie ist lediglich noch von Interesse, insofern eben der Himmel hier unwiderruflich offen steht und das Tor zur Hölle sich endgültig geschlossen hat. Unter diesen Umständen mag es sich schon lohnen, ein wenig mitzukämpfen, ein wenig mitzuseufzen, handelt es sich doch um einen guten Kampf: «Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? Ich danke Gott durch Christum Jesum, unsern Herrn» (24.25).

Das heisst, der Gang des Römerbriefes stellt uns jetzt noch einmal in harter Zuspitzung vor die Frage, ob wir an Christus glauben, ob wir das wirklich glauben, was wir bis jetzt angenommen haben: «Die Christusbotschaft ist eine Gotteskraft, zu retten alle Glaubenden» - «Der Gerechte wird seines Glaubens leben» - «Dem aber, der nicht mit Werken umgeht, glaubt aber an den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit» - «Nun wir denn sind gerecht geworden durch den Glauben, so haben wir Frieden mit Gott durch unsern Herrn Jesus Christus» - «wir haben Zugang zu dieser Gnade» - «wir rühmen uns der Hoffnung der zukünftigen Herrlichkeit» - «wir rühmen uns auch der gegenwärtigen Trübsale» - «wir rühmen uns Gottes» - «wo die Sünde mächtig geworden ist, da ist die Gnade noch viel mächtiger geworden» - dass «unsere

Glieder heilig werden», weil sie «im Dienste der Glaubensgerechtigkeit stehen» - dass wir für die längste Zeit «Knechte der Sünde gewesen sind», jetzt aber «frei geworden von der Sünde»... - Glauben wir das? Machen wir damit? Und nun ist nicht etwa mit diesem 7. Kapitel auf einmal eine Thema Änderung eingetreten; es geht auch hier um das eine grosse Generalthema des Römerbriefes: um die Rechtfertigung aus dem Glauben, um die Rettung Israels und der Völker, darum, dass «wir ohne Verdienst gerecht werden, aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Jesus Christus geschehen ist», und um die köstlichen Früchte dieser Rechtfertigung.

Aber dieser Glaube wird hier gleichsam zwischenhinein einer Zerreißprobe unterstellt. Wir sind jetzt gefragt: Bist du bereit, nachdem du zur Kenntnis genommen hast, was der Apostel in diesem 7. Kapitel mitteilt, immer noch und nun erst recht bereit, zu glauben? Man fühlt sich hier etwas hart angefasst. Es sieht fast so aus, als wollte Paulus uns hier sagen: «Vögelein, iss oder stirb.» Entweder du glaubst jetzt, oder es ist alles aus; entweder du schaust jetzt auf dich und verzweifelst, oder aber du schaust jetzt ganz und nur noch auf Christus und wirst froh. Beim Apostel selber ist offenbar die Entscheidung gefallen, er für seine Person hat die Zerreißprobe bestanden; sonst vermöchte er ein Kapitel wie das vorliegende gar nicht zu schreiben. Und er ist guter Zuversicht, dass auch die Christen in Rom und wir Christen in Bern diesen Glauben geschenkt bekommen, dass auch wir in der Zerreißprobe nicht umkommen, sonst hätte er es gar nicht gewagt, ein solches Kapitel zu veröffentlichen. Er ist bester Zuversicht, dass auch wir zwar wohl einstimmen in den Seufzer: «Ich elender Mensch»; aber dann doch auch dabei sind, gehalten werden und uns halten lassen durch den Glauben, der hier schliesslich jubeln darf: «Ich danke Gott durch Jesum Christum, unseren Herrn.»

Nachdem wir unsere Glaubensbrille, die in der Hitze der uns verordneten Kämpfe immer wieder anläuft, ein wenig geputzt und wieder aufgesetzt haben, wollen wir nun durch diese Brille ein wenig genauer in unser Kapitel hineinschauen. Es zerfällt deutlich in drei Unterteile (1-6; 7-13; 14-25). Wir hörten zuletzt von jenem geheimnisvollen Regierungswechsel, der stattgefunden hat bei denen, die das neue Leben aus der Gnade zu leben beginnen. Wir haben gesehen, wie das ist, wenn man nicht mehr dem harten, tötenden Gesetz, sondern der freilich auch harten, noch viel härteren, aber rettenden Herrschaft der Gnade unterstellt ist. Nun wissen wir, dass es bei Regierungswechseln oft genug auf allerlei Weise zugeht, so dass dann hinterher doch wieder alles beim alten bleibt und es in Wirklichkeit gar kein Herrschaftswechsel war. Ist es am Ende hier auch so? So gross und so beglückend war die Botschaft - und unsere Herzen sind so ängstlich und so verzagt - ist es wirklich so? Dürfen wir der Sache trauen? Stehen wir wirklich nicht mehr unter dem tötenden Gesetz, sondern unter der rettenden Gnade? Darauf antwortet der Apostel mit einem Gleichnis aus dem Eherecht (1-6). Ich habe seinerzeit aus dem Munde von Seeländer Bauern etwa bei Todesfällen gehört - ich glaube, der Ausspruch hiess: «Tod bricht Pacht und Vertrag». Das heisst, ein abgeschlossener Pachtvertrag erlischt, wenn einer der Vertragspartner stirbt. Auf solch einen uralten allgemein menschlichen Rechtssatz spielt hier der Apostel an, wenn er sagt: «Tod bricht die Ehe.» Wenn der Tod eintritt, dann ist der überlebende Ehepartner frei zum Eingehen einer neuen Ehe. Was während der Lebensdauer beider Ehepartner böser Ehebruch wäre, das ist bei eingetretenem Ableben eines der beiden nicht mehr Ehebruch. Und nun ist auch hier so etwas wie ein Todesfall eingetreten: Christus ist für uns gestorben und auferstanden. So wahr eine Frau, deren Mann stirbt, fortan rechtmässig frei ist für eine neue Ehe, so wahr sind wir durch den Tod Christi und durch unser

Sterben mit ihm rechtmässig frei vom Gesetz und rechtmässig frei für die Verbindung mit Christus, frei für die Herrschaft der Gnade. Der Herrschaftswchsel vom Gesetz zur Gnade hinüber ist so unwiderruflich wie der Kreuzestod und die Auferstehung Christi. Das heisst, wir dürfen dem neuen Glück ganz trauen. Der Herrschaftswchsel ging hier mit rechten Dingen vor sich. Wir dürfen jetzt unbedenklich vorwärts schreiten, ohne nachträglich unliebsame Überraschungen zu gewärtigen. Herzhaft dürfen wir einstimmen in den Jubelruf: «Ich danke Gott durch Jesum Christum, unseren Herrn.»

Nach dieser offenbar notwendigen Rückversicherung erfolgt die Antwort auf eine Zwischenfrage (7-13). Ist denn das Gesetz etwas so Schlimmes? Es ist doch eine Gottesgabe! Nein, das Gesetz ist nicht schlimm, es ist gut, wie jede vollkommene Gabe des Himmels gut ist. Das Gesetz ist köstlicher als Gold und süsser als Honig, wie schon der Mann des Alten Bundes in Dankbarkeit zu sagen vermag: «Das Gesetz ist heilig, und das Gebot ist heilig, recht und gut» (12). Das Gesetz lasse man unangetastet! Aber in uns ist die Sünde; und diese ist alles andere als heilig, recht und gut, diese ist teuflisch, listig und böse. Und nun wird diese Sünde, die in uns schläft, durchs Gesetz nicht etwa überwunden und beseitigt, sondern erst recht böse. Wo die Sünde das Gesetz erblickt, da «sieht sie rot» und «geht hoch». Wie ein Aas, das eingefroren war, im Frühling durch die liebe Sonne auftaut, zu stinken beginnt und gefährlich wird, oder wie die Bestie, die den Winter über geschlafen hat, durch die ersten warmen Sonnenstrahlen geweckt wird, hervorkommt und in heiss-hungriger Gier um sich schaut, welchen sie verschlingen könnte - so ist es mit der bösen Sünde, wenn das liebe Gesetz sich ihr zeigt. Fern davon, die Sünde zu meistern, macht das Gesetz die Sünde noch schlimmer. «Ich wusste nichts von der Lust, wo das Gesetz nicht hätte gesagt: Lass dich nicht gelüsten! Da nahm aber die Sünde Ursache am Gebot und

erregte in mir allerlei Lust. Denn ohne das Gesetz war die Sünde tot» (7.8). Das heisst, das Gesetz rettet nicht. Es vermag vieles, das Gesetz Gottes, aber von der Sünde zu retten, gerade das vermag es nicht. Im Gegenteil, es bringt uns nur immer tiefer hinein. Paulus hat hier nicht nur seine eigenen, sondern die ganzen bitteren Erfahrungen seines Volkes im Auge. Das Gesetz hat Israel nicht zu erlösen vermocht. Hier war schon der Erlöser selber nötig.

Es wird diesen Winter im Stadttheater ein Stück gespielt (Dürrenmatt: «Die Ehe des Herrn Mississippi»), das man in seiner Tiefe nur vom Römerbrief her zu deuten vermag. Es kann nicht anders sein, der Mann, der es geschrieben hat, hat den Römerbrief gelesen. Da ist dieser Betrunkene, der die Gnade Gottes verkündigt, eine personifizierte Rechtfertigung aus dem Glauben allein, ohne jegliche eigene Gerechtigkeit. Und da ist dieser Herr Mississippi, Staatsanwalt von Beruf, der den verrückten Anspruch erhebt, die Menschheit mit dem Gesetz zu retten (also den Gegenbeweis gegen den Römerbrief anzutreten!), ja er wolle das Gesetz des Moses wieder aufrichten, um der Welt zu helfen, und das alles mit dem schauerlichen Resultat, dass er am Ende seiner Amtstätigkeit eine Art Rekord in Todesurteilen aufgestellt hat, der seit Menschengedenken nicht erreicht worden ist, hat er es doch schliesslich auf 350 Verurteilungen zum Tode gebracht! Legt da nicht ein moderner Dramatiker evangelischer Herkunft genau die Worte aus: «Und es fand sich, dass das Gesetz mir zum Tode gereichte, das mir doch zum Leben gegeben war. Denn die Sünde nahm Ursache am Gebot und betrog mich und tötete mich durch dasselbe Gebot» (10.11). Das Wahre, Schöne und Gute, das Wissen darum, was gut und recht ist, rettet uns nicht aus der Sünde. In dieser Tatsache, die der Apostel hier für alle Zeiten festnagelt, liegt die Erklärung des betrüblichen Umstandes, dass wir zwar ein immer geschulteres Geschlecht werden und dennoch Katastrophen von immer schauerlicheren Ausmassen

entgegengehen. Kein Schulsack vermag uns zu retten. Der einzige Ort, wohin uns das Gesetz zu treiben vermag, sofern wir Gnade haben, ist derjenige, wohin hier der Apostel getrieben wird; dorthin, wo er nur noch ausrufen kann: «Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes! Ich danke Gott durch Jesum Christum, unseren Herrn.»

Und unerbittlich schreitet nun der Apostel in der Aufdeckung der Situation des begnadeten Menschen weiter: «Das Gesetz ist geistlich, ich aber bin fleischlich, unter die Sünde verkauft» (14ff). Dort das geistliche, göttliche Gesetz, hier ich, fleischlich und an die Sünde versklavt. Zwischen dort und hier ist keine helfende Hand, es sei denn die Hand des Retters, von dem es heisst, er sei vom Himmel gekommen und Fleisch geworden. Dass Christus in meine Fleischlichkeit hereingekommen ist, das und nur das kann retten; abgesehen von Christus aber bin ich exakt so dran, wie es der Apostel nun schildert und wie man es nicht ertragen könnte, wenn man den Erlöser nicht kannte: «Ich tue nicht, was ich will, sondern was ich hasse, das tue ich» (15). Warum? Weil die Sünde in mir wohnt: «So tue nun nicht ich dasselbe, sondern die Sünde, die in mir wohnt» (20). Ich habe gleichsam einen Einwohner, jemanden im Logis, die Sünde, zuerst war sie wie ein Bettler, dann wie ein Gast, schliesslich ist sie zum Tyrann geworden und spielt sich nun als Hausmeister auf. Ich bin nicht mehr Meister zu Hause, «die Sünde, die in mir wohnt», befiehlt. Der natürliche Mensch würde diese Sachlage als Entschuldigung benutzen und würde sagen: Wenn's die Sünde ist, dann bin ich nicht mehr verantwortlich, oder zum mindesten nur beschränkt haftbar. Das aber kann der Mensch, der Christus kennt, nicht mehr. Der Begnadigte vermag nicht auszukneifen. Der Gerechtfertigte vermag nur noch zum Mann am Kreuz den Rank zu finden, der den Rank zum armen Sünder fand. Der Begnadigte kann hier nur

schreien: «Ich elender Mensch!» und jubeln: «Ich danke Gott.»

Und weiter: «Wollen habe ich wohl -» (18). So wenig es an unserem Wissen fehlt, so wenig fehlt es an unserm Wollen. Man hat dem Apostel Paulus schon etwa nachgeredet, er mache den Menschen schlecht. Das ist nicht wahr. Ein Mann, der den guten Kampf mit einer derartigen Gründlichkeit und Radikalität beschreibt wie Paulus hier, dem muss man nicht damit kommen, er mache den Menschen herunter. Der gute Wille ist da. Wie viel verzweifelt guter Wille ist doch vorhanden! «Wollen habe ich wohl» - «aber vollbringen das Gute finde ich nicht.» Im Gegenteil! Der Einsatz des guten Willens steigert sich zum Verzweiflungskampf. Je mehr ich das Gute will, umso tiefer versinke ich in der grausamen Grube. Der natürliche Mensch würde auch diese Tatsache benutzen, um sich trotzig zu beruhigen. Er würde etwa argumentieren: Mehr als das Menschenmögliche tun kann man nicht, mehr als immer strebend sich bemühen ist von keinem von uns verlangt. Die redliche Bemühung genügt vollauf. Der Mann aber, der Christus kennt und der unter der Herrschaft der Gnade steht, kann auf diese Weise nicht mehr mit sich fertig werden. Für ihn braucht es nun schon einen Frieden, der höher ist als die Vernunft. Hier hilft nur noch der Helfer, hier erlöst nur mehr der Erlöser, hier vermag nur mehr der Friedefürst Frieden zu stiften! - «Ich danke Gott durch Jesum Christum, unseren Herrn».

Was der Apostel schliesslich vom Zustand des Menschen unter der Gnade sagt, ist nun schon an der äusseren Grenze des Aussprechbaren. Es seien, so sagt er, zwei Gesetze in ihm: In seinem Gemüt, in seinem inwendigen Menschen, in seinem innersten guten Wollen, da sei eine Freude und Lust an Gottes Gesetz. Aber ebenfalls in ihm, aber in seinem Fleisch und in seinen Gliedern, sei ein anderes Gesetz, ein fremdes, an dem er keine Lust hat, er nennt es im Unterschied zum Gesetz Gottes das Gesetz der Sünde. Die sind da

beieinander im gleichen, unvorstellbar kleinen Raum und stossen sich: «Ich habe Lust an Gottes Gesetz nach dem inwendigen Menschen. Ich sehe aber ein ander Gesetz in meinen Gliedern, das da widerstreitet dem Gesetz in meinem Gemüte und nimmt mich gefangen in der Sünde Gesetz, welches ist in meinen Gliedern» (22.23). Wir waren als Dorfhuben dabei, wie man Maikäfer aneinander band und sie zusammen auffliegen liess, ja wie Katzen und Hunde an den Schwänzen aneinandergebunden wurden, um sie dann gleichzeitig gegeneinander zu hetzen und auseinanderzujagen. Ein teuflisches Spiel; das aber ist beim Menschen unter der Herrschaft der Gnade und unter dem Gesetz der Sünde nicht Kinderspiel, sondern schauerliche Wirklichkeit. Die Lust zum göttlichen Gesetz im Gemüt und das Gesetz der Sünde in den Knochen, zusammengebunden und gleichzeitig im heftigsten Widerstreit - es war nicht übertrieben, diesen Zustand die Hölle zu nennen. Paul Sartre sagt: «L'enfer c'est l'autre», die Hölle ist der Andere, der Mitmensch, der Nächste, Paulus aber sagt: L'enfer c'est moi, die Hölle bin ich selber. Das ist der Zustand, in welchem ein Hiob im Alten Testament nur noch ohnmächtig die Fäuste gegen den Himmel recken und gegen den Schöpfer seines Lebens protestieren und schliesslich beschämt verstummen kann. Das ernsthafte Weltkind aber kann in dieser verzweifelten Verfassung nur von «den zwei Seelen» reden, die «wohnen, ach, in meiner Brust, die eine will sich von der andern trennen» (Faust). Der begnadigte Mensch aber, welcher den guten Kampf des Glaubens kämpft, bricht aus in den doppelten Aufschrei: «Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen aus dem Leibe dieses Todes? Ich danke Gott durch Jesum Christum, unseren Herrn.»

So sieht der Mensch also aus, der in der Rechtfertigung aus dem Glauben allein drinsteht, bei dem der Himmel seinen Einzug gehalten hat, bei dem die Gnade zu herrschen begann. Campingplatz des Himmels sein ist Seligkeit, aber

Seligkeit ist menschlicherweise nicht ohne weiteres bequem und «lustig anzusehen». Nietzsche hat sachlich vollkommen unrecht mit seiner verblüffenden Herausforderung: «Bessere Lieder müssten sie mir singen, dass ich an ihren Erlöser glauben lerne: erlöster müssten sie mir aussehen.» Dass es einen Erlöser gibt, das sieht man eben gerade uns Erlösten nicht an. Es steht aber auch nirgends, man solle uns anschauen. Dass es einen Erlöser gibt, das sieht man dem Erlöser an, und ausser ihm keinem. Wer den Beweis dafür bei uns sucht, sucht ihn am falschen Ort. Ja wir selber werden hier gelehrt, den Beweis unserer Erlösung eben nicht bei uns zu suchen, sondern beim Erlöser. Selten an einem Ort wie in diesem Kapitel zeigen sämtliche Finger auf den Einen hin. Wer auf diesen Einen schaut, an dem ist das Wunder des Glaubens an den einen Erlöser geschehen. Und aus diesem einen Wunder erfolgt dann eine ganze Kettenreaktion von Wundern, vorab das Wunder des Dankes. Es sollte jetzt keiner hinausgehen ohne Dank! - «Ich danke Gott durch Jesum Christum, unseren Herrn.»

Die Freiheit im Geiste

¹ So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind, die nicht nach dem Fleisch wandeln, sondern nach dem Geist. ² Denn das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht von dem Gesetz der Sünde und des Todes. ³ Denn was dem Gesetz unmöglich war (sintemal es durch das Fleisch geschwächt ward), das tat Gott und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches und der Sünde halben und verdamnte die Sünde im Fleisch, ⁴ auf dass die Gerechtigkeit, vom Gesetz erfordert, in uns erfüllt würde, die wir nun nicht nach dem Fleische wandeln, sondern nach dem Geist. ⁵ Denn die da fleischlich sind, die sind fleischlich gesinnt; die aber geistlich sind, die sind geistlich gesinnt. ⁶ Aber fleischlich gesinnt sein ist der Tod, und geistlich gesinnt sein ist Leben und Friede. ⁷ Denn fleischlich gesinnt sein ist eine Feindschaft wider Gott, sintemal das Fleisch dem Gesetz Gottes nicht untertan ist; denn es vermag's auch nicht. ⁸ Die aber fleischlich sind, können Gott nicht gefallen. ⁹ Ihr aber seid nicht fleischlich, sondern geistlich, so anders Gottes Geist in euch wohnt. Wer aber Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein. ¹⁰ So aber Christus in euch ist, so ist der Leib zwar tot um der Sünde willen, der Geist aber ist Leben um der Gerechtigkeit willen. ¹¹ So nun der Geist des, der Jesum von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird auch derselbe, der Christum von den Toten auferweckt hat, eure sterblichen Leiber lebendig machen um des willen, dass sein Geist in euch wohnt.

¹² So sind wir nun, liebe Brüder, Schuldner nicht dem Fleisch, dass wir nach dem Fleisch leben. ¹³ Denn wo ihr nach dem Fleisch lebet, so werdet ihr sterben müssen; wo ihr aber durch den Geist des Fleisches Geschäfte tötet, so werdet ihr leben. ¹⁴ Denn welche der Geist Gottes treibt, die

sind Gottes Kinder. ¹⁵ Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsstet; sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater! ¹⁶ Derselbe Geist gibt Zeugnis unserm Geist, dass wir Gottes Kinder sind.

¹⁷ Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, so wir anders mit leiden, auf dass wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden. Römer 8,1-17

Auch dieser Abschnitt gipfelt, gleichwie der vorangehende, in einem Schrei. Man wird dabei an die Art erinnert, wie der Mensch bei seiner Geburt das Licht der Welt begrüsst. Wir stehen ja schon lange unter dem Eindruck, es gehe im Brief an die Römer tatsächlich um eine Geburt unter Nöten und Wehen. In Kapitel 7 schien es uns, als würden die Geburtswehen bis an die Grenze des menschlich Erträglichen gesteigert; und nun ist es so weit, nun hat das Kind die Erde - eigentlich müssten wir sagen: den Himmel - begrüsst, nun hat es mit einem Schrei des Licht betreten, und wahrlich, es ist nicht bloss das geschaffene, es ist das ewige, das Himmelslicht. Und siehe, dieser Neugeborene redet und begrüsst seinen Schöpfer und Erlöser gleich mit dem erstaunlichen Anruf: «Abba, lieber Vater!» «Denn wir haben nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass wir uns abermals fürchten müssten, sondern wir haben einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater» (15). Damit stehen wir vor einem Wunder: Ein Menschenkind hat erkannt, dass es ein Gotteskind ist; ein Mensch wagt es nun, Gott seinen «Abba» zu nennen, sich mitten in dieser Zeit und Welt zur nächsten Gottesverwandtschaft, zur Himmelsfamilie zu zählen! Kein Wunder, hat sich dabei der gewöhnliche Redeton zum Ruf und zum Schrei gesteigert! Man möchte in der Tat hier eine Stimme haben, die bis auf den Münsterplatz hinaus gehört wird, die Gassen dieser Stadt durchhallt,

bis auf die Autostrassen hinausträgt, über alle Berge und übers Meer bis an die Enden der Erde vernommen wird - um dieses Eine auszuposaunen: Du bist ein Kind und du bist ein Erbe des Vaters im Himmel - darfst «Abba, lieber Vater» rufen.

Du *darfst* es! Dass das alles andere ist als selbstverständlich, daran erinnert uns der Apostel am Eingang des Kapitels nochmals in Kürze, wo es heisst: «So ist nun nichts Verdammliches an denen, die in Christo Jesu sind» (1). Er muss uns da noch einmal ins Gedächtnis rufen, dass wir ja wahrlich nicht Musterkinder, sondern Sorgenkinder des Vaters sind, draus gelaufene Töchter, verlorene Söhne. Aber nun wird uns hier gesagt, dass diese üble Vergangenheit nun endgültig hinter uns liegt und vor uns die weit offene Tür des Vaterhauses. Der Strich ist unter die Vergangenheit gezogen, der Schwamm ist drüber hingegangen, Christus persönlich hat das besorgt. Gegen die Bedrohung von Seiten dessen, was hinter uns liegt, sind wir damit gottlob jetzt gedeckt. Die Fragen, die sich jetzt erheben, betreffen unsere Gegenwart und Zukunft. Nachdem die alten Sünden abgetan sind, wie steht es mit allfälligen neuen? Darauf gibt der Apostel eine Antwort, die man fast nicht nachzusprechen wagt aus der Besorgnis, man möchte entweder zu viel oder dann zu wenig sagen, man könnte den Mund zu voll nehmen oder aus lauter Bedenklichkeit zu wenig voll. Aber nun sei es gewagt und ausgesprochen: Was da geschrieben steht, läuft darauf hinaus, dass der Christ, dem seine alte Sünde getilgt ist, tatsächlich keine neue begehen muss. So atemberaubend es uns anmuten mag, so steht es nun da: Der Christ kann wohl noch sündigen, aber er muss nicht mehr. Er ist zwar keinen Tag, keine Viertelstunde vor neuer Sünde gesichert, aber ihm ist jetzt die Freiheit gegeben, der Sünde abzusagen, die Sünde nicht mehr zu tun. Noch liegt uns der verzweifelte Ruf im Ohr: «Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen?» Und nun erfolgt hier die unmissverständliche Antwort: «Denn

das Gesetz des Geistes, der da lebendig macht in Christo Jesu, hat mich frei gemacht vom Gesetz der Sünde und des Todes» (2).

«Frei gemacht» - wir haben recht verstanden - frei gemacht vom Zwang der Sünde. Aber, aber, so wendet unser Kleinglaube sofort ein, weiss denn der Apostel nichts von jener demütigenden und lähmenden Erfahrung, die darin besteht, dass man halt doch muss, von jener unheimlichen Zwangsläufigkeit und Macht der menschlichen Triebe, die schon so manchen ehrlichen Christenmenschen bis an den Rand der Schwermut hinaus gestossen hat? Wie sollte ausgerechnet ein Paulus nichts davon wissen? Wir haben es im 7. Kapitel gehört. Wie kann man nur jenes 7. Kapitel als störendes Einschlebsel empfinden wollen! Beweist doch der Apostel gerade dort, dass nun hier kein Schwärmer schwärmt, kein frommer Schwätzer schwatzt, kein oberflächlicher Moralist und kein harmloser Spiesser, sondern einer, der in die Abgründe geschaut hat, der sie aus Erfahrung kennt, und dennoch stellt er fest: «Frei gemacht, frei vom Gesetz der Sünde!» Man muss nicht mehr. «Frei und auf ewig frei, sei unser Feldgeschrei». Paulus hat etwas kennen gelernt, das offenbar stärker ist als der Zwang in unseren Gliedern. Hier redet kein überstiegenes «Du sollst», sondern tatsächliches Freigewordensein. So ist es also möglich - um nur diese nächstliegenden Laster und Lästereien zu nennen -, dass man sich bis jetzt betrunken hat, und nun sich nicht mehr betrinken muss - frei gemacht vom Gesetz der Sünde(!), dass die Zigarette jahrelang stärker war als alle Bitten der Frau und Mahnungen des Arztes, und eines Tages muss man auch da nicht mehr. Oder das Teekännchen war Meister, die Joghurtflasche, das Motorrad, das Schicksal des Monats oder das Horoskop der Woche - und nun sind's gestürzte Grössen! Der ehebrecherische Blick war unser Tyrann, und nun ist auch diese Tyrannei gebrochen. Frei gemacht vom «gezwungenen Zwang»! Man muss nicht mehr! Herr, Gott,

wenn dem so wäre, dann könnte man ja wieder atmen! Dann könnte es ja noch einmal Frühling werden, man möchte sich dann wieder freuen am Früh- und Spätgesang der Amsel, müsste sich nicht mehr schämen vor der Reinheit der Blume! Dann ist es nicht mehr Poesie, dann ist es Wirklichkeit, dann «muss sich alles, alles wenden».

Aber schon meldet sich wieder die abgekämpfte Müdigkeit: Ist es möglich? Muss das Müssen nicht mehr? Wie ist das möglich?

Es ist so sehr möglich, dass der Apostel nun sogar noch einen Schritt weiter schreitet. Es ist sogar möglich, «des Fleisches Geschäfte zu töten» (13). Also nicht nur Defensive, es ist nun sogar Offensive möglich, Angriff auf die Sünde, die im Fleische wohnt. Kampfansage, und zwar bis aufs Messer, auf Tod und Leben ist nun möglich. Nicht etwa, dass die Wurzel der Sünde in uns je ganz aufhörte zu leben. Aber was immer aus dieser Wurzel an Auswüchsen hervor wächst, dem dürfen wir jetzt mit Verheissung auf Erfolg das Messer zeigen. Ein alter Bauer hat mir einmal erzählt, als er in jungen Jahren seinen Hof angetreten habe, da sei dieser fast von den Blacken gefressen worden, von jenem bei den Bauern mit Recht so gefürchteten tief wurzligen Unkraut, das sich aus den besten Säften und Kräften des Erdbodens mäset. Dass er die Pfahlwurzel dieses bösen Unkrauts nicht ganz wegbringe, das habe er gewusst; aber dennoch habe er dem Feind den Krieg erklärt; wann und wo immer er eine der Blackenstauden antraf, trat er sie mit den Schuhen oder schlug mit dem Instrument, das er gerade zur Hand hatte, auf sie los. Und siehe(!) durch beharrliches und systematisches Draufschlagen hätten sich allmählich die Wurzeln erschöpft. So wie dieser Bauer sein Unkraut, kann man auch «des Fleisches Geschäfte töten». Paulus redet andernorts davon, wie er seinen Leib ohrfeige, wie er ihn boxe und traktiere, den trainierenden Sportsleuten zum Trotz (1.Kor. 9). Wenn wir auch unser Lebtage die Pfahlwurzeln der Sünde nicht

wegbringen, so ist es dennoch ein Kampf, der - wagen wir das Wort - Erfolg verspricht. Und wiederum fragt unser Kleinglaube: Wie ist das möglich?

Es ist sogar noch ein Drittes möglich. Der Gerechtfertigte darf im Heiligen Geist frei werden nicht nur zum Defensiv- und Offensiv-Kampf gegen das Böse, sondern er weiss nun sogar um eine Freiheit zur Verwirklichung des Guten. Der Gerechtfertigte darf frei werden zu einem gottwohlgefälligen Lebenswandel: «Wir wandeln nun nicht mehr im Fleische, sondern nach dem Geiste» (4). Wer im Hause des Vaters ein und aus gehen, wer da singen und pfeifen darf «All Morgen ist ganz frisch und neu des Herren Gnad und grosse Treu», der gehorcht dem Vater gern, nicht mürrisch und berechnend, sondern in freudigem Dank. Wer zur Gottesfamilie gehört, wer «Abba» sagen darf, der soll wissen und weiss es gern, weil man den Vater liebt, von dem man geliebt wird, dass die Regel im Vaterhaus Gehorsam heisst; aber es ist eine Freiheit zum Gehorsam, ein Gehorchen-*Dürfen*. Das Kind wird den «Abba» gern orientieren über sein Tun und Lassen, wie es sein Geld einnimmt und ausgibt, in welcher Art es sich seine Freudenstunden leistet. Das Kind wird den «Abba» gern um seine Meinung fragen, ihn um Rat bitten, sei es, dass es sich um die Berufswahl handelt oder um die Wahl des künftigen Lebensgefährten. So heisst die Regel im Hause des Vaters «Wandel im Geist», Freiheit zum Gehorsam. In diesem Sinn hat das alte Schwabengedicht recht, in dem es heisst: «Mut zeigt auch der Mameluk / Gehorsam ist des Christen Schmuck.» Zum Gehorsam im Vaterhause sind die Kinder und Erben nun freigesprochen. Wir haben zweimal schon gefragt und möchten nun ein drittes Mal fragen: Wie ist das möglich?

Darauf erfolgt nun die Antwort: Es ist möglich «in Christo Jesu». Gott hat unser Fleisch, den Sitz unserer Sünde und unserer Sterblichkeit, ganz ernst genommen; so ernst, dass er «seinen Sohn sandte in der Gestalt des sündlichen

Fleisches», ins Hauptquartier des Feindes, mitten hinein ins Widerstandszentrum, in unser Fleisch und Blut herein ist Christus gekommen und hat hier an seinem eigenen Fleisch die Sünde gebüsst, gesühnt und getötet (3.4). Und weiter hat Gott die Erlösung unseres Fleisches so ernst genommen, dass er Christi Leib von den Toten erweckte; derselbe Gott wird «auch eure Leiber lebendig machen»: «So nun der Geist des, der Jesum von den Toten auferweckt hat, in euch wohnt, so wird auch derselbe, der Christum von den Toten auferweckt hat, eure sterblichen Leiber lebendig machen um des willen, dass sein Geist in euch wohnt» (11). Ja, da haben wir eben gehört, Gott hat schliesslich unser Fleisch so ernst genommen, dass er durch die Vermittlung Christi den Heiligen Geist sandte, damit dieser in uns Wohnung nehme: Wir in Christo Jesu, und der Heilige Geist in uns, das will ein und dasselbe sagen. Das also ist die Antwort auf die Frage, wie solche Freiheit möglich sei, wie es möglich sei, der Sünde zu widerstehen und das Gute zu tun. Diese Antwort lautet schlicht: Gott - Jesus Christus - der Heilige Geist. Das heisst: Es ist zwar unmöglich bei uns Menschen, aber es wird möglich bei Gott und von Gott her bei uns. Dieser betonte Hinweis auf die Wirkung des Heiligen Geistes scheint uns nun geradezu das Neue zu sein in diesem 8. Kapitel. Es geht ja immer, es ging schon von Römer 5-7 um den neuen Menschen. Aber noch im 7. Kapitel sagte dieser gerechtfertigte Mensch in einem fort «ich - ich - ich». Was immer aber mit Ich anfängt, muss mit Ich weiterfahren und mit Ich enden (Barth). Hier aber heisst es nun Gott - Christus - der Heilige Geist als Anfang, als Fortgang und als Ziel. Wir in Christo Jesu und der Heilige Geist in uns; darum wird es hier nun so hell und frei, darum ist hier nun «Leben und Friede» (6) und darum schliesslich der Jubelruf des freien Gotteskindes «Abba, lieber Vater».

Der Heilige Geist wohnt in uns. Das wird einfach festgestellt. Er ist da. Er ermöglicht das «geistlich gesinnt sein» (5)

und das «Wandeln im Geist». Paulus erwähnt nun noch zwei Hauptwerke, die der Heilige Geist in uns vollbringt:

Einmal besteht sein Werk in uns darin, dass er «unserem Geist bezeugt, dass wir Gottes Kinder sind» (16). Es könnte uns ja auch jetzt noch und jetzt erst recht der lähmende Gedanke überfallen: Und, wenn alles nichts wäre, eine Spekulation, ein Gedankengebäude, ein menschliches Hirngespinnst, aber nicht wahr und nicht Wirklichkeit? Wenn es ja gar nicht wahr wäre, dass Gott unser «Abba» ist und wir seine Kinder und Erben? Wer beweist mir denn eigentlich, dass ich der «santa famiglia» angehöre, in die Himmelsfamilie aufgenommen bin? Sehe ich das etwa mir selber an? Sagen es mir meine Gefühle, mein Herz? Mein Herz sagt mir allerlei, einiges davon trifft zu, anderes nicht. Oder sind etwa meine Mitmenschen so liebenswürdig und bescheinigen es mir meine freundlichen Nachbarn und lieben Berufskollegen? Darauf antwortet Paulus: Es ist nur Einer, der es mir sagt und der es mir bescheinigen kann: «Der Heilige Geist bezeugt unserem Geist, dass wir Gottes Kinder sind» (16), und der lügt nicht. Er kommt aus der Wahrheit und leitet in alle Wahrheit, und die Wahrheit ist, dass Christus uns erlöst hat, so dass wir Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen sind.

Ein zweites Werk des Heiligen Geistes, der in uns wohnt, besteht darin, dass er uns treibt, dass er uns führt: «Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder» (14). Er ist der Spiritus rector; er ist die «treibende Kraft». War nicht im letzten Krieg die Frage nach dem Triebstoff eine strategische Kernfrage? Wie oft ging die beste Ausrüstung vor die Hunde, weil es im entscheidenden Augenblick an Triebstoff mangelte! Der Heilige Geist, der in uns wohnt, will unser «Triebstoff» sein, ja er will mehr sein als das, er will unser persönlicher Führer werden. Er will uns leiten und lenken, konkret und täglich. Er ermöglicht, wie wir schon gesehen haben, dass der Gläubige nicht mehr sündigen muss, dass er

die Geschäfte des Fleisches zu töten vermag, dass er geistlich gesinnt sein darf und nicht mehr fleischlich gesinnt sein muss, dass er wandeln darf im Geist nach Gottes Wohlgefallen; er, nicht unsere Anstrengung, weder Verdrängung noch Krampf, sondern er, der Geist, der in uns wohnt. Er ist der «Spiritus rector» der Gotteskinder. Der Lokomotivführer schiebt und trägt seine Maschine nicht - er steht treu auf demselben Fleck und gibt acht und ist von ihr getragen und getrieben. Und so ist es mit dem Heiligen Geist, der in uns wohnt. Er treibt seine Kinder schliesslich zum Höchsten und Herrlichsten, nämlich zum Ausruf: «Abba, lieber Vater»; niemand anders als der Heilige Geist hat diesen Ausruf des Neugeborenen und Wiedergeborenen ausgelöst.

Zuletzt steht da noch ein Wort, das uns zunächst befremden möchte, es soll uns aber bei näherem Zusehen durchaus nicht befremdlich sein; es steht da nun auf einmal etwas von - Leiden: «Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, so wir überhaupt mit leiden, auf dass wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden» (17). Das Kind darf Erbe werden. Und es ist ihm gleich ein Doppelerbe in Aussicht gestellt. Es darf «Miterbe Christi» sein, und Christus, dem eingeborenen Sohne, fällt bekanntlich ein tolles Erbe zu - Christus erbt die Herrlichkeit. Aber hier auf dieser Erde ist dies Erbe noch mit Blut bespritzt; mit der Herrlichkeit - darüber werden wir nächstes Mal mehr hören - ist hier normalerweise Leiden verbunden. Man braucht dabei ja nicht gleich an weithin sichtbares Bekenntertum und an blutiges Martyrium zu denken. Wer zur Gottesfamilie gehört, der wird Zielscheibe des Versuchers und Verklägers, der soll sich nur gefasst machen auf allerlei kleine und kleinste Widerwärtigkeiten des Alltags; ja, wer zur «santa famiglia» gehört, den nimmt Gott in persönliche Zucht, heisst es doch, dass «der Vater einen jeglichen Sohn stäupt, den er annimmt».

Leiden. Hat man am Ende zu rasch und unbedacht in den Kindesjubel eingestimmt? Oder ist es doch nicht so weit her mit dem ganzen Jubel? Haben wir das Erbe zu erwartungsvoll angetreten? Wenn dieses mit derartigen Passiven belastet ist, hätte man es am Ende gescheiter ausgeschlagen? So möchte man sich «abermals fürchten» und die Flut der Bedenken steigt von neuem. Wir werden darüber bald Näheres erfahren. Für heute schlägt uns der Apostel vor, unsere Angst und Sorge dem Heiligen Geist zu überlassen; dieser wird damit fertig werden: «Denn wir haben nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass wir uns abermals fürchten müssten, sondern wir haben einen kindlichen Geist empfangen, durch welchen wir rufen: Abba, lieber Vater.»

Herrlichkeit

¹⁸ Denn ich halte es dafür, dass dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll offenbart, werden. ¹⁹ Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes. ²⁰ Sintemal die Kreatur unterworfen ist der Eitelkeit ohne ihren Willen, sondern um des willen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung. ²¹ Denn auch die Kreatur wird frei werden von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. ²² Denn wir wissen, dass alle Kreatur sehnt sich mit uns und ängstet sich noch immerdar. ²³ Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geistes Erstlinge, sehnen uns auch bei uns selbst nach der Kindschaft und warten auf unsers Leibes Erlösung. ²⁴ Denn wir sind wohl selig, doch in der Hoffnung. Die Hoffnung aber, die man sieht, ist nicht Hoffnung; denn wie kann man des hoffen, das man sieht? ²⁵ So wir aber des hoffen, das wir nicht sehen, so warten wir sein durch Geduld. ²⁶ Desgleichen auch der Geist hilft unsrer Schwachheit auf. Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt; sondern der Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichem Seufzen. ²⁷ Der aber die Herzen erforscht, der weiss, was des Geistes Sinn sei; denn er vertritt die Heiligen nach dem, das Gott gefällt. ²⁸ Wir wissen aber, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen, denen, die nach dem Vorsatz berufen sind. ²⁹ Denn welche er zuvor ersehen hat, die hat er auch verordnet, dass sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes, auf dass derselbe der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern. ³⁰ Welche er aber verordnet hat, die hat er auch berufen; welche er aber berufen hat, die hat er auch gerecht gemacht; welche er aber hat gerecht gemacht, die hat er auch herrlich gemacht. Römer 8,18-30

Und hier kommt jetzt der höchste Gipfel des Römerbriefes, der schon einige Male aufgetaucht ist, klar in unsere Sicht; er heisst: Herrlichkeit. Herrlichkeit - was ist das? Es handelt sich um eine der Eigenschaften Gottes; unsere liebe deutsche Sprache deutet es an, ist doch offenbar das Wort «Herr» darin enthalten. Es ist jener ewige Lichtglanz, der Gott den Herrn umgibt und von ihm ausgeht. Es ist jene Eigenschaft, von der wir im Unservater reden, wenn wir beten: «Denn dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit.» Gott allein ist herrlich, denn er ist allein der Herr. Gott «wohnt in einem Licht, da niemand hinzukommt». Und nun heisst es hier, dass diese unzugängliche Herrlichkeit «an uns soll offenbar werden», an uns Menschen! Man könnte über die Kühnheit dieser Zusage erschrecken. Aber tatsächlich hat Gott seine Herrlichkeit in diese Welt hinein gegeben. Das geschah damals, als er Einen, der Menschengestalt und -antlitz trug, damit bekleidete. Johannes redet von Christus, wenn er sagt: «Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns; und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit» (Joh. 1,14). Im hohepriesterlichen Gebet sagt Christus ausdrücklich: «Ich habe ihnen gegeben die Herrlichkeit, die du mir gegeben hast» (Joh. 17). Auch wir Menschen sollen also Herrlichkeit haben! Man schaut sich an, und man schaut seinen Nachbar an und denkt sich: Wer sind wir, dass uns solches widerfahren soll? Ja man möchte mit Maria fragen: «Wie soll das zugehen?»

Eben auf diese Frage, wie das zugehen soll, wie die ewige Herrlichkeit an uns vergänglichen Menschen offenbart werden soll, gibt der Apostel am Ende des Abschnittes, den wir heute miteinander gelesen haben, eine Auskunft von geheimnisvoller Majestät. Dabei holt er weit aus. Er sagt, die Herrlichkeit komme ganz und gar von Gott her. Der ewige Gott habe nach der Erde Ausschau gehalten und habe hier Menschen, die seine Kinder und Erben werden sollten,

angeschaut und ausersehen und schliesslich bestimmt und verordnet. Das alles zunächst noch bei Gott in der Ewigkeit, als ein Vorsatz in seinem Herzen, in seinem ewigen Sinn. Eines Tages aber habe Gott nicht nur angeschaut und verordnet, sondern gerufen, habe Menschen auf dieser Erde angerufen, herausgerufen, «Du» zu ihnen gesagt: Du bist der Mann, Du bist die Frau: «Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein» (Jes. 43,1). Ja Gott habe dann diese seine ersehenen, verordneten und gerufenen Kinder und Erben seinem Ebenbilde gleichgemacht. Ebenbild Gottes! Sonst lediglich eine traurige Erinnerung für uns, Erinnerung an jenen ersten Menschentag, da wir Gottes Ebenbilder waren. Aber wir haben ja dann unsere Ebenbildlichkeit zerstört und verloren. Und nun sollen hier auf dieser Erde Menschen wieder Ebenbilder Gottes werden - «dass sie gleich sein sollten dem Ebenbilde seines Sohnes» (29). Ebenbilder, herrlich wie am ersten Tag! Damit wir das Geheimnis fassen können, sagt es der Apostel ganz menschlich, «auf dass derselbe der Erstgeborene sei unter vielen Brüdern» (29). Christus soll also unser erstgeborener Bruder sein. Im ersten Teil dieses Kapitels haben wir das Unfassbare gehört, dass wir Menschen Gott «Vater» sagen dürfen - «Abba, lieber Vater»! Und heute hören wir nun, dass wir Christus «Bruder» nennen dürfen, unseren älteren, erstgeborenen, grossen Bruder - «Christus, lieber Bruder»! Diese alles übersteigende Aufnahme in Gottes heilige Familie aber ist nur dadurch zustande gekommen, dass Gott uns durch Christus zuvor «gerecht gemacht hat». Er hat uns zuerst gleichsam gewaschen und gestrählt, geputzt und gebürstet, damit wir in seine hohe Verwandtschaft konnten aufgenommen werden. Diese «goldene Kette» - zuvor ersehen, verordnet, berufen, zum Ebenbild gemacht, in die Kindschaft und Bruderschaft aufgenommen, gerecht gemacht durch den Glauben an Christus (29.30), das ist die «Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden». Man

begreift jenen alten frommen Ausleger (A. Bengel), der an dieser Stelle innehält, die Feder niederlegt, anbetend die Hände faltet und nur noch in den Ruf ausbrechen kann: «Herrlich gemacht - o Gott, was machst du aus uns!» Für den, der gerecht geworden ist aus Glauben, soll also wieder in vollem Umfang gelten und in Kraft treten, was im alten Schöpfungpsalm über den Menschen steht: «Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt, du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk, alles hast du unter seine Füße getan» (Psalm 8).

Herrlichkeit! Hier könnte nun geradezu der Eindruck entstehen, Paulus sei unter die Schwärmer gegangen, fange an, mit der Herrlichkeit grosszutun, verliere den Boden unter den Füßen, werde der armen Erde untreu und schwebe in den Wolken. Aber wenn das bei einem, der Gottes Herrlichkeit geschmeckt hat, auch bis zu einem gewissen Grade begreiflich wäre, ein Paulus geht nicht unter die Schwärmer, ein Apostel muss nicht sagen: «Die Erde hat mich wieder», die Erde hat ihn immer gehabt. Ein geistlicher Grosshans wird Paulus nicht, daran verhindert ihn eines: Ihm hat sich für immer die schlichte Tatsache eingepägt, dass Christus aus seiner Herrlichkeit herausgekommen ist und hier auf Erden Knechtsgestalt annahm. Christi Niedrigkeit und Schmach geht bis dorthinunter, wo es heisst: «Er hatte keine Gestalt noch Schöne, wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte; er war so verachtet, dass man das Angesicht vor ihm verbarg» (Jes. 53). Die Tatsache, dass Christi Kreuz auf dieser Erde steht, dass der Schlagschatten des Karfreitags über dieser Erde liegt, verwehrt dem Apostel ein für allemal den schwärmerischen Missbrauch der ihm zugesprochenen Herrlichkeit. Und auch wir möchten es mit jenem Liederdichter halten und bekennen: «Will hier keine Ehrenkrone tragen / wo mein Herr die Dornenkrone trug.» Der Knecht soll nicht höher sein wollen als sein Herr.

Das Kreuz Christi steht auf der Erde, die Christenheit feiert immer noch Karfreitag, das heisst ganz schlicht: wer ausersehen, verordnet und berufen ist zur Herrlichkeit, der ist gleichzeitig auch ausersehen, verordnet und berufen zum Leiden. Ein mit Schweiss getränktes und mit Blut bedecktes Überkleid ist denen zugesagt, die hier auf dieser Erde das Kleid der Herrlichkeit tragen dürfen. Darum triumphiert Paulus jetzt nicht, für den Erlösten gebe es kein Leiden mehr. Er «spienzelt» seine Herrlichkeit nicht und stolziert nicht damit einher wie weiland Joseph in seinem bunten Rock vor seinen dürftigen Brüdern. Ihm müssen alle Nur-Jubel-Lieder irgendwie peinlich sein.

Er würde wahrscheinlich sogar zu dem schönen Kinderlied «Immer fröhlich, immer fröhlich, alle Tage Sonnenschein» ein Fragezeichen setzen. In der Gemeinde unterm Kreuz geht es trotz Ostern «bei gedämpftem Trommelklang». Gewiss weiss der Christ um jenen herrlichen Tag, da «Gott abwischen wird alle Tränen von den Augen, und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerz wird mehr sein, denn das Erste ist vergangen» (Off. 21). Aber «das Erste ist noch nicht vergangen». Die alte Welt ist noch da, und der alte Mensch ist noch da, sozusagen in unserem Rücken. Der Apostel weiss, Gott hat «sein Licht aus der Finsternis hervorleuchten lassen und hat einen hellen Schein in unsere Herzen gegeben»; aber er weiss auch: «Wir haben solchen Schatz in irdenen Gefässen» (2. Kor. 4,7) - in brüchigem Geschirr, wie man schweizerisch sagen würde. Das alles weiss der Apostel. Aber nun ist dem doch nicht so, dass Leiden und Herrlichkeit sich gleichsam die Waage halten. Wenn Leiden und Herrlichkeit nun vor ihm auf der Waage liegen, dann immerhin nicht so, dass die Waage im Gleichgewicht bleibt. Es hat eine der Waagschalen, und es ist diejenige, in welcher die Herrlichkeit liegt, tief hinuntergeschnellt. Paulus weiss aus Erfahrung, was persönliches Krankheitsleiden und was sachliches Bekenntnisleiden ist;

aber nun sagt er, dass das Leiden dieser Zeit im Vergleich zur zukünftigen Herrlichkeit gar nicht ins Gewicht falle. Das Leiden ist ein Tropfen, die Herrlichkeit ein Meer: «Denn ich halte dafür, dass dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns soll offenbart werden» (18).

So «rühmen wir uns der Trübsale» und gleichzeitig «der zukünftigen Herrlichkeit» (Kap. 5). In diesem Zusammenhang folgt nun die bekannte Rede vom dreifachen Seufzen, man dürfte sie zutreffender die Rede von der dreifachen Hoffnung nennen, ist es doch ein Seufzen im überhellen Lichte der Osterherrlichkeit.

Paulus sieht den Menschen nicht isoliert. Wir Spezialisten sind stark im Isolieren, Gott isoliert nicht, er schaut den Menschen in seiner geschöpflichen Umgebung. Auch die Gesamtschöpfung leidet, unwissend, unschuldig und schicksalhaft. Sie seufzt, denn sie «ist unterworfen der Eitelkeit ohne ihren Willen, sondern um des willen, der sie unterworfen hat, auf Hoffnung» (20). Was ist mit diesem rätselhaften Seufzen aller Kreatur gemeint? Ist es das, was keinem auch nur einigermaßen aufmerksamen Naturbeobachter entgehen kann? Ist es das Aufschluchzen jener Amselmutter, die zusehen muss, wie ihr auf dem benachbarten Busch eine Katze die Jungen frisst? Meint er das unendlich notvolle, lang gezogene Heulen des Kettenhundes in der Nacht? Meint er das ergreifende Röcheln einer kalbenden Kuh? Meint er das Ächzen der Bäume unter der Wucht des Sturmes, oder das ohnmächtige Rollen und Brüllen des Meeres? Warum sollte Paulus das alles nicht auch meinen? Aber hier geht es um etwas anderes, das nun wirklich «nicht im Tierbuch steht», auch nicht in einem Botanikbuch. Was hier der Apostel sagt, darauf wäre nie ein Mensch von sich aus gekommen; nur der Heilige Geist konnte das dem Apostel offenbart haben: Nicht umsonst redet Luther an dieser Stelle von den «heiligen apostolischen Augen», welchen der Heilige Geist das Schauen schenkt. Paulus sieht hier im Geiste die ganze

geschaffene Kreatur «nach vorne ausgestreckt», «mit ausgestreckten Hälsen» sehnsüchtig und erwartungsvoll Ausschau halten - nach was? nach Futter? Nach der «Offenbarung der Kinder Gottes»! «Denn», heisst es weiter, «auch die Kreatur wird frei werden von dem Dienst des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes» (21). Also steht auch alle Kreatur, ohne dass sie dessen innewird, in Erwartung jenes Tages, da die Herrlichkeit der Kinder Gottes nicht mehr gedämpft und nicht mehr darnieder gehalten wird, sondern zum freien Aufatmen kommt. So wie die ganze Kreatur mitbelastet und mit betroffen ist durch die Auswirkungen der Sünde Adams, so wird sie einst mit in die Herrlichkeit Christi und seiner kleinen Brüder hinein genommen sein. Das sagt der Apostel. Unterworfen sei auch die Kreatur, und auch sie, ohne es zu wissen, auf Hoffnung unterworfen. Und auch dieses unbewusst hoffnungsvolle Leiden wiegt die Herrlichkeit nicht auf, auch da schnell die Waagschale der Herrlichkeit herunter. Auch für die Kreatur gilt, dass «dieser Zeit Leiden der Herrlichkeit nicht wert sei, die an uns (und auch an der Kreatur) soll offenbart werden». Das sind Geheimnisse, die noch einmal zur Anbetung rufen. Was haben wir aus der Natur gemacht! Aber, o Gott, was machst du aus der Natur! Du machst auch sie herrlich!

Dann das zweite Seufzen, das zweite Hoffen, das der Gotteskinder selber. Als wir zuletzt davon hörten, wie das Gotteskind «Abba, lieber Vater» ruft, und diesen Ruf verglichen mit dem Schrei des neugeborenen Kindes, da nannten wir das einen Jubelruf. Dabei war uns wohl bewusst, dass der Schrei eines Neugeborenen wahrhaftig nicht nur ein Jubelruf ist, sondern gar sehr gedämpft durch Blut und Schmerz. Es ist ein wirkliches Schreien. Wenn wir im griechischen Wörterbuch unter dem Worte «schreien» (krazein) nachschlagen, dann finden wir es dort verglichen mit dem Heulen des Wolfes, wenn er Hunger hat, mit dem Zischen der verfolgten Schlange, mit dem Laut des Esels, mit dem Krächzen der

Raben, mit dem entsetzten Ruf des Kriegers in der Schlacht, vor allem aber mit dem Kreissen der Gebärenden. So enthält der Schrei des Gotteskindes beides, Freude und Schmerz. Auch wenn wir «haben des Geistes Erstlinge, sehnen auch wir uns nach der Kindschaft und warten auf unseres Leibes Erlösung» (23). Wir sind zwar Gottes Kinder, wir schreien «Abba, lieber Vater», wir jubeln «Christus, lieber Bruder», aber «es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden» (1. Joh. 3,2). Wir warten noch auf unseres Leibes Erlösung. Dabei ist es ein hoffnungsvolles Warten, Seufzen und Schreien: «Wir sind wohl gerettet, doch in der Hoffnung» (24). Auch die Mutter, die ihrem Kind das Leben schenken darf, schreit nach ihres Leibes Erlösung, aber Geburtsschmerzen haben einen Unterton, den die leere weltschmerzliche Litanei eines Schopenhauer nicht hat, und auch nicht die dunkle Schicksalsklage der Dichter und Denker. Das Seufzen und Schreien der Gotteskinder ist getragen, durchsonnt und durchrieselt von der Hoffnung und Erwartung kommender Dinge. Und nun will Paulus ja hier sagen, auch dieses Seufzen der Gotteskinder falle nicht ins Gewicht, auch hier sieht er die Waagschale der Herrlichkeit herunter-schnellen, auch «unseres Leibes Not und Weh» ist «der Herrlichkeit nicht wert, die an uns soll offenbart werden». Man soll «nicht aus jedem Hölzlein am Wegrand ein Kreuz machen» (Schlatter).

Und schliesslich das dritte Seufzen, das überraschendste und geheimnisvollste von den dreien; nicht nur die unbewusste Kreatur, nicht nur die Gemeinde der gläubigen Gotteskinder halten Ausschau nach dem herrlichen Erlösungstag, der Apostel sagt hier - und wer kann das fassen? -, auch der Heilige Geist schreie, hoffe und seufze mit. So wie Christus in den Tagen seines Fleisches «mit Gebet und Tränen und lautem Geschrei» für uns gerufen hat, so wie er schliesslich mit einem Schrei verschied, so hat sich nun auch der Heilige Geist erniedrigt bis herunter zur heiligen Solidarität des

Schreiens. So ist es wahr geworden, was Christus verhiess, als er bei seinem Abschied den Heiligen Geist in Aussicht stellte und versprach, dass wir nicht als Waisenkinder von ihm zurückgelassen werden in dieser Todeswelt, sondern dass er uns im Heiligen Geist einen vollen Ersatz senden werde. Ja, die Schwachheit und Hilflosigkeit unseres Leibes und unserer Seele geht nach der Erfahrung des Apostels so weit, dass wir auch nicht mehr «Abba, lieber Vater», «Christus, lieber Bruder» rufen können. Wie oft sagen wir gedankenlos: Wenn ich sonst nichts mehr kann, dann kann ich doch noch beten! Nein, sagt der Apostel hier, die Schwachheit eines Christenmenschen reicht so weit, dass er eben gerade beten nicht mehr kann. Aber der Heilige Geist kann es. Er vertritt uns, und zwar nicht mangelhaft und behelfsmässig, sondern «aufs beste»: «Desgleichen auch der Heilige Geist hilft unserer Schwachheit auf; denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gehört. Der Heilige Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichen Seufzern» (25-27). Der Heilige Geist vollends ist mit seinem hoffnungsvollen Seufzen allem Leiden haushoch, himmelhoch überlegen. Da schnellt nun die Waagschale der Herrlichkeit erst recht herunter. Da gilt nun in Tat und Wahrheit, dass «dieser Zeit Leiden nicht wert sei der Herrlichkeit, die an uns soll offenbart werden».

Diese Hoffnung aber, so haben wir schon früher einmal (Kap. 5) gehört, lässt nicht zuschanden werden. Wer zur Familie Gottes gehört, wer ihm «Vater» sagt und Christus «Bruder» nennt, wer zuvor ersehen, verordnet, berufen und gerechtfertigt ist, dem darf alles Negative positiv werden, ihm «müssen alle Dinge zum Besten dienen» (28). Der Hoffende kann nun nicht mehr leiden, als gäbe es keine Herrlichkeit, er kann nicht mehr in der Nacht leben, ohne um den Tag zu wissen, er kann nicht mehr anders als Morgenluft gewittert haben. Das ist christliche Existenz: Leiden in Hoffnung, Hoffen unter Leiden. Wo diese Hoffnung nicht ist, da

ist Existentialismus. Ohne Hoffnungskraft findet der Mensch sich mit seinem Elend ab. Es gibt tatsächlich einen Grad der Verelendung, da der Mensch seinen Hals nicht mehr reckt und sein Haupt nicht mehr erhebt; das ist der Zustand der Stumpfheit und der Lebensohnmacht, da ihm sogar die Kraft der Verzweiflung für eine überfällige Revolution abgeht. Ein Ausleger (Lohe) sagt hier: «Wer mit der Erde zufrieden ist, der kennt den Himmel nicht.» Wer sich mit dem Zustand der alten Welt abfindet, kennt den Himmel nicht. So ist die Hoffnung eines Christenmenschen eine mannhafte Sache und ein heiliger Gärstoff auf die kommende Vollendung hin. Wir haben ihn im Römerbrief weit offen gesehen, den Himmel, haben die Herrlichkeit Gottes hervorleuchten sehen. Das soll nicht umsonst gewesen sein. Heilige Unzufriedenheit soll uns daraus werden. Solange diese alte Welt in der Unordnung steckt und im Argen liegt, soll und darf sie nicht zum Frieden kommen, denn Gott findet sich niemals ab, weder mit der Misere seiner Kreatur noch mit dem Elend seiner Kinder. Der Heilige Geist selber wird seufzen mit unaussprechlichen Seufzern, bis dass er den Erlösungstag herbeigeseufzt hat.

Die Anbetung der Liebe Gottes

³¹ Was wollen wir nun hiezu sagen? Ist Gott für uns, wer mag wider uns sein? ³² Welcher auch seines eigenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben - wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken? ³³ Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht. ³⁴ Wer will verdammen? Christus ist hier, der gestorben ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns. ³⁵ Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Verfolgung oder Hunger oder Blösse oder Fährlichkeit oder Schwert? ³⁶ Wie geschrieben steht: «Um deinetwillen werden wir getötet den ganzen Tag; wir sind geachtet wie Schlachtschafe.» ³⁷ Aber in dem allem überwinden wir weit um des willen, der uns geliebt hat. ³⁸ Denn ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, ³⁹ weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur mag uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserm Herrn. Römer 8,31-39

«Gott für uns!» Derjenige, der hier redet, spricht nicht ein grosses Wort gelassen aus; Paulus weiss, was er damit sagt, es versschlägt ihm hier wieder einmal - wie wir das schon etliche Male an ihm wahrgenommen haben - beinahe die Sprache. Der sonst so wortgewaltige Mann muss jetzt offensichtlich um den Ausdruck ringen, hält einen Augenblick inne und überlegt: «Was sollen wir nun hierzu sagen?» (31). «Gott für uns!» Grösstes und Letztes kommt damit ins geistige Blickfeld. Was soll man dem noch hinzufügen? Alles Weitere wäre ja nur Abschwächung. Hier wäre jetzt Schweigen und Anbetung am Platz. Es fällt denn auch auf, wie kurz sich an dieser Stelle fast alle Ausleger fassen, wie wortkarg sie werden. So ist hier etwas von jenem ergriffenen

Verstummen, das sich einstellt, wenn eine Gruppe von Menschen auf dem Gipfel eines Berges dem Sonnenaufgang beiwohnt. «Gott für uns», jetzt ist die Sonne aufgegangen - und mehr als das -!

«Gott für uns»; aber vielleicht sind wir so dran, dass wir in dieser Mitteilung gar nichts so sehr Besonderes sehen können, dass wir etwas Mühe haben, davon beeindruckt, geschweige denn darüber verwundert zu sein; und überwältigt tun möchte man doch ehrlicherwise auch nicht! Wir meinen doch - und sprechen damit nur aus, was heute sozusagen die öffentliche Meinung über Gott ist -, dass man es von Gott gar nicht anders erwarten kann, als dass er für uns sei, das verstehe sich gewissermassen am Rande. Der liebe Gott müsste sich ja geradezu selber verleugnen und sich untreu werden, wenn er nicht für uns wäre. Ein Gott, der nicht die Liebe wäre, wäre nach unserem Dafürhalten ein Widerspruch in sich selber. Weit davon entfernt, verwundert zu sein, nimmt unser Geschlecht einen Gott der Liebe weithin gleich selbstverständlich an, wie dass das Feuer heiss ist und der Regen nass. Einen Gott, der gegen uns wäre, würden wir überhaupt nicht als Gott anerkennen, gegen ihn würden wir Protest erheben - «und so etwas will ein Gott sein?». Wir müssten uns sehr täuschen, wenn nicht der grössere Teil der Menschen, die heute an einen Gott glauben, jenen scientistischen, allgemeinen, ewig lächelnden Welt-Liebgott meinte, der einem Buddha ähnlicher sieht als Gott.

«Gott für uns!» Paulus aber und sämtliche Zeugen der Heiligen Schrift sehen es eben anders. Sie wären gar nicht verwundert, wenn Gott gegen uns wäre. Sie wissen, dass Gott mehr als nur Gründe genug hätte, gegen uns zu sein. Dass Gott für uns ist, das haben wir tatsächlich nicht verdient! Recht geschähe uns, wenn Gott gegen uns wäre. Wenn er nun für uns ist - stimmt hier am Ende etwas nicht, etwas mit dem Recht und mit der Gerechtigkeit? Gott, der das Recht lieb hat, wird doch nicht etwa weich geworden sein, wird

doch nicht etwa das Recht umgangen und verletzt haben! Wie könnte er dann noch von uns Menschen verlangen, dass wir seine Gebote respektieren! So etwas könnte höchstens menschlichen Hütern des Gesetzes passieren, haben wir doch letztthin in der Zeitung gelesen, wie dort in Basel unten ein Staatsanwalt darüber erwischt wurde, wie er in einem unbewachten Augenblick in einem Selbstbedienungsladen am heiterhellen Tag ein Päcklein Zigaretten stahl. Aber Gott hat doch keine unbewachten Augenblicke! Der ewige Hüter des ewigen Rechtes weicht doch nicht ab vom Gesetz, ist doch kein Liebgott auf Kosten der Gerechtigkeit! Das wäre ja das Ende der sittlichen Weltordnung, der Untergang der Welt!

«Gott für uns.» In der Tat, um das sein zu können, um nicht gegen uns sein zu müssen, wie das von Rechts wegen nötig wäre, erfüllt Gott das Recht an seinem Sohn. Christus stirbt an unserer Statt. Ihr habt vielleicht im «Capitol» drüben den Christusfilm «Das Gewand» gesehen, der in den vergangenen Wochen dort lief, und habt dort als Zuschauer der filmischen Darstellung des Karfreitags beigewohnt. Es ist euch aufgefallen, mit welchem Aufwand das dort versucht wird, mit welcher gesteigerten und immer noch mehr gesteigerten Mitteln der Leinwand-Technik. Habt ihr bedacht, dass es so nicht geht, dass all unsere Darstellungskünste am Ereignis des Karfreitags zerbrechen, weil dadurch ja der eine schlichte Sinn des Kreuzes Christi nur verhüllt wird? Das Kreuz Christi ist die eine Tatsache, man kann es nicht schlicht genug sagen, dass der Herr am Kreuz an unserer Statt gesühnt und damit für alle Ewigkeit das Recht erfüllt hat: «Gott hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben» (32).

Nicht verschont. Wir wissen aus dem Alten Testament von jenem Vater, der seinen einzigen Sohn hätte opfern sollen; im letzten Augenblick wird der Sohn dadurch verschont, dass ein Opfertier an seine Stelle tritt. Hier aber kommt nun

kein solch letzter Augenblick, hier wird zu Ende geopfert, und es ist «Gottes eingeborener Sohn», dem hier keine Schonung im letzten Augenblick widerfährt. Die Geschichte weiss von charaktervollen Vätern, die als Gesetzgeber die Todesstrafe am eigenen Fleisch und Blut vollzogen, wenn entsprechendes Verschulden vorlag. Und siehe, nun hat der ewige Vater «seines eigenen Sohnes nicht verschont», um an ihm anstatt an uns der Gerechtigkeit Genüge zu tun! Der eine Sohn erleidet die millionen- und abermillionenfache Todesstrafe, die wir Menschen verdient hätten. Der Vater hat ihn - «dahingegeben»; dasselbe Wort, das in den Anfangszeilen des Briefes an die Römer über die perversen und korrupten Heidenvölker ausgesprochen ist, Gott habe sie dahingegeben, kehrt somit hier wieder und wird über den Einen ausgesprochen, der nichts von Sünde weiss!

Nicht verschont, sondern für uns alle dahingegeben. Am Kreuz und ums Kreuz herum wird zweierlei offenbar wie sonst nirgends auf der Welt und in der Zeit, einmal die Unschuld Christi, und dann unser aller Schuld. So ist eine Betrachtung des Kreuzes Christi für uns zunächst alles andere als eine erbauliche Angelegenheit. Das Kreuz des Herrn hat geradezu eine schmerzhaft aufdeckende, eine enthüllende Wirkung. Hier kommt es aus, wer wir Menschen sind und wozu wir fähig sind. Dieser Kaiphas und dieser Hannas und diese siebzig hohen Ratsherren sind Menschen, dazu noch Gebildete. Wenn es einmal eine Elite, eine Creme eines Volkes gab, dann hier. Und Seine Exzellenz Pilatus, seine Ratgeber und Funktionäre bis hin zum kommandierenden Hauptmann und den Kriegsknechten, sie sind Menschen. Und die Jünger, von denen es heisst, dass sie nicht eine Stunde mit ihm wachen können, die im entscheidenden Augenblick Mann für Mann entfliehen, sie sind Menschen. Und erst Petrus, der mit verdächtig beredten Worten versichert: «Wenn alle untreu werden, so bleib ich dir doch treu», und der noch in derselben Nacht seinen Herrn gleich dreimal

verleugnet, Petrus ist Mensch. Wahrlich, wir Menschen sind nicht nur zum Zigarettenstehlen fähig, hier ums Kreuz herum ist die ganze Menschheit einen Augenblick darüber erwischt, dass sie im anderen Lager sich befindet, auf Seiten der Gegner Gottes. Aber Gott ist nicht unser Gegner, Gott ist für uns. Am Vorabend seiner Kreuzigung hat Christus in barmherziger Voraussicht dieses nackten Sündenfalles aller Menschen sein Mahl gestiftet und damit seinen ewigen, unzerreissbaren Treubund. Er hat einem nach dem anderen das Brot gereicht und gesagt: «Das ist mein Leib, für euch gebrochen.» Und dann hat er ihnen den Kelch herungereicht und gesagt: «Das ist mein Blut, für euch vergossen.» Was schrecklich, schrecklich gegen uns spricht, das soll nun für uns sprechen: «Gott für uns», «nicht verschont», «dahingegeben». Das hat es Gott gekostet und das hat er sich's kosten lassen, um nicht gegen uns zu sein: «Es war bei ihm fürwahr kein Scherz, sein Bestes liess er's kosten» (Luther).

Die Nichtverschonung seines Sohnes ist für uns zur Schonung geworden. Calvin redet hier mit Recht von einer «nicht einnehmbaren Mauer». Paulus redet hier von Christi Kreuzestod als von einer Art Schonbezirk, als von einem Zufluchtsort. Schon in den alten Mosesschriften (4. Mose 35) lesen wir jene auffällige Verordnung über die so genannten «Freistädte». Wenn einer unvorsätzlich mit einem Eisen, Stein oder Holz einen Bruder erschlägt und flüchtig wird, dann soll er nicht der Schnelljustiz der Blutrache preisgegeben sein, sondern es sollen Städte, deren sechs an Zahl, im ganzen Land verstreut, bestimmt werden, in welche solch ein unbedachter Totschläger fliehen könne, um dort eine beschränkte, aber doch für den ersten Moment wirksame Schonung zu erfahren. Etwas von solchem Schutz der Schuldig gewordenen ist auch ins Rechtsempfinden unseres Volkes eingegangen. Man zeigt noch heute da und dort im Bernerland Orte, von denen die Bevölkerung noch weiss, dass es einst «Freistädte» für flüchtige Verbrecher waren. Ja ein

später Rest dieser alten Stiftung ist das zwischenstaatliche Asylrecht für verfolgte politische Flüchtlinge. Als Schweizer erinnern wir uns nur ungern an Zeiten, da wir dieses Asylrecht so gar nicht heldenhaft, gar ängstlich und gar geizig gewährten, Gott allein ist die Zahl derer bekannt, die wir dadurch dem Henker in die Gaskammern lieferten.

Und nun hat Gott das Kreuz seines Sohnes zu dem einen Asylort der Welt gemacht, zur «Freistadt» dem armen Sünder. Wer sich hier den Freispruch schenken lässt - Geschenk ist hier alles -, der ist für alle Ewigkeit geborgen. Und Gott geht nicht kärglich um mit seiner Asylgnade. Da hebt nun ein Schenken an, ein Schenken sondergleichen - «wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken»! Nachdem die Dahingabe des eingeborenen Sohnes, dieses eine Geschenk, erfolgt ist, gibt es jetzt noch etwas unter und über der Sonne, das Gott nicht auch noch für uns dahingeben könnte? Ja von dieser «Freistadt» Gottes aus kann man füglich über jeden, der uns jetzt noch etwas anhaben will, lachen und triumphieren. Paulus kommt einem hier fast vor wie der Bub, der vor dem bösen Hund geflohen ist und nun, in Sicherheit, anfängt, den Hund zu necken und herauszufordern. «Wer, wer kann jetzt noch gegen uns sein?» Wer will jetzt noch anklagen? Er bringe die Klage nur vor, es wird ihm wenig nützen, nachdem Christus freigesprochen hat: «Wer will die Auserwählten Gottes beschuldigen? Gott ist hier, der da gerecht macht» (33). Und weiter. Wer will jetzt noch verurteilen und verdammen? Versuche er's nur, er wird es mit Christus zu tun bekommen; denn «Christus ist hier, der gestorben ist, ja viel mehr noch, der auch auferweckt ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns» (34). Wer kann gegen einen solchen Anwalt und Verteidiger am obersten Gerichtshof aufkommen? welcher Mitmensch? welcher Teufel? und wäre es das eigene Gewissen, das verdammen will? und wäre es jener unheimliche «Verkläger, der uns verklagt Tag und Nacht»? Gott ist hier - Christus ist hier! Der einzige, der

uns die Asylgnade des Kreuzes entziehen könnte, schenkt sie uns. Der sichtbare Ausdruck und Ort dieser ewigen «Freistadt» ist die Kirche Christi. Die Kirche ist der Ort, da die Predigt ergeht: «Gott ist hier - Christus ist hier, der gekreuzigt ist, ja vielmehr, der auch auferwecket ist, welcher ist zur Rechten Gottes und vertritt uns» (33.34). Dies Wort macht die Kirche zur Kirche. Und in der Kirche drin, neben der Kanzel, ist es der Abendmahlstisch, von dem her der Ruf ergeht: «Wer will beschuldigen? Wer will verdammen? Christus ist hier!»

Schliesslich steht hier etwas derart Schönes, dass, wenn nicht Paulus hier redete, es fast zu schön wäre, um wahr zu sein, und man misstrauisch werden müsste. Wer beim Kreuz Christi Bergungsort und Gnadenasyl gefunden hat, muss nun nicht mehr Angst haben, das heisst, es ist noch viel, unendlich viel Grund zur Angst vorhanden, aber sie ist überwunden. Es steht hier ein Ausdruck, den man nur mit Mühe zu übersetzen vermag: «In dem allem überwinden wir weit um des willen, der uns geliebt hat» (37). Es ist nicht nur Sieg, es ist «Über-Sieg», am nächsten kommt dem Griechischen der Ausdruck aus der Sprache der Lichtspielreklame, die hier von einem «Supersieg» reden würde. Überwindung der Angst! Ich möchte den Menschen des 20. Jahrhunderts sehen, der nicht wenigstens hier aufhorchen würde und beeindruckt wäre. Die Angst aber, die hinter allen Ängsten dieses Jahrhunderts hockt, ist jene Urangst, die Angst vor Gott (E. Gaugier). Der bewusste und unbewusste Unglaube, der offenbare und heimliche Abfall von Gott ist der Hintergrund eines Menschengeschlechtes, das Tag und Nacht von Angstträumen geschüttelt wird und dessen Tun und Lassen von der Angst bestimmt und beherrscht ist. Als die ersten Menschen Gottes Gebot übertreten hatten, da fingen sie an, sich zu fürchten. Das Alte Testament kennt einen Mann von beispielhafter Tapferkeit. Dieser hatte in seinen jungen Jahren mit Bestien gekämpft und war furchtlos dem Riesen Goliath

entgegengetreten. Als aber David von Gottes Wegen abgewichen war, da konnte er des Nachts den Schlaf nicht mehr finden: «Erhöre mich, wenn ich rufe, Gott meiner Gerechtigkeit, der du mich tröstest in Angst; sei mir gnädig und erhöre mein Gebet» (Davids Nachtgebet, Psalm 4). Umkehr zu Gott und Zuflucht zum Kreuz ist die Überwindung der Urangst und damit aller Ängste.

Wenn man aber einmal vor Gott nicht mehr Angst haben muss, vor wem soll man sich dann noch fürchten? Wer in Gottes Liebe geborgen ist, vor wem und vor was soll der noch Angst haben? Nicht zu vergessen, es ist Paulus, der hier redet, dessen Körper etwelches an Narben aufweist. Und er schreibt an die Christen in Rom in klarsichtiger Erwartung von Verfolgungen, die den dortigen Christen bald widerfahren können. Es wartet ihrer Trübsal: «Wir müssen durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen.» Aber «Christus ist hier». Es wartet ihrer Angst; sagt doch der Meister selber: «In der Welt habt ihr Angst»; aber derselbe Meister fährt fort: «Seid getrost, ich habe die Welt überwunden.» Habt auch vor der Angst nicht mehr Angst. Die kommende Verfolgung wird die Christen in ihrer materiellen Lebensexistenz antasten, dort, wo es um Nahrung und Kleidung geht. Aber «Gott ist hier», der Gott der Blumen und der Vögel, sollte der nicht auch ein Gott der Menschen sein! Rom ist Diktaturstaat und arbeitet mit dem unmissverständlichen Utensil jedes Polizeistaates, mit der geheimen Staatspolizei und mit Terror. Gäbe es das damals schon, die Christen würden bald zu denen gehören, deren Post und Telefon überwacht wird. Zuletzt erwähnt der Apostel (ahnt er schon, welche Todesart er sterben wird?) das Schwert, das Henkerbeil, dem er selber bald seinen Hals hinhalten muss. Dieses Leben unter Trübsal, Angst, Hunger, Blösse, Gefahr und Schwert ist für eine Christengemeinde normal. So war es schon immer, schon im Alten Bund sagt einer: «Wir sind geachtet wie Schlachtschafe und werden getötet den ganzen Tag» (36).

Aber «in dem allem überwinden wir weit um des willen, der uns geliebt hat». «Wer will uns scheiden von der Liebe Gottes? Trübsal oder Angst oder Hunger oder Blösse oder Gefahr oder Schwert?» (35). Das alles könnte hohle Phrase sein, wenn es im Lichte des Kreuzes Christi nicht Wirklichkeit wäre.

Ja, eingehüllt und gehalten durch Gottes Liebe ist Paulus gewiss, und diese Gewissheit trägt ihn nicht, dass ihn überhaupt niemand und nichts mehr scheiden kann von Gott, weder der Tod mit seinen Schrecken noch das Leben mit seinen Verlockungen, weder Sichtbares noch Unsichtbares, «Engel, Fürstentümer und Gewalten». Wer aber am Kreuz mit seiner Vergangenheit ins reine gekommen ist, den vermag auch keine Gegenwart und Zukunft mehr von Gott loszukeilen. Ja, was immer im Himmel und auf Erden, in der Höhe oder in der Tiefe an gottwidrigen Einflüssen vorhanden sein mag, auch keine noch unbekannte Kreatur, auch kein Gemachte von Menschenhand, das in irgendeiner Teufelsküche in Amerika oder Russland zubereitet wird, um «die Erde gegen den Mond zu sprengen» (aus Schillers Räufern!!) - «nichts und niemand kann uns mehr scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn» (38.39).

Zuletzt hebt noch eine Frage tief aus dem Abgrund ihr Haupt, vor der einen das kalte Grauen packen könnte. Im Schutze der Asylgnade wagen wir sie auszusprechen: Nichts und niemand? Und wenn ich mich selber von ihm scheidet? Ist in der «uneinnehmbaren Mauer» nicht «man selber» die aller schwächste Stelle? Bin ich gewiss, dass ich in alle Zukunft mich nie von Gottes Liebe scheiden will? Wird mein Glaube stark genug sein in der Trübsal? Man beachte wohl: Paulus redet hier von den «Erwählten Gottes», von denen, nach denen Gottes Hand gegriffen hat. (Wir werden bald mehr von ihnen vernehmen.) Diese Hand hält fest. Der Apostel baut an dieser Stelle nicht einmal auf unsere Heilsgewissheit. Er sagt hier nicht «unser Glaube», er sagt

ausdrücklich und bewusst, «Gottes Liebe» werde die Zerreißprobe bestehen. Niemand kann uns aus seiner Hand reißen, auch «man selber» nicht, auch wenn «man» möchte. Da liegt nun die wahrhaft paradiesische Frucht des Kreuzes Christi nackt und offen vor unseren staunenden Augen: «Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Fürstentümer noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Hohes noch Tiefes noch keine andere Kreatur vermag uns zu scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn.»

Erwählung

Die Majestät der Wege Gottes

¹ *Ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht, wie mir Zeugnis gibt mein Gewissen in dem heiligen Geist, ² dass ich grosse Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlass in meinem Herzen habe. ³ Ich habe gewünscht, verbannt zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Gefreunden sind nach dem Fleisch; ⁴ die da sind von Israel, welchen gehört die Kindschaft und die Herrlichkeit und der Bund und das Gesetz und der Gottesdienst und die Verheissungen; ⁵ welcher auch sind die Väter, und aus welchen Christus herkommt nach dem Fleisch, der da ist Gott über alles, gelobt in Ewigkeit. Amen.*

⁶ *Aber nicht sage ich solches, als ob Gottes Wort darum aus sei. Denn es sind nicht alle Israeliter, die von Israel sind; ⁷ auch nicht alle, die Abrahams Same sind, sind darum auch Kinder. Sondern «in Isaak soll dir der Same genannt sein». ⁸ Das ist: nicht sind das Gottes Kinder, die nach dem Fleisch Kinder sind; sondern die Kinder der Verheissung werden für Samen gerechnet. ⁹ Denn dies ist ein Wort der Verheissung, da er spricht: «Um diese Zeit will ich kommen, und Sara soll einen Sohn haben.» ¹⁰ Nicht allein aber ist's mit dem also, sondern auch, da Rebekka von dem einen, unserm Vater Isaak, schwanger ward: ¹¹ ehe die Kinder geboren waren und weder Gutes noch Böses getan hatten - auf dass der Vorsatz Gottes bestünde nach der Wahl, ¹² nicht aus Verdienst der Werke, sondern aus Gnade des Berufers -, ward zu ihr gesagt: «Der Ältere soll dienstbar werden dem Jüngeren». ¹³ Wie denn geschrieben steht: «Jakob habe ich geliebt, aber Esau habe ich gehasst.»*

¹⁴ *Was wollen wir denn hier sagen? Ist denn Gott ungerrecht? Das sei ferne! ¹⁵ Denn er spricht zu Mose: «Welchem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig; und welches ich mich erbarme, des erbarme ich mich.» ¹⁶ So liegt es nun nicht an jemandes Wollen oder Laufen, sondern an Gottes*

Erbarment. ¹⁷ Denn die Schrift sagt zum Pharao: «Ebendarm habe ich dich erweckt, dass ich an dir meine Macht erzeige, auf dass mein Name verkündigt werde in allen Landen.» ¹⁸ So erbarmt er sich nun, welches er will, und verstockt, welchen er will. ¹⁹ So sagst du zu mir: Was beschuldigt er denn uns? Wer kann seinem Willen widerstehen? ²⁰ Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, dass du mit Gott rechten willst? Spricht auch ein Werk zu seinem Meister: Warum machst du mich also? ²¹ Hat nicht ein Töpfer Macht, aus einem Klumpen zu machen ein Gefäß zu Ehren und das andere zu Unehren? ²² Derhalben, da Gott wollte Zorn erzeigen und kundtun seine Macht, hat er mit grosser Geduld getragen die Gefässe des Zorns, die da zugerichtet sind zur Verdammnis; ²³ auf dass er kundtäte den Reichtum seiner Herrlichkeit an den Gefässen der Barmherzigkeit, die er bereitet hat zur Herrlichkeit, ²⁴ welche er berufen hat, nämlich uns, nicht allein aus den Juden, sondern auch aus den Heiden. ²⁵ Wie er denn auch durch Hosea spricht: «Ich will das mein Volk heissen, das nicht mein Volk war, und meine Liebe, die nicht die Liebe war.» ²⁶ «Und soll geschehen: An dem Ort, da zu ihnen gesagt ward: 'Ihr seid nicht mein Volk', sollen sie Kinder des lebendigen Gottes genannt werden.» ²⁷ Jesaja aber schreit für Israel: «Wenn die Zahl der Kinder Israel würde sein wie der Sand am Meer, so wird doch nur der Überrest selig werden; ²⁸ denn es wird ein Verderben und Steuern geschehen zur Gerechtigkeit, und der Herr wird das Steuern tun auf Erden.» ²⁹ Und wie Jesaja zuvor sagte: «Wenn uns nicht der Herr Zebaoth hätte lassen Samen übrig bleiben, so wären wir wie Sodom geworden und gleichwie Gomorra.»

³⁰ Was wollen wir nun hier sagen? Das wollen wir sagen: «Die Heiden, die nicht haben nach der Gerechtigkeit getrachtet, haben die Gerechtigkeit erlangt; ich sage aber von der Gerechtigkeit, die aus dem Glauben kommt.

³¹ Israel aber hat dem Gesetz der Gerechtigkeit nachgetrachtet, und hat das Gesetz der Gerechtigkeit nicht erreicht. ³² Warum das? Darum dass sie es nicht aus dem Glauben, sondern aus den Werken des Gesetzes suchen. Denn sie haben sich gestossen an den Stein des Anlaufens, ³³ wie geschrieben steht: «Siehe da, ich lege in Zion einen Stein des Anlaufens und einen Fels des Ärgernisses; und wer an ihn glaubt, der soll nicht zu Schanden werden.» Römer 9

«Christus, der da ist Gott über alles, hoch gelobt in Ewigkeit, Amen» (5). Das ist gleichsam der Fensterplatz dieses Kapitels; hier kommt das Licht herein. Wer diesen Platz auch nur einen Augenblick verlässt, dem geht es wie jenem regelmässigen Bibelleser, der sich letzte Woche dahin geäussert hat, es werde nun in der Auslegung des Römerbriefes das Kapitel drankommen, das er nicht ertrage, und wenn er jeweilen bei Römer 9 anlange, dann pflege er schon seit Jahren das Blatt ungelesen zu überschlagen. Nun liegt aber dieses berüchtigte Kapitel vor uns, und wir haben allen Grund, gerade dies Blatt des Briefes an die Römer nicht zu überschlagen.

Der Apostel teilt uns da zunächst mit, «dass ich grosse Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlass in meinem Herzen trage» (2). Wir kennen jene besonders bewegte Stelle aus der Leidensgeschichte, da Christus auf einem seiner letzten Gänge nach Jerusalem am Ölberg stehen bleibt, auf die Stadt hinunterschaut, über sie weint und sagt: «Jerusalem, Jerusalem - wie oft habe ich deine Kinder sammeln wollen, wie eine Henne sammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel; und ihr habt nicht gewollt!» (Matt. 23). Jerusalem hat nicht gewollt; Israel will nicht gerettet werden. Etwas von diesem Weinen des Meisters nehmen wir jetzt hier auch an seinem Knecht Paulus wahr, wenn er sagt, er habe Schmerzen ohne Unterlass in seinem Herzen, eine grosse Trauer über die ablehnende Haltung seines Volkes (2). Paulus ruft sein Gewissen, ruft Christus und den Heiligen Geist zu Zeugen dafür auf,

dass es ihm bitter Ernst ist mit diesem seinem Schmerz (1). Ja, wenn wir von Moses wissen, dass er dort am Sinai, als sein Volk von Gott abgefallen war, sich vor Gott hinwarf und flehte: «Ach, sie haben eine grosse Sünde getan -. Vergib ihnen ihre Sünde, wo nicht, so tilge mich auch aus dem Buch, das du geschrieben hast» (2. Mose 32) - dann hören wir hier vom Apostel etwas Ähnliches; er möchte von Christus weg verbannt sein, möchte gern auf sein eigenes ewiges Heil verzichten, wenn er damit seinem Volk einen Dienst tun könnte: «Ich habe gewünscht, verbannt zu sein von Christo für meine Brüder, die meine Gefreudeten sind nach dem Fleisch» (3). Aber Israel wird nicht durch einen Menschen gerettet, und wäre es selbst Paulus. Auch Israel hat nur einen Retter, eben Ihn, den es - verwirft.

Dass Paulus diesen Schmerz empfindet, ist menschlich zu begreifen, handelt es sich doch schliesslich um sein Fleisch und Blut. Es geht ihm, wie wenn man ein eigenes Kind oder einen eigenen Vater ins Verderben rennen sieht. Aber, fragen wir vielleicht, was geht das schon unsereinen an, wenn die Juden nicht gerettet werden wollen? Das ist schliesslich ihre Sache. Oder wir sind vielleicht versucht, die Diskussion über die Judenfrage kurz abzuschneiden, wie etwa Mohammed es mit der etwas wegwerfenden Bemerkung tut: «Sie sollen glauben oder nicht glauben» (Koran, Sure 17, zit. nach Wilhelm Vischer). Aber passen wir auf! Gehen wir nicht zu leicht über den Schmerz Christi und seines Knechts hinweg. Es könnte sonst geschehen, dass wir das Boot anbohren, in dem wir selber sitzen. Die Juden könnten uns Christen nämlich näher stehen, als manche von uns ahnen. Paulus erinnert uns hier daran, dass Israel tatsächlich nicht irgendwer ist. Es ist etwas Besonderes um die Juden. Sie sind das Volk, von dem Gott durch seine Propheten sagen lässt: «Wer euch antastet, der tastet meinen Augapfel an» (Sach.2). Israel hat die «Kindschaft», ist der Erstgeborene unter allen Völkern. Und bei Israel wohnt die «Herrlichkeit»

Gottes. Gott hat an dieses sein Eigentumsvolk unvergleichlich viel mehr angewendet als an alle übrigen Völker, Gott hat sich ihm in besonders naher und herrlicher Weise geöffnet. Und Israel ist das Bundesvolk, der Treuhänder jener mannigfachen Bündnisse, die Gott im Verlauf von zwei Jahrtausenden mit uns Menschen geschlossen hat. Und Gott hat ihm sein Gesetz, die heiligen Zehn Gebote anvertraut, und den Gottesdienst, das opfernde und stellvertretende Priesteramt für alle Völker. Und all die Versprechen, die Verheissungen, die Gott der Menschheit in ihren Jammer hinein gegeben hat, er hat sie uns über Israel und durch Israel gegeben. Und die Patriarchen, durch die Gott alle Geschlechter der Erde segnen will, sind Juden. Und schliesslich ist Der, in dem alle Verheissungen Ja und Amen sind, aus dem Volk Israel hervorgegangen. Jesus Christus, der Herr aller Völker, der Erlöser der Welt, ist Jude. «Das Heil kommt von den Juden» (Joh. 4,22). Die Felder Bethlehems im jüdischen Land haben zuerst die Weihnachtsbotschaft gehört. Nazareth, wo Jesus aufwuchs, ist ein jüdischer Ort. Galiläa, Judäa und Samaria sind Jesu Arbeitsfeld, ist er doch «gesandt zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel». Und seine Jünger sind ausnahmslos Juden. Jerusalem aber ist der Schauplatz seiner Kreuzigung, der Ort des offenen Grabes, und auf dem Tempelplatz wird's Pfingsten. Israel - wahrhaftig ein besonderes Geheimnis! Es kann uns wahrlich nicht gleichgültig sein, was aus den Juden wird.

Und nun sagt Jerusalem nein, Israel will nicht gerettet werden. Was heisst das? Gewiss, «ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterland». Gewiss, «er kam in sein Eigentum, und die Seinigen nahmen ihn nicht auf». Aber, wenn die Seinigen ihn nicht aufnehmen, will das nun sagen, dass er seinerseits die Seinigen fahren lässt? «Wie du mir, so ich dir»? Will das nun heissen, dass Christus wohl der Erlöser aller Völker sein soll, der Erlöser der Welt, nur und ausgerechnet nicht der Erlöser Israels? Ist jenes Weinen über

Jerusalem, und damit die Trauer des Apostels, ein sentimentales, ein Weinen der Hilflosigkeit und Resignation? Unheimlich! Wäre damit nicht Jesu Qualifikation als Erlöser angetastet? Wäre damit nicht seine Fähigkeit, der Erlöser aller Völker zu sein, unter Zweifel gestellt? Wenn er das eine Volk nicht zu erlösen vermag, trotz 2000jähriger Vorbereitung aufs Erlöstwerden hin, kann er dann der Erlöser der Welt sein? Kommt damit nicht der ganze Römerbrief ins Wanken, dessen Herzstück lautet: «Die Christusbotschaft ist eine Gotteskraft, zu retten alle Glaubenden, die Juden vorab und auch die Heiden» (Römer 1,16)? Nicht allein die Gottesfrage (E. Gaugier), die Christusfrage stellt sich hier radikal und unheimlich. Wir haben zuletzt im achten Kapitel gehört, nichts und niemand könne uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christo Jesu ist, unserem Herrn» (8,39). Wir sahen uns dann zuletzt noch vor die Frage gestellt: Nichts? Niemand kann uns scheiden? - Und man selber? Wie, wenn einer es unternimmt, sich selber von Gottes Liebe zu scheiden? Und nun hat Israel dies Ungeheuerliche unternommen, hat sich von Gottes Liebe geschieden. Durch den titanischen Versuch, sich aus eigener Kraft und Anstrengung gerecht zu machen, ist ihm der köstliche Eckstein zum Stein des Anstossens geworden (30-33). Soll ihm die Selbstscheidung von Gottes Liebe gelingen? Sollen die Völker, die Heiden, gerettet werden und Israel nicht? Ist der Selbstvernichtungswille Israels stärker als Gottes Erlöserwille? Israels Nein gewichtiger, durchschlagender als Gottes Ja? Unheimliche Perspektiven, doppelt unheimlich im Zeitalter, da die Selbstvernichtungsmöglichkeiten der Menschen, die Vernichtungswaffen ins Aschgraue, ins Grauenhafte entwickelt werden. Der Apostel weicht dieser atemberaubenden abgründigen «Vertrauensfrage» keineswegs aus. Im Gegenteil, er spitzt sie erst noch zu: Wenn Israel(!) nein sagt, wenn solches am grünen Holze geschehen kann, gilt dann Gottes Wort überhaupt noch? Stehen die Verheissungen Gottes

dann noch in Geltung, oder sind sie hinfällig geworden? «Aber nicht sage ich solches, als ob Gottes Wort aus sei» (6). Nein, nein, Gottes Wort ist nicht aus. Mag Israel scheiden wollen von seinem Gott - zum Scheiden braucht's bekanntlich immer zwei; und Gott willigt nicht in diese Scheidung ein. Gott bleibt ungeschieden von seinem Volk. Wir werden das im 11. Kapitel herrlich sehen. Gott hält fest, sein Wort bleibt in Kraft. «Alles Fleisch ist wie Gras und alle seine Güte ist wie eine Blume auf dem Felde. Das Gras verdorrt, die Blume verwelkt - aber das Wort unseres Gottes bleibt ewiglich» (Jes.40). Nein, Gottes Wort ist nicht aus. Über diese herrliche Erkenntnis kann der Apostel nur noch in den anbetenden Jubelruf ausbrechen: «Christus, Gott über alles, hoch gelobt in Ewigkeit. Amen» (5).

Der ganze Rest des Kapitels ist eine einzige Anbetung dieses Gottes, der an seinem Wort und Willen festhält, der majestätisch frei ist in seinen Entscheidungen und Beschlüssen; aber Gott ist nicht in der Weise frei wie ein finsterner Despot und heimtückischer Tyrann, sondern so frei wie der Vater Jesu Christi, der, um seinen Retterwillen durchzusetzen, seinen eingeborenen Sohn dahingibt (8,32). Gottes Wille ist nicht erbarmungslose Willkür, sondern beharrliche Erlösertreue. Ja ich möchte geradezu davor warnen, dieses Kapitel anders als in Anbetung zu lesen. Es ist nicht da zum Philosophieren, sondern zur Anbetung der Macht der Liebe. Wer jetzt mit anbeten will, der komme mit, wer aber auf abstrakte Grübeleien sich einlassen will, der wird auf der Strecke bleiben: «Christus, Gott über alles, hoch gelobt in Ewigkeit. Amen.»

Paulus fängt nun an zu erzählen. Er erinnert uns nun daran, wie es schon von alters her gewesen ist, wenn Gott seinen Heilswillen durchsetzte. Das vollzog sich schon immer so, dass es über den Horizont der jeweils Beteiligten ging. Die Heilsgeschichte Gottes ist geradezu mit Unbegreiflichkeit gespickt. Aber wenn man davon auch nur dieses Eine

begreift, dass hier Gottes Heilswille am Werk ist, dann hat man schon die Hauptsache begriffen und bleibt nicht mehr an Details hängen, wie sehr hier die Einzelheiten auch Anlass geben, daran hängen zu bleiben. Schon die schlichte Tatsache, dass Gott aus allen Völkern heraus eines hervorhebt, so wie Erzvater Jakob den einen Sohn Joseph mit einem bunten Rock auszeichnet, schon wie Gott Israel zweitausend Jahre hindurch ein Sonderregime angedeihen liess, schon das vermag ein Demokrat niemals zu kopfen, kommt uns parteiisch vor. Und dann, wie war es doch bei Abraham? Gott hat ihm verheissen, durch deinen Samen will ich alle Geschlechter der Erde segnen; nun aber hat Abraham zwei Söhne, Ismael und Isaak. Und Gott wählt wiederum nur Isaak aus und lässt den heilsgeschichtlichen Erbgang über Isaak gehen, während Ismael daneben im Dunkel der heilsgeschichtlichen Bedeutungslosigkeit bleibt. Dasselbe wiederholt sich bei Isaak. Seine Frau Rebekka bekommt Zwillinge. Der schwächere heisst Jakob, der robustere von ihnen heisst Esau. Jakob wird zum Werkzeug des göttlichen Erbgangs erkoren, Esau geht auf die Jagd und isst gern Linsen. Paulus führt sogar das Prophetenwort an, das man nur mühsam erträgt: «Jakob habe ich geliebt, aber Esau habe ich gehasst» (13). Christus äussert sich einmal im Zusammenhang mit dem Geheimnis des Reiches Gottes ähnlich: «Wer Vater oder Mutter nicht hasst, kann nicht mein Jünger sein» (Luk. 14). Er will dort sagen: Wenn die Situation so ist, dass die Familienrücksichten und die Erfordernisse des Gottesreiches einander gegenüberstehen, dann kommt Gottes Reich voran und die Familie hat zurückzustehen, so dass es aussieht, als hasse man Vater und Mutter. So auch hier: Jakob wird voran-, Esau wird zurückgestellt, als ob Gott ihn hasste. Aber auch so noch ist dieses Hassen uns eine harte Nuss. Es drängt sich uns geradezu die Frage auf: «Ist denn Gott ungerrecht?» Und Paulus verübelt uns diese Frage nicht, im Gegenteil, er liest sie uns von den Augen ab und nimmt sie uns

gleichsam von den Lippen, indem er selber fragt: «Was sollen wir nun hierzu sagen? Ist denn Gott ungerecht? Das sei ferne!» (14). Gott ist Gott. Hat er nicht das Recht, den einen zu erwählen, den andern verwerfend zu übergehen? «Christus, Gott über alles, hoch gelobt in Ewigkeit.» Gott über alles, auch über Jakob und Esau!

Wenn nun schon Gottes Gerechtigkeit in Frage gestellt wurde, wie war das denn damals bei Moses und Pharao? Wie steht es im Blick auf diese beiden um Gottes Gerechtigkeit? Gott hat den Moses erwählt und den Pharao verstockt. Gebraucht hat er beide, den einen als Erwählten, den anderen als Verstockten. Es heisst ausdrücklich, dass auch der verstockte Pharao ein Werkzeug Gottes ist: «Ebendarum habe ich dich erweckt, dass ich dir meine Macht erzeuge, auf dass mein Name verkündigt werde in allen Landen. So erbarmt er sich nun, welches er will, und verstockt, welchen er will» (17.18). Ist Gott da nicht ungerecht? Ungerecht wäre Gott, wenn er einem dieser beiden Männer etwas schuldig bliebe. Aber das ist bei keinem von ihnen der Fall. Moses ist erwählt worden ohne alles Wollen und Laufen, allein aus Erbarmen: «Welches ich mich erbarme, dessen erbarme ich mich, und wem ich gnädig bin, dem bin ich gnädig» (15.16). Was gibt es da noch herauszufordern? Es ist entfernt nicht einzusehen, wie Gott bei Moses in Schuld stehen soll. Und noch viel weniger ist das bei Pharao der Fall. Der soll froh sein, dass Gott ihn im Aufbau seines herrlichen Reiches wenigstens braucht, wenn auch in der fragwürdigen Rolle eben eines ägyptischen Pharao. Der Gesamtsinn der Moses-Pharao-Geschichte aber - man beachte das doch! - ist Gottes Rettertat. Durch beide, auch durch Pharao, setzt Gott seinen Heilswillen durch. Weder hat Moses dabei ein Verdienst, noch Pharao eine Entschuldigung. Was gibt es da noch herauszuheischen? Ist da etwas anderes am Platz als eben dankbares Erstaunen und anbetendes Einstimmen in den Ruf: «Christus, Gott über alles, hoch gelobt in Ewigkeit. Amen!»

Und noch einmal meldet sich in uns ein Widerspruch, gleich einem Kinde, das dem Vater gegenüber das letzte Wort behalten will. Wenn es nicht an jemandes Wollen oder Laufen liegt, sondern allein an Gottes Erbarmen - wie steht es dann um die menschliche Verantwortlichkeit? Ist man dann nicht willenloses Werkzeug in Gottes Hand? Hat dann Gott noch das Recht, einen zur Rechenschaft zu ziehen? «So sagst du zu mir: Was beschuldigt er denn uns? Wer kann seinem Willen widerstehen?» (19). Dieses Herausheischen ist zwar logisch, aber es ist vieles logisch, das teuflisch ist, und umgekehrt, viel Göttliches ist unlogisch. Der Apostel gibt uns darum jetzt eigentlich keine Antwort mehr, sondern erinnert uns nur noch schlicht daran, wer wir sind und wer Gott ist, so wie es der Prediger Salomo einmal tut, wenn er mahnt: «Gott ist im Himmel, und du auf Erden; darum lass deiner Worte wenig sein» (5,1). «Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, dass du mit Gott rechten willst?» (20). Und weiter weist er hin auf das uralte Gleichnis vom Töpfer und vom Ton: «Spricht auch ein Werk zu seinem Meister, warum machst du mich also?» (20). Hat denn der Töpfer nicht das Recht, aus ein und demselben Lehmklumpen sowohl eine Blumenvase als auch einen gewöhnlichen Milchhafen zu formen? So kann doch Gott seinen Zorn zeigen, sozusagen demonstrieren an «Gefäßen des Zorns, die da zugerichtet sind zur Verdammnis» (22), so kann er auch kundtun, zeigen, demonstrieren «den Reichtum seiner Herrlichkeit an den Gefäßen der Barmherzigkeit, die er bereitet hat zur Herrlichkeit» (23). So kann Gott Exempel statuieren, Exempel seines Zorns und seiner Mildigkeit. Wer will ihm das verargen? Hat Gott etwa nur die Pflicht, barmherzig zu sein, und nicht auch das Recht zum Zorn? Und einmal hat Gott sich sogar die Freiheit herausgenommen, ein Gefäß zu zeigen und kundzutun, ein Exempel zu statuieren, das gleichzeitig beides zusammen war, Gefäß des Zorns und Gefäß der Barmherzigkeit in ein und derselben Person - und das ist

dort am Kreuz. Kann man angesichts dieser Demonstration anders als sich, wie schliesslich Hiob, auf den Mund schlagen, stille werden und anbetend bekennen: «Christus, Gott über alles, hoch gelobt in Ewigkeit. Amen!»

Auf jeden Fall ist es ratsam, hier nicht in jenen alten Fehler zu verfallen, dass wir die Rollen vertauschen. Wie leicht benehmen wir uns als Zuschauer, oder gar als Begutachter Gottes, wie leicht massen wir uns an, Richter, Jury über sein Rettungswerk zu sein! In Wirklichkeit aber geschieht dieses Heilshandeln in seiner Gesamtheit uns zu gut. Wenn es beispielsweise hier von den Gefässen des Zorns heisst, Gott «habe sie mit grosser Geduld getragen» (23), wer hätte da die Stirne, zu behaupten, er sei damit nicht auch gemeint? Wo wäre unser Volk mit seinen Behörden, wo wäre jeder von uns, wenn Gott nicht bis in diese Morgenstunde hinein Langmut und Geduld walten liesse? Und wenn es dann weiter von den Gefässen der Barmherzigkeit heisst, Gott habe sie «berufen nicht allein aus den Juden, sondern auch aus den Heiden» (24), wer kann über solch ein königliches Angebot anders als eben staunen? - Wie der Prophet Hosea staunt, wenn er sagt: «Ich will das mein Volk heissen, das nicht mein Volk war, und den meinen Liebling, der nicht mein Liebling war. Und soll geschehen: An dem Ort, da zu ihnen gesagt ward: 'Ihr seid nicht mein Volk', sollen sie Kinder des lebendigen Gottes genannt werden» (25.26). Kann man da anders als danken und anbeten? Wenn aber, wie Jesaja sagt, Israel bis zur Stunde nicht vom Erdboden verschwunden ist gleich Sodom und Gomorra und so manch andere stolze Stadt und Völkergruppe, sondern ein heiliger Rest übrig geblieben ist bis auf diese Stunde, ist das nicht ein einziges Wunder der Langmut und Barmherzigkeit Gottes (27-29)? So möchte man im Blick auf Gottes Heilsweg geradezu fragen: Was ist daran nicht Barmherzigkeit?

In einem Stück können wir nun freilich jenen eingangs erwähnten Bibelleser, der dieses Kapitel als untragbar zu

überschlagen pflegt, begreifen. Eine Scheu, um nicht gar zu sagen Angst und Bitterkeit diesem Kapitel gegenüber rührt daher, dass man daraus die schrecklich-logische Lehre von der doppelten Prädestination abgeleitet und konstruiert hat. Nach dieser Lehre sind die einen von aller Ewigkeit her durch Dekret zur endgültigen Verdammnis bestimmt, die anderen durch denselben logischen Mechanismus zum ewigen Heil. Dabei wird der «Christus, Gott über alles» glattweg übersehen, und anstelle des Gottes, der seinen Heilswillen durchsetzt, tritt das Ungeheuer eines schicksalhaften Roboters. Dieser Götze einer doppelten Prädestination aber ist nicht zu verwechseln mit dem Gott der Bibel. Der Vater Jesu Christi ist ein anderer als der Gott einer eigengesetzlichen Logik. Hier in Römer 9 wird der Herr und Vater verkündigt, der sein Wort und seinen Willen durchsetzt, und siehe, es ist sein Verheissungswort und sein Heilswille. Dass die Art und Weise, wie er das im Einzelnen tut, über unseren Verstand und gegen unsern Willen geht, das verrät, dass er eben Gott ist. Am unbegreiflichsten aber ist Gottes Heilswille nicht in den in diesem Kapitel aufgezeigten zahlreichen Details. Unbegreiflicher als das Geheimnis um Isaak und Ismael, unbegreiflicher als das Geheimnis um Jakob und Esau, Moses und Pharao, und, fügen, wir nun noch hinzu, das Geheimnis um Petrus und Judas und die beiden Schächer zur Rechten und zur Linken des Kreuzes, ist das herrliche Mysterium um jenen Einen, der zwischen den Schächern hängt und die ganze Zeit über, da wir jetzt dran waren, dies Kapitel auszuliegen, zwischeninne hing, der beides ist, Gefäss des Zorns und Gefäss des Erbarmens: «Christus, Gott über alles, hoch gelobt in Ewigkeit. Amen.»

Die Schuld der Verstockung

¹ *Liebe Brüder, meines Herzens Wunsch ist, und ich flehe auch zu Gott für Israel, dass sie selig werden.* ² *Denn ich gebe ihnen das Zeugnis, dass sie eifern um Gott, aber mit Unverstand.* ³ *Denn sie erkennen die Gerechtigkeit nicht, die vor Gott gilt, und trachten, ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten, und sind also der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nicht untertan.* ⁴ *Denn Christus ist des Gesetzes Ende; wer an den glaubt, der ist gerecht.*

⁵ *Mose schreibt wohl von der Gerechtigkeit, die aus dem Gesetz kommt: «Welcher Mensch dies tut, der wird dadurch leben.»* ⁶ *Aber die Gerechtigkeit aus dem Glauben spricht also: «Sprich nicht in deinem Herzen: Wer will hinaufgen Himmel fahren?» (Das ist nichts anderes denn Christum herabholen.)* ⁷ *Oder: «Wer will hinab in die Tiefe fahren?» (Das ist nichts anderes denn Christum von den Toten holen.)* ⁸ *Aber was sagt sie? «Das Wort ist dir nahe, in deinem Munde und in deinem Herzen.» Dies ist das Wort vom Glauben, das wir predigen.* ⁹ *Denn so du mit deinem Munde bekennt Jesum, dass er der Herr sei, und glaubst in deinem Herzen, dass ihn Gott von den Toten auferweckt hat, so wirst du selig.* ¹⁰ *Denn so man von Herzen glaubt, so wird man gerecht; und so man mit dem Munde bekennt, so wird man selig.* ¹¹ *Denn die Schrift spricht: «Wer an ihn glaubt, wird nicht zu Schanden werden.»* ¹² *Es ist hier kein Unterschied unter Juden und Griechen; es ist über alle derselbe Herr, reich über alle, die ihn anrufen.* ¹³ *Denn «wer den Namen des Herrn wird anrufen, soll selig werden.»* ¹⁴ *Wie sollen sie aber den anrufen, an den sie nicht glauben? Wie sollen sie aber an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie aber hören ohne Prediger?* ¹⁵ *Wie sollen sie aber predigen, wo sie nicht gesandt werden? Wie denn geschrieben steht: «Wie lieblich sind die Füße derer, die den Frieden verkündigen, die*

das Gute verkündigen!»¹⁶ Aber sie sind nicht alle dem Evangelium gehorsam. Denn Jesaja spricht: «Herr, wer glaubt unserm Predigen?»¹⁷ So kommt der Glaube aus der Predigt, das Predigen aber durch das Wort Gottes.

¹⁸ Ich sage aber: Haben sie es nicht gehört? Wohl, es ist ja in alle Lande ausgegangen ihr Schall und in alle Welt ihre Worte. ¹⁹ Ich sage aber: Hat es Israel nicht erkannt? Auf's erste spricht Mose: «Ich will euch eifern machen über dem, das nicht ein Volk ist; und über ein unverständiges Volk will ich euch erzürnen.»²⁰ Jesaja aber darf wohl so sagen: «Ich bin gefunden von denen, die mich nicht gesucht haben, und bin erschienen denen, die nicht nach mir gefragt haben.»²¹ Zu Israel aber spricht er: «Den ganzen Tag habe ich meine Hände ausgestreckt zu dem Volk, das sich nichts sagen lässt und widerspricht.» Römer 10

Die Kernfrage des Römerbriefes lautet: Wie werde ich, wie werden mit mir Jude und Heide, wie wird mit mir die Welt gerettet? Erfahrungsgemäss ist der Mensch an dieser Frage nicht brennend interessiert. Die andere Frage: «Wie werde ich, und wie wird mit mir die Welt glücklich?», beschäftigt uns weitaus intensiver. Wie immer dieses «Glück» bei jedem einzelnen aussehen mag, die Frage nach dem Glück beherrscht unser Denken und bewegt unsere Phantasie mit ganzer Leidenschaft. Das ist begreiflich; der liebe Gott nimmt es uns bestimmt nicht übel, wenn wir gern glücklich sind. Welcher Vater sieht seine Kinder nicht gern glücklich! - Und gar unser Vater im Himmel! Wenn einer, so gönnt er uns das Glück. Aber der liebe Gott allein weiss, «was gut sei oder schade dem menschlichen Geschlecht», und er weiss, dass all unser Glück so zart ist wie eine Seifenblase; und so sehr es ihn freuen mag, wenn seine Kinder Seifenblasen spielen und sich ein wenig vergnügen und glücklich sind, noch viel mehr freut es ihn, wenn seine Kinder selig werden. - Wie wird die Welt gerettet? Da ist nun Er mit ganzer heiliger Leidenschaft dabei. Darum ist und bleibt gerettet werden das

brennende Thema des Römerbriefs. Wir haben letzten Samstag/Sonntag mit der Jugend unserer Kirchgemeinde am Bielersee drüben ein glückliches Wochenende verlebt. Einer der Beteiligten sang uns dabei ein Lied zur Laute, das Lied von jenem Mann, der an der Nordsee daheim war, in die Fremde zog und da sein Glück gemacht hat. Aber in seinem Glück kann er seine Heimat nicht vergessen. Er schaut im Geist die grosse See, er hört den Schrei der Möwe und sieht den gelben Ginster blühen. In diesem Lied steht das bemerkenswerte, tief einsichtige Wort: «Das Glück hab ich gefunden / Jedoch, das Heimweh blieb.» Wohl dem Menschen, dem kein Glück zu genügen vermag! Wohl dem Menschen, der das grosse Heimweh kennt, das Heimweh nach mehr als nur nach Glück. «Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit» (Nietzsche). Zu euch Begnadeten, denen Gott das grosse Heimweh ins Herz gegeben hat, redet die Botschaft des Römerbriefes, die uns nicht nur Antwort gibt auf die kleine Frage nach dem Glück, sondern auf die grosse Frage nach der Rettung der Juden und der Heiden, nach deinem Heil und nach dem Heil der Welt.

Und nun wird uns hier etwas drastisch, aber man kann ja da nicht deutlich genug werden, gezeigt, wie man gerettet wird; das heisst, der Apostel zeigt es uns gleichsam im Negativ, indem er die Hindernisse aufzeigt, die der Rettung der Menschheit entgegenstehen. Das Volk Israel dient ihm dabei als Beispiel, sitzt ihm sozusagen Modell. An Israel soll alle Welt erkennen, wie man es eben gerade nicht anstellen soll, um selig zu werden. So wie dem Autofahrer etwa vor besonders gefährlichen Kurven am Wegrand als warnendes Beispiel ein völlig demolierter Wagen schaugestellt wird, so werden uns hier die Juden schaugestellt. Um das zu verstehen, müssen wir vom vorigen Kapitel noch den Schluss (Vers 30-33) mit in die Betrachtung einbeziehen. Die Juden wollen nämlich gerettet werden durch ihre eigenen Werke, durch ihre eigene Gerechtigkeit: «Israel hat dem Gesetz der

Gerechtigkeit nachgetrachtet, und hat das Gesetz der Gerechtigkeit nicht erreicht. Warum das? Darum, dass sie es nicht aus dem Glauben, sondern aus den Werken des Gesetzes suchen» (9,31.32). Israel hat sich an Christus gestossen; der Stein, der ihm als solides Fundament hätte dienen sollen, ist ihm zum Prellstein geworden, an dem es verunglückte. Man kann an Christus verunglücken! Dass Israel an Christus verunglückt, ist um so sonderbarer, als gleichzeitig andere, «die Heiden, welche ja gar nicht nach der Gerechtigkeit getrachtet haben, dieselbe erlangten» (9,30). Leute, die nicht nach der Gerechtigkeit trachten, erlangen sie, andere, die nach ihr trachten, erlangen sie nicht! - Und das ist höchst sonderbar; aber es entspricht den Tatsachen: Unzählige Heiden haben Christus gefunden und sind gerettet worden, Israel aber hat Christus, seinen Retter, abgelehnt. Paulus gedenkt aber nicht, sich mit diesem grossen Unglück abzufinden. Es ist sein Herzenswunsch, es ist mehr als nur Wunsch, es ist Gebet und inniges Flehen für Israel, dass es auch gerettet werde (10,1). Solange man für einen Menschen oder eine Sache betet, hat man Hoffnung für sie; der Apostel Paulus hat Hoffnung für die Juden.

Was eigentlich steht der Rettung der Juden im Weg? Die Antwort, die uns Paulus auf diese Frage gibt, ist eine Überraschung. Es ist nämlich nichts Schlechtes, es ist im Gegenteil etwas Gutes, das die Juden daran hindert, das Heil zu ergreifen. Wer darum erwartet, dass Paulus den Juden Vorhaltungen moralischer Art zu machen hat, täuscht sich. Er wirft ihnen nicht nur nichts Unmoralisches vor, im Gegenteil, er stellt ihnen das sehr gute Zeugnis aus, dass «sie eifern um Gott» (2). Sie sind ein frommes Volk, nehmen es ernst mit der Religion; darin könnten die Völker der Erde an ihnen sich ein Beispiel nehmen. Der Wille Gottes ist ihnen heilig. Was sich's ein rechter Jude kosten lässt, Gottes Gesetz zu erfüllen, das ist zum mindesten Achtung gebietend. Aber wie es mit dem Eifer zu sein pflegt - Eifer macht blind, «sie

eifern mit Unverstand», fügt der Apostel hinzu. So vorbildlich ihr Eifer ist, um Gottes Gebot zu halten, in einem Punkte sind sie Gott ungehorsam, tief und geheimnisvoll ungehorsam: Nachdem ihnen Gott das Gesetz gegeben hat, und «das Gesetz ist heilig, recht und gut», hat es Gott gefallen, ihnen nun in Christus mehr anzubieten als das Gesetz, den Erlöser. Und nun merken sie in ihrem Eifer nicht, wollen es nicht merken, wie ja das ganze Gesetz auf Christus hinweist, auf Christus zueilt, förmlich auf Christus hindrängt, zustürzt. Christus ist des Gesetzes Erfüllung, und so und darum ist «Christus des Gesetzes Ende» (4). Vor lauter eifrigem Festhalten am guten Gottesgebot weigern sie sich, das bessere Christusangebot Gottes anzunehmen. Sie wollen es einfach nicht wahrhaben, dass die Sendung Christi ja die «Spitzenleistung» der Liebe Gottes ist, die alle früheren und bisherigen Gottesgaben hoch überhöht. Sie wollen es Gott gleichsam nicht erlauben, dass er ihnen, nachdem er ihnen «Moses und die Propheten» geschenkt hat, nun in Christus den Erlöser schenken will. Gerade da, wo es Gott am besten mit ihnen meint, verweigern sie die Annahme und sagen nein. Sie wollen «der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, nicht untertan sein» (3). Die Juden scheuen den neuen Wein, er ist ihnen offenbar zu stark; sie lieben den alten mehr und halten sich darum an die alten Schläuche. Die Juden haben Perlen gefunden, Gottesperlen, das Gesetz und die Propheten; aber nun, da ihnen Gott die eine Perle schenken will, ziehen sie die Hand zurück. Geht es nur den Juden so? Dass wir an Gaben, die Gott uns vor 20 oder 500 Jahren geschenkt hat, eifrig und treu festhalten und darüber neue Gaben, die er uns heute schenken will, nicht annehmen, ist das nicht die Not der Kirche zu allen Zeiten? Das Verkrampfsein in die Tradition und das Verschlossensein für Gottes gegenwärtige Wundertaten, erhebende Reformationsfeiern und Angst vor jedem geringsten reformatorischen Geschehen - ist das nicht unsere Not? Es ist Ungehorsam, nicht Ungehorsam

moralischer, sondern geistiger Art, und darum umso unheimlicher - es ist der Ungehorsam des Ungehorsams, vor Gottes Gaben die Hände zu verschliessen. Man ist hier versucht, von einer Dämonie des Ungehorsams zu reden. Es geht hier aber nicht etwa nur darum, dass Israel aus einer konservativen Einstellung heraus am bewährten Alten festhalten möchte. Konservativsein ist kein Schimpf, sofern es sich um Gutes handelt, das konserviert werden soll. Vergangenen gegenüber pietätvoll sein ist ein edler Zug. Aber es geht hier nicht nur darum. Hinter der Pietät der Juden steckt noch eine andere Sünde, die der Apostel hier aufdeckt. Hinter dem zähen Festhalten an der eigenen Gerechtigkeit steht das Geheimnis des Eigenen, die Dämonie des Ich, das sich selber zum Mittelpunkt setzt und so Mittelpunkt der Welt sein will. Es ist das eine Beobachtung, die man etwa an religiösen, nationalen oder kulturellen Sekten machen kann, die den Anspruch erheben, dass alle Welt werden müsse wie sie, um gerettet zu werden. Am jüdischen Wesen soll die Welt genesen. So sind die Juden dran. Und nun wittern sie von Christus her Gefahr für ihre Mittelpunktstellung, und da sind sie ängstlich und empfindlich. Es heisst hier: «Sie trachten darnach, ihre eigene Gerechtigkeit aufzurichten» - «aufzutürmen» könnte man geradezu übersetzen. So wie einst die Gottlosen in Babel ihren Turm aufrichteten, dessen Spitze bis zum Himmel reichen sollte, so wollen die Frommen Israels nun auch ihrerseits einen Turm aufrichten, das ist die eigentliche Sünde Israels. Darum wird ihnen Christus zum Prellstein, und darum verunglücken sie am Erlöser der Welt. Wohl sagt Mose, fährt Paulus dann fort: «Welcher Mensch das Gesetz tut, der wird dadurch leben» (5). Aber was heisst das - «leben»? Und was heisst das - «das Gesetz tun»? Wer tut das Gesetz? wer erfüllt es? Und wer lebt wirklich? Wer lebt durchs Grab hindurch und über den Gräbern? Wer durch das blosses Gesetz, ohne Christus, oder sogar im Gegensatz zu Christus, gerettet werden möchte, der kommt Paulus vor

wie einer, der «hinauf gen Himmel fahren» oder «hinab in die Tiefe fahren» wollte. Das nämlich müssten wir, wenn wir ohne Christus wollten gerettet werden, wir müssten tun, was Christus tat, müssten in die Hölle fahren und sie ausräumen, in den Himmel fahren und ihn erschliessen. Wer aus eigener Gerechtigkeit versucht, selig zu werden, der unternimmt es, an die Stelle der Höllenfahrt und der Himmelfahrt Christi eine eigene Höllenfahrt und Himmelfahrt zu setzen (6.7). Überlege sich's einer zweimal, bevor er zu solch einem Unterfangen startet!

Warum aber lässt Paulus die Juden nicht einfach in Ruhe? Wenn sie doch fromm sind und «es ernst nehmen», genügt denn das nicht? Wenn sie doch Christus nicht wollen, warum lässt er sie nicht «nach ihrer Fassung selig werden»? Man möchte dem Apostel zurufen: Sei doch grosszügig! Es ist aber weder grosszügig noch hochherzig, so zu denken, sondern vielmehr unverantwortlich und grausam. Ich erinnere mich, dass mich einst in den Bergen einer, und ich hatte Grund, anzunehmen, dass er es absichtlich tat, einen falschen Weg gehen liess, der sicher in eine Sackgasse führte. Es ist nicht grosszügig, es ist grausam, einen müden Menschen einen falschen Weg ziehen zu lassen. Es wäre von Paulus unverantwortlich, die «Mühseligen und Beladenen» Israels einen Weg gehen zu lassen, der nicht zum Ziele führte. Es bleibt dabei und das Ärgernis wird uns hier nicht erspart, dass der Weg der Rettung nun einmal schmal ist und die Pforte eng, dass es eben nicht viele Fassonen gibt, selig zu werden, sondern nur eine, und diese eine ist überhaupt nicht menschlich, sondern göttlich: Christus ist das Heil, und zwar unterschiedslos für alle, für Juden und für Heiden, das Heil der Welt (12). Wer in seinem Herzen an Christus glaubt und mit seinen Lippen Christus bekennt, Christus allein die Erlöserehre gibt, der wird selig (8-10). So steht es in der Schrift, Jesaja sagt es so: «Wer an ihn glaubt, wird nicht zu Schanden werden» (11). Und Joel bestätigt es: «Wer den

Namen des Herrn anruft, soll selig werden» (11). So ärgerlich es ist, seine Armut und sein Unvermögen einzugestehen, wo es um die Rettung des Einzelnen und der Welt geht - billiger ist es offenbar nicht zu machen, wir sind da alle arm, Juden und Heiden -, da ist er allein «reich über alle, die ihn anrufen» (11-13).

Wenn aber der Christusglaube allein uns rettet, dann fängt nachgerade die Frage an dringlich zu werden: Wie kommt es zu diesem Glauben? Darauf gibt der Apostel die berühmte Antwort: «Der Glaube kommt aus der Predigt, das Predigen aber durchs Wort Gottes» (17). «Das Predigen durchs Wort Gottes», das heisst, nicht aus aller und jeder Predigt kommt Glaube, sondern nur aus derjenigen Predigt, bei der es Gott gefällt, seinen Geist wirken zu lassen, so dass sie nicht nur aus Menschenmunde geschieht, sondern wirklich und wahrhaftig aus Gottes Mund und Auftrag; hinter der vollmächtigen Predigt steht Dringlichkeit vom Himmel her, sie ist Auftrag und Sendung; der Apostel erwähnt Beispiele von gesendeter Predigt; jene Boten, die den Gefangenen in Babylon den Frieden verkündet haben, sie waren wirkliche Prediger. «Wie lieblich sind die Füsse derer, die Frieden verkündigen, die das Gute verkündigen!» (15). Das ist Predigt, die Glauben wirkt. Gesetzt aber der Fall, eine Predigt sei in diesem Sinne Gottes Wort - wirkt jede vollmächtige Predigt Glauben? Immer und bei jedermann? Darauf antwortet der Apostel wiederum mit einem Zitat aus Jesaja: «Aber sie sind dem Evangelium nicht alle gehorsam; denn Jesaja spricht: Herr, wer glaubt unserer Predigt?» (16). So führt zwar jede Predigt aus Gottes Mund zu einer Entscheidung des Glaubens, aber diese Entscheidung kann auch negativ ausfallen, es kann durch eine Predigt zum Glauben kommen, es kann eine Predigt aber auch zum Unglauben und zur Verstockung führen. Woran aber merkt man, ob eine Predigt Glauben wirkt oder Ungehorsam und Widerspruch? Dafür gibt es nach Angabe des Apostels ein untrügliches Kennzeichen: Wer durch die

Predigt zum Glauben gekommen ist, dem geht der Mund auf, der fängt an zu bitten und zu danken, zu loben und zu singen; dem zum Glauben Erwachten geht vor allem auch der Mund auf zum Bekennen! Der Gläubige wird ansteckend. Wo aus Gottes Mund gepredigt wird, da geht es epidemieartig durchs Dorf, durch die Stadt, sei es in Gestalt des Zuspruchs oder des Widerspruchs (14-17). Wo immer Predigt aus Gottes Munde geschieht, da kommt es zur Gemeindewerdung, und die Gemeinde hört, betet, dankt und bekennt. Das ist es, was Paulus als untrügliches Zeichen dafür angibt, dass nicht umsonst gepredigt worden ist.

Wenn aber zu einem Volk diese vollmächtige Predigt gekommen ist, wenn ein Volk auf Erden Gelegenheit gehabt hat, Gottes Wort zu hören und dadurch zum Christusglauben zu gelangen, dann ist es Israel - und Israel hat sich negativ entschieden, gerade Israel hat sich verschlossen! Hier möchte man verzweifeln. Wenn solches am grünen Holz geschieht, was soll dann aus uns dürrem und halbdürrem Holze werden? Wird dann überhaupt noch ein Mensch zum Glauben kommen? Aber der Apostel zieht aus Israels Nein gottlob einen anderen Schluss: Wenn Israel nicht glaubt, geglaubt wird doch und nun erst recht(!). aber von anderen. Gottes Wort bleibt nicht stehen und lässt sich nicht aufhalten, bis dass es einst auch Israel gefällt, sich ihm zu öffnen, es eilt an Israel vorbei «in alle Lande» nach Rom und weiter, bis zu den «Säulen des Herkules» (Gibraltar) (18). So wie es während des letzten Krieges vorkam, dass man einen Bunker oder eine Igelstellung nicht nahm, sich nicht durch sie aufhalten liess, sondern sie umfuhr und weiterstürmte, so stürmt nun Gottes Wort um die Igelstellung Israel herum weiter. Schon Mose hat in seinem letzten Lied, als er ins Gelobte Land hinüberschauen und prophetisch den ferneren Verlauf der Geschichte Israels sehen durfte, von einem Volk gewissagt, das nicht ein Volk ist, und, zum Ärger und Verdruss Israels, doch zum Glauben kommt (19). Und Jesaja (Paulus

zitiert in diesen Kapiteln auffällig viel) sieht es noch deutlicher, wenn er von jenen spricht, denen Gott sich offenbaren wird, ohne dass sie nach ihm fragten, von denen Gott sich finden lässt, ohne dass sie ihn suchten (20). Wir können jedenfalls sicher sein, dass Gottes Wort auch heute nicht dran denkt, stillzustehen. Wenn wir in den alten, einst christlich gewesenen Stammländern es weiterhin ablehnen (es sind von den 2 Milliarden 400 Millionen Menschen erst etwas über 700 Millionen Getaufte auf Erden), Gottes Wort kann von uns weg und an uns vorbei anderswo Glauben wirken. So hat Gottes Wort noch viel zu tun, es wird sich kaum lange an unseren Bunkern und Igelstellungen aufhalten lassen. Es ist jetzt Gerichtszeit, die Stunde drängt; wer sich durch Gottes Wort nicht erschüttern und erobern lässt, um den fährt es herum und eilt in alle Lande.

Zuletzt allerdings steht in diesem Kapitel das strahlende Wort, das uns noch einmal anruft, aus unseren Bunkern und Igelstellungen herausruft - das Wort von den ausgestreckten Händen. Der Vater im Himmel «streckt den ganzen Tag seine Hände aus». Wir denken an den am Kreuz, der seine Hände ausstreckt nach allen Völkern und auch Israel einschliesst; man denkt an die ausgestreckten Hände des Vaters im Gleichnis, der dem verlorenen Sohn, den in der Fremde das grosse Heimweh befällt und der umkehrt - die Hände zum Willkomm entgegenstreckt; wir denken aber vor allem an die Hände, die der Vater auch dem daheim gebliebenen Sohn, der nie etwas vom grossen Heimweh wusste, entgegenstreckt! Wer unter uns das grosse Heimweh kennt, wem es geschenkt ist, das Heimweh nach der eigenen Seligkeit, nach der Rettung der Heiden und der Juden, der hat heute etwas von den ausgestreckten Händen schauen dürfen: «Zu Israel aber spricht er: Den ganzen Tag habe ich meine Hände ausgestreckt zu dem Volk, das sich nicht sagen lässt und widerspricht» (21).

Das Mysterium der Barmherzigkeit

¹ So sage ich nun: Hat denn Gott sein Volk verstossen? Das sei ferne! Denn ich bin auch ein Israeliter von dem Samen Abrahams, aus dem Geschlecht Benjamin. ² Gott hat sein Volk nicht verstossen, welches er zuvor ersehen hat. Oder wisset ihr nicht, was die Schrift sagt von Elia, wie er tritt vor Gott wider Israel und spricht: ³ «Herr, sie haben deine Propheten getötet und haben deine Altäre zerbrochen; und ich bin allein übrig geblieben, und sie stehen mir nach meinem Leben?» ⁴ Aber was sagt ihm die göttliche Antwort? «Ich habe mir lassen übrig bleiben siebentausend Mann, die nicht haben ihre Knie gebeugt vor dem Baal.» ⁵ Also geht es auch jetzt zu dieser Zeit mit diesen, die übrig geblieben sind nach der Wahl der Gnade. ⁶ Ist's aber aus Gnaden, so ist's nicht aus Verdienst der Werke; sonst würde Gnade nicht Gnade sein. Ist's aber aus Verdienst der Werke, so ist die Gnade nichts; sonst wäre Verdienst nicht Verdienst. ⁷ Wie denn nun? Was Israel sucht, das erlangte es nicht; die Auserwählten aber erlangten es. Die andern sind verstockt, ⁸ wie geschrieben steht: «Gott hat ihnen gegeben einen Geist des Schlags, Augen, dass sie nicht sehen, und Ohren, dass sie nicht hören, bis auf den heutigen Tag.» ⁹ Und David spricht: «Lass ihren Tisch zu einem Strick werden und zu einer Berückung und zum Ärgernis und ihnen zur Vergeltung. ¹⁰ Verblende ihre Augen, dass sie nicht sehen, und beuge ihren Rücken allezeit.»

¹¹ So sage ich nun: Sind sie darum angelaufen, dass sie fallen sollten? Das sei ferne! Sondern aus ihrem Fall ist den Heiden das Heil widerfahren, auf dass sie denen naheifern sollten. ¹² Denn so ihr Fall der Welt Reichtum ist, und ihr Schade ist der Heiden Reichtum, wie viel mehr, wenn ihre Zahl voll würde? ¹³ Mit euch Heiden rede ich; denn dieweil ich der Heiden Apostel bin, will ich mein Amt preisen, ¹⁴ ob ich möchte die, so mein Fleisch sind, zu eifern

reizen und ihrer etliche selig machen. ¹⁵ Denn so ihre Verwerfung der Welt Versöhnung ist, was wird ihre Annahme anders sein als Leben von den Toten? ¹⁶ Ist der Anbruch heilig, so ist auch der Teig heilig; und so die Wurzel heilig ist, so sind auch die Zweige heilig. ¹⁷ Ob aber nun etliche von den Zweigen ausgebrochen sind und du, da du ein wilder Ölbaum warst, bist unter sie gepfropft und teilhaftig geworden der Wurzel und des Safts im Ölbaum, ¹⁸ so rühme dich nicht wider die Zweige. Rühmst du dich aber wider sie, so sollst du wissen, dass du die Wurzel nicht trägst, sondern die Wurzel trägt dich. ¹⁹ So sprichst du: Die Zweige sind ausgebrochen, dass ich hineingepfropft würde. ²⁰ Ist wohl geredet! Sie sind ausgebrochen um ihres Unglaubens willen; du stehest aber durch den Glauben. Sei nicht stolz, sondern fürchte dich. ²¹ Hat Gott die natürlichen Zweige nicht verschont, dass er vielleicht dich auch nicht verschone. ²² Darum schau die Güte und den Ernst Gottes: den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, sofern du an der Güte bleibst; sonst wirst du auch abgehauen werden. ²³ Und jene, so sie nicht bleiben in dem Unglauben, werden eingepfropft werden; Gott kann sie wohl wieder einpfropfen. ²⁴ Denn so du aus dem Ölbaum, der von Natur wild war, bist abgehauen und wider die Natur in den guten Ölbaum eingepfropft, wie viel mehr werden die natürlichen eingepfropft in ihren eigenen Ölbaum.

²⁵ Ich will euch nicht verhalten, liebe Brüder, dieses Geheimnis (auf dass ihr nicht stolz seid): Blindheit ist Israel zum Teil widerfahren, so lange, bis die Fülle der Heiden eingegangen sei ²⁶ und also das ganze Israel selig werde, wie geschrieben steht: «Es wird kommen aus Zion, der da erlöse und abwende das gottlose Wesen von Jakob. ²⁷ Und dies ist mein Testament mit ihnen, wenn ich ihre Sünden werde wegnehmen.» ²⁸ Nach dem Evangelium sind sie zwar Feinde um euretwillen; aber nach der Wahl sind sie

Geliebte um der Väter willen. ²⁹ Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen. ³⁰ Denn gleicher Weise wie auch ihr weiland nicht habt geglaubt an Gott, nun aber Barmherzigkeit überkommen habt durch ihren Unglauben, ³¹ also haben auch jene jetzt nicht wollen glauben an die Barmherzigkeit, die euch widerfahren ist, auf dass sie auch Barmherzigkeit überkommen. ³² Denn Gott hat alle beschlossen unter den Unglauben, auf dass er sich aller erbarme. ³³ O Welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! ³⁴ Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen? ³⁵ Oder wer hat ihm etwas zuvor gegeben, dass ihm werde wieder vergolten? ³⁶ Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! Amen. Römer 11

«O Welch eine Tiefe!» O Welch ein Abgrund! Wie hilflos kommt man sich solcher Herrlichkeit gegenüber vor! Was hat da unsereiner zu sagen, wenn es den Apostel so übernimmt, dass er kaum Worte findet! Und wie sollen wir da hören und verstehen, wenn es ein Paulus kaum zu fassen vermag! Heiliger Geist, der du «die Tiefen der Gottheit erforschest», rühre du selber unsere Seelen an und bezeuge unserem Geist, was nur du bezeugen kannst, leite uns in alle Wahrheit, schenk du uns jetzt den Mund zum Reden und gib du uns heute ein Ohr, das hört!

«O Welch eine Tiefe des Reichtums», sagt der Apostel; das ist somit nicht eine Tiefe, die im Nichts und in der Leere endet, wie das sonst bei allen Tiefen der Fall ist, nicht zuletzt auch bei der Tiefe unserer eigenen Seele. Es handelt sich hier nicht um den Abgrund, der ins Finstere ausmündet, wie das sonst bei den Abgründen zu sein pflegt; dieser Abgrund hier ist zuletzt hell; er führt nicht in die Hölle, er ist ein Lichtschacht in den Himmel hinein und vom Himmel her; es ist ein Abgrund Gottes, seiner väterlichen Weisheit und seiner

liebenden Erkenntnis, es ist der «Abgrund der Barmherzigkeit». Und dieses Gottes Gerichtsentscheidungen und Gnadenmassnahmen sind «unbegreiflich und unerforschlich». In seiner Gnade und in seinem Gericht hat Gott weder einen Ratgeber neben sich noch einen Richter über sich (Barth). Da wo Gott barmherzig ist, steht er allein, da kann kein Mensch ihm etwas geben oder nehmen, da ist er sich selber der Anfang, die Mitte und das Ende: „O welche Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, und wer ist sein Ratgeber gewesen? Oder wer hat ihm zuvor etwas gegeben, dass er ihm wieder vergölte? Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge.» In seinem Erbarmen und in seinem Gericht ist Gott Gott, und wir sind Menschen. «Gott ist im Himmel, und wir sind auf der Erde.» Was kann man da anderes als eben anbeten? «Ich bete an die Macht der Liebe.» «Sein ist die Ehre in Ewigkeit! Amen» (33-36).

Und nun versuchen wir trotzdem einiges herauszukriegen - wir tun es im Vertrauen auf die Durchhilfe des Heiligen Geistes. Der Apostel zeigt uns das Geheimnis des göttlichen Erbarmens auch in diesem Kapitel (wie vorher in Kap. 9 und 10) am Beispiel der Juden. «So sage ich nun: Hat denn Gott sein Volk verstossen? Das sei ferne!» (1). Es ist nicht unnötig, dass wir Heutige das hören und zur Kenntnis nehmen, dass Gott die Juden nicht verstossen hat. Dafür, dass Israel weit davon entfernt ist, verstossen zu sein, hat der Apostel einen Beweis, und dieser Beweis ist zunächst - er selber. «Denn ich bin auch ein Israeliter», stellt er fest, «von dem Samen Abrahams, aus dem Geschlecht Benjamin» (1). Jener berühmte Eiferer, König Saul, der ja auch Benjaminit war, ist der direkte Vorfahr des Apostels, und Saulus hatte von Saul wahrhaftig nicht nur den Namen geerbt, sondern auch den finsternen Eifer (W. Vischer). So wie einst Saul den

«Mann nach dem Herzen Gottes», David, verfolgt hat, so hat noch vor kurzem Saulus den Mann aus dem Hause Davids, den Messias, und dessen Gemeinde verfolgt. Wild und blind hat er gegen Gottes Erbarmen ausgeschlagen. Und was geschah? Gott hat ihn nicht nur gerettet, sondern ihn, den Juden, den Eiferer im Gesetz, ihn, den Erzjuden, zum Apostel der Heiden und zum Botschafter der Christusgnade umgewandelt. Wenn es je auf Gottes Erdboden - das will Paulus hier sagen - einen hoffnungslosen Fall gegeben hat, dann ist er es gewesen. Es gibt bestimmt auch unter uns heute Morgen welche, die unter dem Eindruck stehen, ein hoffnungsloser Fall zu sein, oder die in ihrer Verwandtschaft und Bekanntschaft solch «hoffnungslose Fälle» kennen. Ihr sollt wissen, der hoffnungsloseste aller Fälle ist Saulus gewesen. Wie gar unerforschlich sind die Wege Gottes, der aus Saulus einen Paulus macht! Wenn Gott den Saulus herausgerettet hat - wen in aller Welt vermag er dann nicht zu retten?

Freilich, Paulus ist ein Einzelner, ist noch lange nicht ganz Israel; und eine Schwalbe macht noch nicht den Sommer. Aber beachten wir wohl! Im Reiche Gottes geschieht es immer wieder, dass fast unmerklich kleine Zeichen auf viel Grösseres und Grösstes hinweisen; ja in Gottes geheimnisvollem Walten ist schon oft der Einzelne ein Teil des Ganzen gewesen. Wie war das denn zu Elias Zeiten, in den Tagen des Ahab, der Isebel und der Baalspaffen? Damals sah es im Volke Gottes so aus, dass selbst der Mann mit erleuchteten Prophetenaugen, Elia, nichts mehr zu sehen vermochte, vom Volk des Eigentums war rein radikal alles dahin. Ganz Israel war damals ein hoffnungsloser Fall. Elia stand unter dem Eindruck, er sei tatsächlich einzig übrig geblieben, der noch nicht der Naturreligion verfallen war. Und er entschloss sich zur Auswanderung aus dem Gelobten Land; er ging den Weg der Rettung und Befreiung, den Israel einst geführt worden war, gleichsam wieder zurück, wanderte durch die Wüste, um den Weg des Heils sozusagen

zurückzubuchstabieren und zu annullieren. Und da, am Berg Sinai, begegnet ihm Gott und stellt ihn. Wenn wir zu denen gehören, die schreien müssen: «Es ist aus», die den Weg in die Wüste zurück angetreten haben, wohl uns, wenn uns dann Gott stellt und sagt: Es ist nicht aus. Du bist nicht allein übrig geblieben. Auch wenn dein Auge keinen einzigen zu sehen vermag, wenn du dich selber nicht mehr siehst, so sind ausser dir noch deren Siebentausend, welche ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal (2-4). Im Reiche Gottes darf man darum aufwerten. Wo wir wenig sehen, dürfen wir gläubig auf vieles schliessen. «Also», fährt Paulus fort, «geht es auch jetzt zu dieser Zeit mit diesen, die übrig geblieben sind nach der Wahl der Gnade» (5). Der Zustand der Synagoge ist menschlich gesprochen ein hoffnungsloser Fall. Schauerliches Gericht liegt über Israel. Gott hat es verstockt. Es steht im Urtext hier ein Wort, das verwandt ist mit der Bezeichnung für Tuffstein. Gott hat sein Volk wie versteinert, hat «einen Geist des Schlafs» auf Israel gelegt, sie haben Augen und sehen nicht, Ohren und hören nicht. Ihr Tisch, der ihnen von Gott so reichlich gedeckt war, ist ihnen zur Fallgrube, zum Netz, zum Strick geworden (6-10).

Und doch haben wir auch hier nicht das Recht, keine Hoffnung zu haben. Auch wenn Gott schlägt, ist er Gott; auch wenn er straft, ist er der Vater. Durch die schauerlichen Gerichte Gottes hindurch sieht Paulus den oft nur noch dem Glauben vernehmbaren, silbernen Faden der grossen Barmherzigkeit. «So sage ich nun: Sind sie darum angelaufen (9,32), dass sie fallen sollten? Das sei ferne! Sondern aus ihrem Fall ist den Heiden Heil widerfahren» (11). Die Juden haben ihren Herrn gekreuzigt. Was haben sie damit erreicht? Sie haben das Samenkorn in die Erde verscharrt, aber Gottes Samenkorn hat Frucht gebracht, unabsehbar reiche Frucht. Saulus, der Jude, hat die junge Christusgemeinde geschlagen. Mit welchem Erfolg? Dadurch hat er die Christen Jerusalems versprengt, und die Flüchtlinge sind weit über die

Grenzen des Heiligen Landes hinaus Missionare geworden. Ja als Paulus, nun selber Heidenmissionar, durch die Synagoge vom ersten Tag an blutig gepeinigt, verfolgt und, als wäre er ein Wolf oder eine Wildsau, gejagt wurde, was war das Ergebnis? Die Fluchtwege des Apostels wurden immer und immer wieder zu Wanderwegen, und die Ausbreitung des Christusnamens erfuhr eben dadurch eine Beschleunigung, die ans Phantastische grenzt. So ist Israels Fall zum Heil der Heiden geworden. «Wie gar unbegreiflich sind Gottes Gerichte!»

Damit aber, dass nun der Apostel zu den Heiden geht, ihnen den Tisch zu decken, hofft er, dass er etliche aus Israel zur Eifersucht reizen kann, so dass wenigstens Einzelne von ihnen können gewonnen werden. Und wenn auf diesem Umweg vorläufig auch wenige vereinzelt Juden sind, die er durch seine Heidenmission dem Verstockungsgericht zu entreissen vermag, dann will er sein Amt preisen, ist er dann doch nicht nur Missionar der Heiden, sondern indirekt immer auch schon ein wenig der Juden. Freilich, dass es nur so wenig Juden sind, die jetzt schon zu Christus kommen, ist und bleibt dem Apostel ein persönlicher Schmerz. Alle noch so erfreulichen Fortschritte in der Missionierung der Heiden sollen und dürfen ihn nicht dazu verleiten, den verstockten Bruder aus Israel darüber zu vergessen. Und so sollen auch wir Christen Israel nicht vergessen. Der Jude steht sozusagen immer neben uns. Sooft wir zum Gottesdienst zusammenkommen, zu einer Taufe uns anschicken, sooft wir zum Tisch des Herrn treten - immer steht unter uns gleichsam der leere Stuhl, der Stuhl des abwesenden Bruders aus Israel. Und dass der Stuhl leer ist, soll uns ein Schmerz sein. Die Freude im Hause des Vaters über die Rückkehr des verlorenen Sohnes bleibt gedämpft, solange der ältere Bruder draussen verharret. So liegt auf allen unseren christlichen Gottesdiensten jetzt noch ein Dämpfer. Dass die Freude unserer Gottesdienste nicht entfernt an den Jubel vieler

Psalmen heranreicht, hat diesen berechtigten Sinn. Paulus aber lässt die Wehmut über Israels Fehlen nicht ungebührlich überhand nehmen. Die heilige Hoffnung in ihm malt sich aus, wie das einst sein wird, wenn Israel nicht nur tröpfchenweise, sondern wenn dann ganz Israel wie ein reissender Strom sich zu Christus bekehren wird. Wenn schon Israels Fall, so argumentiert er, wenn schon Israels Verstockung unter der Völkerwelt einen solchen Segen stiftete, wie wird das erst sein, wenn ganz Israel annimmt? Das wird dann einen Ruck geben im Reiche Gottes, einen Durchbruch des Heils in einem Ausmass, wie wenn dann einst die Toten aufstehen (12-16).

Das Verstockungsgericht über Israel und die so überaus wunderbaren und heilsamen Folgen dieses Gerichts für die Heidenvölker stellt nun der Apostel dar in einem Bild aus der Baumpflege, am Gleichnis vom Ölbaum (16-24). Gott hat sich Israel wie einen edlen Ölbaum ausgesucht, gepflanzt und gepflegt. Aber Israel hat nicht gewollt. Nun hätte Gott den unfruchtbaren Ölbaum, wenn es nach Menschenrechnung ginge, ausreissen müssen. Aber Gottes Gerichte sind gnädig. Gott hat den Ölbaum nicht mit der Wurzel ausgerottet, sondern hat ihm bloss die Zweige herausgeschnitten, die edle Wurzel und der edle Strunk aber sind geblieben. Drauf ist Gott hingegangen und hat von wilden Ölbäumen, um in der Sprache des Baumwärters zu reden, von «Wildlingen» Zweige geholt und diese am freigewordenen Platz auf dem edlen Strunk eingepfropft, was ja kein Gärtner und kein Baumpfleger zustande brächte, Gott aber kann es, wider alle Natur. Im Reiche der Natur ist es nur möglich, edle «Greifen» auf wilde «Unterlagen» zu pflanzen; Gott aber vermag, was bei den Menschen unmöglich ist, den Spross des wilden Ölbaums auf den edlen Strunk zu verpflanzen, damit er edle Frucht, Reichsgottesfrucht, trage.

Aber nun warnt Paulus uns, die wir anstelle Israels eingepfropft worden sind, vor Hochmut und Überheblichkeit. Wir

haben wahrlich keinen Grund, auf die abgeschnittenen und beiseite gelegten Judenzweige hinunterzuschauen, hochmütig, wenn nicht gar schadenfroh. Wir haben unsere Einpfropfung ja nicht verdient, waren wir selber zuvor doch nichts als Wildlinge; Gottes Erbarmen und grundlose Güte ist es, dass wir veredelt worden sind: «So rühme dich nicht wider die (Juden-) Zweige. Rühmst du dich aber wider sie, so wisse, dass du die Wurzel nicht trägst, sondern die Wurzel trägt dich» (18). Wohl sind die Judenzweige ausgebrochen und hinweggelegt - weshalb? Weil die Juden nicht glaubten. Du aber bist nicht aus irgendwelchem Verdienst, sondern allein dank des Glaubens eingepfropft worden. «Darum sei nicht stolz, sondern fürchte dich» (19). Wisse, dass es allein die Güte Gottes ist, der du deinen Christenstand verdankst. Gott könnte dich jeden Augenblick wieder vom Strunk herunterholen und auch beiseite tun, und umgekehrt wäre es ein leichtes und er hätte jederzeit die Freiheit dazu, die beiseite gelegten Judenzweige wieder zurückzuholen und wiederum einzupfropfen. «Darum schau die Güte und den Ernst Gottes, den Ernst an denen, die gefallen sind, die Güte aber an dir, sofern du an der Güte bleibst» (22). Eine unheimliche Warnung vor jeder Form von Antisemitismus. Wer als Christ den Juden um seines verstockten Unglaubens willen verachtet, begeht die Sünde wider Gottes Güte, und diese ist sehr nah an der Sünde wider den Heiligen Geist. Wer aus den Heiden Christ geworden ist, wer vom wilden Ölbaum hergeholt wurde, hat ganz besonderen Grund, einzustimmen in den anbetenden Lobpreis der grossen Barmherzigkeit: „O welch eine Tiefe des Reichtums - wie gar unbegreiflich sind Gottes Gerichte und unerforschlich seine Wege!»

Schliesslich spricht der Apostel aus, was ihn schon lange auf den Lippen brannte und was er uns längst gern mitgeteilt hätte, behutsam nennt er es ein Mysterium, ein Geheimnis. Er redet nun ausdrücklich als Prophet. Christus hat ihm eine Sonderoffenbarung über die Juden anvertraut. Diese lautet:

«Blindheit ist Israel zum Teil widerfahren» (25). Aus dem Zusammenhang geht deutlich hervor, dass dieses «zum Teil» zeitlich zu verstehen ist, also nicht für immer, nur für eine beschränkte Zeit. Die Judenzweige sind wohl beiseite gelegt, nicht aber für immer und ganz weggeworfen. Sie werden tatsächlich wieder zurückgeholt werden. Der Tag wird kommen, das hat Christus im Sinn, da «das ganze Israel selig werde», das heisst, Israel als ganzes Volk (26). Das wird dann geschehen, «wenn die Fülle der Heiden eingegangen ist» (25), dann, wenn aus den Völkern so viele, als es Gottes Wille ist, gerettet sind, wenn Gott sein Rettungswerk an den Heiden abgeschlossen hat; dannzumal werden die Juden noch einmal «drankommen», noch einmal in den besonderen Blickpunkt des göttlichen Heilswillens gerückt sein, noch eine Chance haben, eine letzte. Dann wird auch für sie «der Retter aus Zion» kommen (26) und sie hereinnehmen. Die Juden mögen jetzt in ihrer Verstockung noch Feinde Gottes sein, aber «um der Väter willen» (28), um der den Vätern einst gegebenen Verheissungen willen, sind und bleiben sie Gottes Lieblinge. «Denn Gottes Gaben und Berufung können ihn nicht gereuen» (29). Gottes Gabe ist unbereubar, und Gottes Ruf ist unwiderruflich. Wir haben es schon früher gehört, dass Gottes Treue grösser ist als Israels Unglaube (3,3), und «Gottes Wort ist nicht aus» (9,6). Israel bleibt, zusammen mit den Heiden, eingeschlossen in Gottes grosses Erbarmen. Die Menschheit, bestehend aus Juden und Heiden, ist nicht verloren. Das ist das Mysterium. Um dieses unaussprechlichen Geheimnisses willen ist der Brief an die Römer geschrieben worden.

Damit flutet eine derartige Fülle von Hoffnungslicht herein, dass man tatsächlich nur rufen kann: „O welche Tiefe des Reichtums!“ Am Feuer dieser umfassenden Hoffnung soll unser erkaltetes Hoffen erwärmen und neu erglühen. Wir sollen uns da neu daran erinnern lassen, dass wir als Christen uns darin von den «anderen» unterscheiden, dass

wir eine Hoffnung haben. Wir heutige Zeitungsleser sollen uns aus der Lektüre des Römerbriefs heraus darüber schämen lernen, dass gerade wir Christen oft so schrecklich gut Bescheid wissen in allem Negativen dieser Welt, dass wir uns so unheimlich gut auskennen in den Verlorenheiten und Hoffnungslosigkeiten; hier und jetzt aber ist uns eine Hoffnung angeboten und geboten, die alles, was die Welt zu träumen vermöchte, hoch übersteigt. So recht Gottfried Keller mit seinem Lied vom Völkerfrieden hat («Wer jene Hoffnung gab verloren / und bösllich sie verloren gab, / der wäre besser ungeboren, / denn lebend wohnt er schon im Grab»), Paulus lehrt uns in seinem Brief an die Römer mehr hoffen als nur Völkerfrieden, wir hoffen auf die Rettung der Völker und Israels, unsere Christenhoffnung geht auf die Rettung der Welt! Und das nicht unter Verschonung durch Gottes Gerichte, sondern durch alle, auch die schauerlichsten Gerichte hindurch. Der Apostel spricht es hier nicht wörtlich aus, aber dem Sinne nach steht das da; wenn es für die Fülle der Heiden und für Israel eine Hoffnung gibt, dann müssen nicht nur «denen, die Gott lieben» (8,28), sondern durch alle Gerichte hindurch auch denen, die Gott hassen, «alle Dinge zum Besten dienen». O welch eine Tiefe des Reichtums!

Dass es diese Rettung gibt, das ist freilich nicht das Ergebnis irgendeines, wenn auch noch so heiligen, Prinzips, und wäre es die Lehre von der «Wiederbringung aller Dinge». Der Sieg des grossen Erbarmens ist Gottes herrliche, tägliche Freiheit, täglich kann Gott zuwenden und entziehen, wer will es ihm wehren? Gott erbarmt sich seiner Welt somit nicht zwangsläufig und sowieso, sondern weil er sich ihrer erbarmen will. Dass Heiden, die nicht glaubten, zum Glauben kommen, dass der jetzt noch verstockte Jude einst glauben wird, was ist das anderes als persönliche, erwählende Gottesgnade? So leben wir alle von einem und demselben grossen Erbarmen; rühmen kann sich hier keiner. Der einzige Ruhm, der bleibt, ist Gottes. «Denn Gott hat alle (Juden

und Heiden) beschlossen unter den Unglauben, auf dass er sich aller erbarme» (30-32). Wer vermag die Länge und die Breite, die Höhe und die Tiefe dieses Verhaltens Gottes auszumessen! Hier bleibt uns tatsächlich nichts, als die Güte und den Ernst Gottes anzuschauen und in Gottesfurcht und Dankbarkeit mit einzustimmen in den Ruf der Anbetung: «O welch eine Tiefe des Reichtums, beides, der Weisheit und der Erkenntnis Gottes! Wie gar unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt, oder wer ist sein Ratgeber gewesen? Oder wer hat ihm etwas zuvor gegeben, dass ihm werde wieder vergolten? Denn von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit. Amen.»

Auftrag

Ermahnung zum «vernünftigen» Gottesdienst

¹ Ich ermahne euch nun, liebe Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, dass ihr eure Leiber begeben zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst. ² Und stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, auf dass ihr prüfen möget, welches da sei der gute, wohlgefällige und vollkommene Gotteswille. Römer 12,1-2

Da kommt einem wieder und noch einmal jene schmucke kleine Kirche in den Sinn, die letzthin im Berner Oberland erbaut und eingeweiht worden ist. In ihrem Inneren ist ein einziges Bibelwort zu sehen; an der Stirnseite der Kanzel ist der Spruch angebracht: «Seid Täter des Worts!» Man stellt sich jene Bergbevölkerung vor, die, vom Sechstageswerk krumm gearbeitet, am Sonntag ihr Gotteshaus aufsucht - und siehe, auch da noch soll sie - arbeiten! Muss es nicht wie ein Steinschlag wirken, dieses «Seid Täter!»? Da geht der Apostel barmherziger vor - Gott ist barmherzig. - Elf lange Kapitel hindurch hat uns Paulus in seinem Brief an die Römer unermüdlich zugerufen, was Gott für uns getan hat, und erst das zwölfte Kapitel beginnt nun mit den Worten: «Ich ermahne euch nun.» Aber auch jetzt noch, da der Apostel dazu übergeht, den Christen in Rom Direktiven für ihr Verhalten zu erteilen, redet er sie an als «liebe Brüder», erinnert sie an die «Barmherzigkeit Gottes» und beruft sich auf «die Gnade, die mir gegeben ist» (3). «Ich ermahne euch nun, liebe Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes» (1). Es fällt tatsächlich auf, dass Paulus hier, wo nun die eigentlichen Ermahnungen einsetzen, diesen besonders freundlichen Ton anschlägt. Das tut er bestimmt nicht nur aus der allgemeinen Erwägung heraus, dass man im grossen und ganzen mit Milde und Lindigkeit mehr erreicht als mit schwerem

Geschützt, sondern weil er hier in der Tat nun zu Brüdern redet, und zwar zu Glaubensbrüdern, zu Menschen, die Christen geworden sind, die gleich ihm selber tot waren, und siehe, nun dürfen sie als «Gerechte ihres Glaubens leben», sie waren verloren, und nun sind sie durch Christus gerettet. Und Paulus ist sich dessen wohl bewusst, dass die Ermahnungen, die er diesen seinen Mitgeretteten nun zurufen muss, menschlich schwer sind, so schwer, dass sie einen erdrücken, ja erschlagen könnten. Nicht umsonst beruft er sich gerade hier noch einmal so angelegentlich auf die Barmherzigkeit Gottes. Nicht ohne guten Grund sagt hier ein Ausleger, er sei froh, dass der Römerbrief nicht mit diesem zwölften Kapitel anfangen, sondern dass die elf Gnadenkapitel vorausgehen. Paulus selber ist sichtlich auch froh, dass er seine Mahnungen auf jene Christusbotschaft aufbauen darf, von der es heisst, sie sei «eine Gotteskraft, zu retten alle Glaubenden». Und auch wir sind dem Apostel herzlich dankbar für das Wörtlein «nun» - ich ermahne euch nun -, das uns an die Botschaft von der grossen Barmherzigkeit erinnert, die vorangegangen ist, ein Erbarmen, das gleichsam, wie wir sahen, durch sieben Böden hindurch dringt, bis in die Hölle hinunter wirkt und schliesslich die fernen Heiden und die verstockten Juden zu retten vermag.

Und wie lautet sie, diese Ermahnung, die da nun gleich am Eingang des zwölften Kapitels steht? Wir lesen da: «Ich ermahne euch nun durch die Barmherzigkeit Gottes, dass ihr eure Leiber begeben zum Opfer, das da lebendig, heilig und Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst» (1). Opfer sind es, die nun erwartet werden, Opfer! Es soll mich nicht wundern, wenn für die meisten von uns dieses Wort einen fremden Ton hat. Es riecht nach Schweiß und Blut, es hat heidnischen, zum mindesten alttestamentlichen Klang, und wir möchten einwenden: Opfer? Gibt es das im Neuen Testament noch? Freilich: In der Mitte des ganzen Neuen Testamentes steht ja gerade ein Opfer. Da wird

geblutet. Aber es ist das Opfer Gottes. Es ist der Leib Christi, der da dargebracht wird als Sühnopfer am Kreuz. Aber nun haben wir ja doch gerade im Brief an die Römer mit einer Eindeutigkeit ohnegleichen gehört, dass dieses Opfer vollbracht ist, dass wir es Gott sei Lob und Dank nicht mehr bringen müssen. Unser Heil ist hier erworben und erkaufte, das Heilsopfer ist unwiderruflich vollzogen. So ist es in der Tat zunächst befremdlich, dass ausgerechnet dieses Wort, und zwar als Forderung an uns Menschen, gerade in diesem Brief nun wieder auftaucht, als hätte es sich durch eine Hintertür wieder hereingedrängt.

Mit der Mahnung, unsere Leiber Gott zum Opfer darzubringen, stellt Paulus schlicht fest, dass der durch den Opfertod Christi Gerettete nun nicht mehr sich selber angehört, sondern Gott. Paulus nennt das, für uns heute etwas missverständlich, den «vernünftigen (wörtlich logischen) Gottesdienst». Er will damit sagen, es sei nichts als recht und billig, es sei nun selbstverständlich und folgerichtig, es sei die logische, aus dem erfahrenen Heil zu ziehende Folgerung, dass Christen ihre Leiber Gott zur Verfügung stellen. Früher hiess es schon, dass unsere «Glieder Werkzeuge der Gerechtigkeit» sein sollen (Kap. 6), nun sind, umfassender, unsere ganzen Leiber von Gott angefordert. Damit geht Gott aufs Ganze. So wie Luther in seinem bekannten Lied sagt: «Nehmen sie den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, lass fahren dahin», so ist hier mit dem Leib das Ganze gemeint, das wir Gott hingeben sollen, alles, was einer ist und hat. Nicht umsonst ist das Opfer, auf das hier Paulus anspielt, im alttestamentlichen Kult das Brandopfer, welches ganz, ohne Abstrich, mit Haut und Haaren, auf den Altar gelegt und verbrannt wurde. «Begebet eure Leiber Gott zum Opfer», damit sind wir jetzt zur ganzen Hingabe, zur Übergabe an Christus aufgefordert, so verlangt es die göttliche Logik, der «vernünftige Gottesdienst».

Dass nun Menschen für irgendwelche zeitliche Sache ihre Leiber zum Opfer darzubringen bereit sind, das kommt vor, und gar nicht einmal so selten. Auf dem Gebiete der Kriegführung werden Opfer dargebracht, «Menschenopfer unerhört» (Schiller). Aber auch unsere lieben Techniker und Sportsleute, die Grand-Prix-Renner, die Langstreckenläufer, sie legen ihre Glieder, ihre Herzen, ihre Lungen, ihre Köpfe und Hälse, ihre Leiber und ihre Seelen auf den Altar wenn nicht des Jahrhunderts, so doch wenigstens auf den Altar des Jahres und des Tages. Gilt es aber, unsere Leiber im Dienste der Sache Gottes aufzuopfern, dann pflegt uns das nicht so selbstverständlich und alltäglich zu sein wie in Sport, Technik und Krieg. Hier braucht es schon den Eingriff der Gnade. Wo das Ganzopfer im Dienste Gottes dargebracht wird, handelt es sich um Wunder. Menschen können uns eigentlich nicht zu diesem Ganzopfer auffordern, Paulus spürt das gar wohl, er hat allen Grund, sich gerade hier auf Gottes Gnade und Barmherzigkeit zu berufen. Soll es zum Ganzopfer des «vernünftigen» Gottesdienstes kommen, dann ist es schon nötig, dass Christus selber, sozusagen eigenhändig, zupackt und uns nicht mehr loslässt, uns gleichsam ins Schlepptau nimmt und in den Sog seiner Nachfolge hineinzieht. Aber das tut Christus, und wir zweifeln keinen Augenblick, dass er das auch heute, jetzt und hier tun will. Zwar ist es in unseren Gottesdiensten nicht wie anderswo üblich, die Hände hochzuhalten, aufzustehen oder vorzutreten, um zu bezeugen, dass man zur Hingabe an Christus bereit ist und ja sagt; aber wenn solche Äusserungen auch nicht zu unserer Gottesdienstordnung gehören, trauen wir es nichtsdestoweniger dem Heiligen Geiste zu, dass er uns jetzt ein getrostes und entschlossenes Ja ins Herz geben will, ja, es sei so, mein Leib sei von jetzt an Gott zum Opfer dargebracht, zum Ganzopfer. Dahin führt die heilige Logik des Geistes, das meint der Apostel mit dem «vernünftigen Gottesdienst».

Es gibt also offenbar im Reiche Gottes auch unvernünftigen Gottesdienst. Wie dieser aussieht, das kann uns aufgehen bei Dietrich Bonhoeffer, einem der Märtyrer des 20. Jahrhunderts, wenn dieser uns vor der «billigen Gnade» warnt. Die Tatsache nämlich, dass Gott seine teure Gnade unentgeltlich, gratis an uns abgibt, hat schon manchen zu der völlig unsinnigen Folgerung verleitet, die teure Gratisgabe verpflichte zu nichts und sei eben in diesem fatalen Sinn eine «billige Gnade». So ist jenes, vor allem in der protestantischen Kirche unfruchtbare, leerläufige und faule Christentum entstanden, das anhaltend alles anbietet und nichts fordert. Billige Genüsse sind sowieso demoralisierend, wenn aber sogar die teure Christusgabe zum billigen Hochgenuss wird, dann kann das nicht anders, als die Gesinnung vollends zerstören. Eine Gnade, die zu nichts verpflichtet, erzeugt eine ganz und gar verdorbene, tief unanständige Frömmigkeit. Ich denke da an jenen Bauer in unserem Dorf, über den die Nachrede ging, er sei, als hablicher Mann, immer gern dabei, wo es lustig zugehe und Gratisbier gebe; wenn es aber einmal drauf ankäme, dass er die Runde bezahlte, dann sei er nicht zu haben. Solch eine schäbige, erbärmliche Gratisbier-Gesinnung hat sich bei vielen, namentlich protestantischen Christen unter dem Deckmantel der falsch verstandenen Gnadenbotschaft breitgemacht. Auf unsere reformatorischen Glaubensväter, oder gar auf Paulus selber, soll sich dieser Gratisbier-Protestantismus nur nicht berufen! Paulus sagt uns hier unmissverständlich, dass Gottes Gnadengabe folgerichtig, logischerweise, dem Dankopfer der Christen ruft. Gnade, aus der nicht Ganzopfer hervorgeht, wäre unvernünftiger Gottesdienst. Darum: «Ich ermahne euch nun, liebe Brüder, durch die Barmherzigkeit Gottes, dass ihr eure Leiber begebet zum Opfer, das da lebendig, heilig, Gott wohlgefällig sei, welches sei euer vernünftiger Gottesdienst.»

Auf diese erste Ermahnung hin, unsere Leiber zum Opfer darzubringen, erfolgt eine zweite, nicht weniger bedeutende. Diese lautet: «Und stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch Erneuerung eures Sinnes, auf dass ihr prüfen möget, welches da sei der gute, wohlgefällige und vollkommene Gotteswille» (2). Wenn ein Mensch von Christus ergriffen ist, dann hat ohne Zweifel bei ihm ein Neues begonnen. Die Rabbinen unterscheiden zwei Zeiten, die alte und die neue Weltzeit, den alten und den neuen Äon. Bis zum Erscheinen des Messias stehe der alte Äon in Kraft, mit dem Messias aber beginne dann der neue. Für uns Christen hat die neue Weltzeit begonnen, denn für uns ist Christus der Messias. Das «Gnadenjahr des Herrn» ist gleichsam eingeläutet. Auf diese geheimnisvolle Veränderung, ja Erneuerung spielt Paulus hier an. Man ist zwar noch auf der alten Erde, wohnt noch in der alten Zeit, aber die neue Welt und die neue Zeit hat schon begonnen. Man hat den Heimatschein der neuen Erde, aber man hat gleichzeitig auf der alten Erde noch sein Domizil. Man ist wie einer, der das Festland verlassen hat und eingestiegen ist ins Boot, das satt am Festland anliegt.

Hier nun sieht der Apostel zwei ganz bestimmte Versuchungen, auf die er aufmerksam macht. Da ist einmal die Gefahr der falschen Kontaktnahme. Sind wir einmal ins Boot gestiegen, hört das Festland nicht auf, uns zu locken. Man möchte wieder aussteigen, das Festland wird jedem zur Versuchung, der einmal eingestiegen ist. Man möchte sich in der alten Welt wieder festsetzen und einrichten, die alten Bräuche sind uns lieb, und unser Gaumen findet auf einmal den alten Wein besser. Man möchte wieder tun und lassen, was jeder mann tut und lässt, möchte «essen und trinken, freien und sich freien lassen», sterben und unterm Klang der «Glocken der Heimat» begraben werden. Das ist die Gefahr, dass uns, nach hoffnungsvollen Anfängen, die Glocken der alten Heimat und der alten Zeit übermächtig in den Ohren tönen, so

dass das «neue Lied» langsam bei uns verstummt. Vor dieser Gefahr des Rückfalls ins alte Wesen warnt der Apostel ausdrücklich mit den Worten: «Und stellet euch nicht dieser Welt gleich.» Einmal eingestiegen, bleibt im Boot, geht nicht zurück, passt euch nicht an, lässt euch nicht wieder gleichschalten, auch auf die Gefahr hin, dass Distanzierungen und Entfremdungen in Kauf zu nehmen sind. Wer die Fremdlingschaft in dieser Welt um jeden Preis vermeiden will, ist nicht geschickt zum Reiche Gottes. Mit Recht sagt Jakobus: «Wisset ihr nicht, dass der Welt Freundschaft Gottes Feindschaft ist? Wer der Welt Freund sein will, der wird Gottes Feind sein» (Jak. 4,4). Darum «stellet euch nicht dieser Welt gleich». Damit entzieht uns Paulus zwar nicht den vorübergehenden Aufenthalt, wohl aber die dauernde Niederlassungsbewilligung. Wir sind nicht mehr Alteingesessene und Einheimische, wir sind jetzt Gäste und Fremde geworden.

Ausser dieser Versuchung zur falschen Kontaktnahme lauert uns aber, gleichsam zur rechten Hand, immer auch sofort die Versuchung zur falschen Distanz. Man mag wohl mit beiden Beinen eingestiegen sein, aber statt dicht beim Festland zu bleiben, fährt man davon. Das ist die Gefahr der christlichen Kontaktlosigkeit. Wir wären dann wie Menschen im Rettungsboot, die zuschauten, wie die anderen untergehen; denn das Festland, mag es noch so viel Sicherheit versprechen, ist ja in Wirklichkeit nicht Festland, sondern der Ort, wo Menschen versinken. So könnten wir der Welt den Rücken zukehren, sie preisgeben und uns im Rettungsboot wohl fühlen. Für Gerettete aber wäre das kein folgerichtiger, kein vernünftiger, sondern ein sehr unvernünftiger Gottesdienst. Da haben unsere Blaukreuzväter die heilige Logik besser erfasst, wenn sie den geretteten Trinkern gleichsam als Devise die Ermahnung zuriefen: «Gerettetsein weckt Rettersinn.»

Der «vernünftige Gottesdienst» verweist uns auf einen dritten Weg: Weder falschen Kontakt noch falsche Distanz. Es

soll von unserem Christenglauben eine die alte Welt verändernde, eine erneuernde Wirkung ausgehen: «So verändert euch», im Urtext steht hier ein Wort, aus dem der Ausdruck Metamorphose, Gestaltveränderung, entstanden ist. Von Geretteten soll Veränderung, Umgestaltung ausgehen. Ein Christentum ohne verändernde und erneuernde Kraft ist dumm gewordenes Salz, das auf die Gasse geschüttet und von den Leuten zertreten wird. Es ist vor einiger Zeit in Italien ein Buch erschienen, das den Titel trägt: «Cristo si e fermato a Eboli», «Christus kam nur bis Eboli». Eboli ist ein kleines Bergdorf südlich von Neapel. Der Verfasser beschreibt in diesem Buch eine christliche Religiosität, die jegliche verändernde Angriffskraft verloren hat. Sie wird noch als alte Einrichtung geübt, aber die Verhältnisse bleiben ringsum so sehr im alten und argen, dass die ganze Gegend wie ein gottverlassener Fleck Erde wirkt und die Leute den Eindruck haben müssen, der Erlöser habe vor Eboli haltgemacht. Die Glocken läuten noch, die Zeremonien funktionieren weiter, der Kult des Heiligen von Assisi, der ja dort in der Nachbarschaft daheim war, ist noch im Schwung, aber beziehungslos zur himmelschreienden Armut der Dorfbewohner. Wir brauchen aber, um dieses kontaktlose Christentum anzutreffen, nicht bis nach Unteritalien abzuschweifen. Dicht um unsere abendländischen Kirchen und Kapellen herum findet sich gottverlassene Not genug, da man den Eindruck hat, da kam Christus auch nur bis Eboli. Das heisst, er, er selber, ist bis Eboli vorgedrungen und hat seine Jünger bis in die verlorenen Winkel der Erde gesandt, aber wir, seine Geretteten und Bekenner, haben vor so manchem gottverlassenen Eboli kapituliert. Solche Kontaktlosigkeit ist «unvernünftiger Gottesdienst» und ist reif, auf die Gasse geschüttet und von den Leuten zertreten zu werden. Darum die wahrhaftig im Blick auf die Kirche des Abendlandes brennende apostolische Ermahnung: «Verändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes.»

Dass diese Veränderung und Erneuerung bei jedem einzelnen Gläubigen anfangen soll, versteht sich am Rande, ist wiederum logisch und vernünftig. Diese bei uns weithin in Vergessenheit geratene Botschaft von Christus, dem «Life-Changer», dem Lebensveränderer und Erneuerer der Verhältnisse, ist vor etwa zwei Jahrzehnten bei uns durch die damals so genannte Oxfordgruppe kräftig auf den Leuchter gestellt worden. Das war das Gute an jener Bewegung, dass jene Christen durchdrungen waren von der getrosten Gewissheit und Zuversicht: Es darf anders werden bei mir. Zwar kommt die grosse und ganze Veränderung erst zuletzt, aber sie hat doch schon angefangen, und sie ist in vollem Gang bei mir daheim, in Ehe und Familie, auf dem Arbeitsplatz, und sie wird nicht zum Stillstand kommen, bis dass einst ein neuer Himmel und eine neue Erde sein wird, in denen Gerechtigkeit wohnt. Sagen wir darum nicht, es sei keinerlei Veränderung möglich. Es sind kaum drei Tage her, die Worte liegen mir noch im Ohr, da hörte ich aus dem Munde eines schwer Heimgesuchten: «Es ist anders geworden bei uns, die Vergangenheit liegt dahinten wie ein böser Traum.»

Sagen wir schliesslich auch nicht, man wisse ja doch im Einzelnen nicht, was Gottes Wille sei. Gewiss, es ist nicht immer leicht und liegt nicht immer auf der Hand, was im konkreten Fall das richtige und gottgewollte Verhalten ist. Aber das ist sicher: Je passiver unser Christenglaube wird, um so dunkler wird uns Gottes Wille; und umgekehrt, so wie man sagt, der Appetit komme während des Essens, so dürfte man sagen, die Erkenntnis des göttlichen Willens komme während des Gehorchens. So sagt es der Apostel, und er sagt es in der Vollmacht der ihm verliehenen Gnade: «Und stellet euch nicht dieser Welt gleich, sondern verändert euch durch die Erneuerung eures Sinnes, auf dass ihr prüfen (erproben, erkennen) möget, welches da sei der gute, wohlgefällige und vollkommene Gotteswille.» Elf lange Kapitel hat uns der Apostel bezeugt, was Gott für uns getan hat; so Gott will und

wir leben, werden wir bald weiter vernehmen, was das nun heisst: «Seid Täter des Worts und nicht Hörer allein!»

Das Mass des Glaubens

³ Denn ich sage durch die Gnade, die mir gegeben ist, jedermann unter euch, dass niemand weiter von sich halte, als sich's gebührt zu halten, sondern dass er von sich mässig halte, ein jeglicher, nach dem Gott ausgeteilt hat das Mass des Glaubens. ⁴ Denn gleicher weise als wir in einem Leibe viele Glieder haben, aber alle Glieder nicht einerlei Geschäft haben, ⁵ also sind wir viele ein Leib in Christo, aber untereinander ist einer des andern Glied, ⁶ und haben mancherlei Gaben nach der Gnade, die uns gegeben ist. ⁷ Hat jemand Weissagung, so sei sie dem Glauben gemäss. Hat jemand ein Amt, so warte er des Amts. Lehret jemand, so warte er der Lehre. ⁸ Ermahnt jemand, so warte er des Ermahnens. Gibt jemand, so gebe er einfältig. Regiert jemand, so sei er sorgfältig. Übt jemand Barmherzigkeit, so tue er's mit Lust. Römer 12,3-8

Und hier ermahnt nun Paulus die Gemeinde zur Besonnenheit, zum Masshalten! Einigermassen überrascht das, haben wir doch am Eingang dieses Kapitels gehört, wie der Apostel die Christen in Rom auffordert, ihre Leiber Gott zum Opfer darzubringen, sich zu verändern durch Erneuerung des Sinnes. Opfer - Veränderung - Erneuerung - tönt das nicht etwas gefährlich, um nicht gar zu sagen revolutionär? Und nun unmittelbar darauf dieser Ruf zur Mässigung. Was soll das eigentlich heissen, «es halte jeder mässig von sich selber, nicht über das hinaus, was sich gebührt» (3)? Hat Paulus den Eindruck, er habe mit dem Opfer der Leiber, der Veränderung und Erneuerung seinen Brüdern zu viel zugemutet? Christus ist gekommen, auf Erden ein Feuer anzuzünden, ein Feuer, von dem wir bis dahin im Römerbrief einiges verspüren konnten; bekommt es jetzt der Apostel mit der Angst zu tun, es könnte aus dem Feuer ein Brand entstehen? Es wäre weiss Gott nicht das erste Mal, dass Wasser in Wein gegossen würde! Aber dies Geschäft besorgen sonst andere; dass der

Apostel selber den starken Wein wässern würde, ist sehr unwahrscheinlich.

Aber um was geht es denn? Die zeitgenössischen Philosophen pflegten aufzuhorchen, wenn einer von Mässigung und Besonnenheit zu reden anfang. Aristoteles, später die Stoiker, hielten gar grosse Stücke auf Mass und Mitte. Neben der Weisheit, Tapferkeit und Gerechtigkeit war die Besonnenheit geradezu eine ihrer berühmten vier Kardinaltugenden. Und es ist keine gute Sache, wenn wir als Christen diese edle Mässigung der Heiden verachten oder gar karikieren, sie steht bestimmt auch für uns in Geltung. Aber gerade das will der Apostel bei aller gebührenden Achtung hier nicht sagen, sonst würde er sich hier kaum so feierlich einführen mit den Worten: «denn ich sage durch die Gnade, die mir gegeben ist, einem jeglichen unter euch -» (3). Was Paulus hier anzumelden hat, das könnte er nicht sagen, wenn nicht die Gnade bei ihm eingekehrt wäre. Er lehrt hier eben gerade nicht allgemein bekannte Lebensweisheit, sondern er verkündet hier sehr spezielle Offenbarung, er äussert sich hier kraft seiner Apostelgnade. Es ist also keineswegs sein edles Empfinden fürs Schickliche, was ihn hier zum Reden bewegt, sondern es ist der Heilige Geist. Bei näherem Zusehen wird das hier klar, sagt er doch nicht, es sei das Mass der Menschen, unsere eigene Mässigkeit, sondern er sagt ausdrücklich, er meine hier das Mass Gottes, gleichsam Gottes Mässigkeit. Ein jeglicher sei besonnen «nach dem Gott ihm ausgeteilt hat das Mass des Glaubens» - um das Mass des Glaubens geht es also.

Beneidenswerter Paulus, möchte man hier dazwischenrufen, dass er es für nötig halten kann, die Christen zu ermahnen, nicht übers Glaubensmass hinauszugehen. Paulus schrieb den Brief an die Römer in Korinth, hat darum wahrscheinlich die Christen in Korinth, die übersprudeln vor lauter Geistesgaben, vor seinem geistigen Auge. Er sieht dort ein Glaubensrösslein, das die Kandare braucht. Vielleicht sind

ihm aus der Gemeinde in Rom ähnliche Nachrichten zugekommen. So erklärt sich seine Mahnung, nicht über das Mass des Glaubens hinauszugehen. Man fragt sich, was der Apostel geschrieben hätte, wenn er in irgendeiner heutigen Kirchengemeinde des einst christlich gewesenen Abendlandes den Brief an die Römer geschrieben hätte. Ich möchte wetten, er hätte dann nicht vor dem Übermass des Glaubens, sondern vor dem Untermass gewarnt. Es ist doch ein offenes Geheimnis, dass wir, ganz allgemein im Abendland, unters Mass des Glaubens hinunter gesunken sind. Dem ist nicht nur so etwa im Blick aufs jüngste Beispiel der Arbeiterprie-ster in der römisch-katholischen Christenheit, dass, wo immer das Feuer des Heiligen Geistes aufbricht, prompt die Feuerspritze der kirchlichen Oberbehörde heranrollt; nicht nur Rom spricht seine Heiligen der Vergangenheit selig und massregelt seine Heiligen der Gegenwart; solches geschieht mit erschütternder Regelmässigkeit auch in der evangelischen Kirche, wo immer Feuer vom Himmel sich regen will. Ja in unseren Reihen ist die Mittelmässigkeit geradezu zur Untermittelmässigkeit herabgesunken, zu einem derartigen kirchlichen Minimalismus, dass noch ein bisschen weniger überhaupt nichts mehr wäre. Ich denke da an jenen alten See-länder Bauern, der am Sonntag mit seinem Enkelkind zu- sammen die Radiopredigt hört, es ist zufällig die katholi- sche. Nach dem Amen fragt der Enkel, wer die Katholiken seien. Der Grossvater, offensichtlich in einiger Verlegen- heit, kratzt sich im Haar und bringt nach einigem Schweigen hervor: «Die meinen es ernst.» Genau das sind für nicht we- nige Protestanten die Katholiken: «die meinen es ernst», ernster als wir. Wenn das der Unterschied wäre, dass «die es ernst meinen», wir aber nicht, dann wäre es tatsächlich zum Katholischwerden. Oder ich denke an jenen Arbeiter in der Stadt Bern, der letzthin vor seinen Chef vorgeladen wurde, weil seine Arbeitskameraden über ihn klaghaft geworden waren. Was sie ihm vorzuwerfen hatten, war, er mache nicht

einmal je einen Jass mit ihnen, spinne und lese in der Bibel. Wenn man keinen Jass macht und in der Bibel liest, gilt man bei uns im Kanton Bern schon als Spinnbruder. Der Chef hat nach erfolgter Untersuchung den Angeklagten zwar geschützt, allerdings unter der Bedingung, dass er, wenigstens während der Arbeitszeit, die Bibel aus dem Spiel lasse. Das ist unsere abendländische, speziell unsere protestantische Mässigkeit, ein Christentum ohne Enthusiasmus und ohne Abenteuer. Es gibt Menschen, die zu hohen, und Menschen, die zu tiefen Blutdruck haben, und es gibt Kirchen, die zu hohen, und solche, die zu tiefen Geistdruck aufweisen - und zu diesen gehören wir.

Seien wir nicht ungerecht! Es gibt bestimmt auch welche unter uns, die über diesen Beinahe-Totalausverkauf der evangelischen Kirche bekümmert sind. Ja es ist uns nicht unbekannt, wie mancher ganz heimlich sich sehnt und seufzt: «Käme doch wieder ein Luther! Käme doch wieder ein Franz von Assisi!» Wenn diese wieder kämen, dann allerdings hörte die Gemütlichkeit auf. Aber wo sind sie, diese «Männer und Helden», die wir in unseren Reformationsfeiern auf unseren reichlich papierenen Schild zu erheben pfliegen? Wo sind sie, die «Bahnbrecher und Pioniere» im Reiche des Geistes, die über unsere Mittelmässigkeit hinausragen? Wir wissen, es gibt nicht wenige unter uns, die es sich nicht leicht machen, nicht nur billig über die Landeskirche losziehen und über die Pfarrer schimpfen, sondern sich vor die Frage gestellt sehen: Wie steht es denn bei mir mit der Mässigkeit? Was könnte denn bei mir noch anders werden? Gesegnete Not, wenn das unsere Not wird, wenn es uns nicht mehr gelingt, jenes gute Gewissen zu haben, wovon Albert Schweitzer sagt, es sei eine Erfindung des Teufels! Ja ich möchte es dem Hintersten unter uns geradezu zutrauen, dass jeder von uns Stunden hat, da er darunter leidet, kein «rechter Christ» zu sein, und da er sich darnach sehnt, ein «rechter Christ» zu werden. Ja es sind nicht nur Vereinzelte, die sich

gelegentlich geradezu darüber schämen, kein Pestalozzi zu sein, kein Bodelschwingh und kein Blumhardt, keine Jungfrau von Orleans und kein Klaus von Flüe. Für euch Angefochtene und in die Enge Getriebene, für euch aus der Erstarrung des guten Gewissens Erwachte, für euch «Mühselige und Beladene» will jetzt das Wort des Apostels frohe Botschaft sein; und dieses lautet: «Glaube» - «nicht über das Mass des Glaubens hinaus» - Glaube genügt.

Wie aber sieht dieses «Mass des Glaubens» aus? Es hat Senfkornformat. Es ist das kleinste unter allen Samenkörnern, und doch trägt es, wie Christus einmal sich äussert, unabhsehbare Energiequellen in sich, es eignet ihm die dynamitene Kraft, Berge zu versetzen. Das kann ganz im Verborgenen geschehen, in einer Dachkammer der Altstadt, oder drüben im Inselspital in einem Freibett, da kann es sich ereignen, dass ein Menschenkind aus dem Glauben lebt und im Glauben stirbt. Alle Begriffe von Mass und Übermass, Leistung und Masse werden da durchbrochen. Glaube genügt, nackter Glaube, ohne Zutat und Abstrich. Der Apostel traut dem Glauben alles zu. «Es ist ein lebendig kräftig tätig Ding um einen rechten Glauben», wie Luther sagt. So ganz kommt es nur auf den Glauben an, dass ich sagen möchte, wer im Glauben Rüben und Zwiebeln pflanzt, tut mehr, als wer ohne Glauben eine Brücke nach dem Mond schlägt oder ohne Glauben die Matthäus-Passion aufführt. So ist ein Senfkörnlein Glaube mehr als eine Tonne glaubensloser Leistung. Darum die frohe, unsagbar frohe Botschaft: «Jeder nach dem Mass des Glaubens, das ihm gegeben ist.» Es ist gegeben und kann nur gegeben sein, kaufen kann es keiner. Aber wem es gegeben ist, der braucht es nur auszuschöpfen. Dem einen mögen zehn Pfund gegeben sein, dem anderen nur deren fünf, einem anderen ein Pfund oder ein Halbpfund oder gar nur ein Vierling; und wenn es bloss ein Gramm Glaubensdynamit wäre, genügte es, wenn es nur ganz ausgeschöpft wird. Darum gibt es kaum eine dringlichere Bitte

als die der Jünger: «Herr, stärke uns den Glauben.» Glaube wirkt Wunder, verborgene und offenbare. Mehr braucht es nicht, mehr wäre weniger. Ein jeglicher halte sich an das Mass des Glaubens, das ihm ausgeteilt ist.

Diese erste Mahnung steht nun im Zusammenhang mit einer zweiten. Wir werden nun weiter aufgefordert und ermahnt, mit den Kräften und Gaben des Glaubens, die uns geschenkt sind, nicht allein zu bleiben, sondern uns gemeindemässig einzugliedern. Der Apostel braucht jetzt zur Bezeichnung der Gemeinde ein geheimnisvolles Wort, nennt sie einen Körper, den Leib Christi. Wer an Christus glaubt, ist ein Glied an diesem Leib, aber nicht allein, sondern zusammen mit anderen. So gilt es nun also, Glied am Leibe Christi zu bleiben und zugleich Rücksicht zu nehmen und in Betracht zu ziehen, dass man nicht mehr allein ist. Wer an Christus glaubt, hat ein für allemal aufgehört, Alleinkind zu sein. (Es gibt aber noch so viele Alleinkinder in der Kirche!) Der Glaubende gehört, wie wir schon Römer 8 eindringlich vernahmen, einer geheimnisvollen Familie an, ist gleichsam Familienglied Gottes geworden. Es ist aber nicht etwa so, dass man dabei gleichgeschaltet wird. Im Blick auf Christus, von Christus her ist Einheit, im Blick auf den anderen aber, auf den anderen hin ist Vielheit. Man wird also nicht in die Christenfamilie eingegliedert wie die Biene ins Volk oder die Ameise in den Haufen, nein, Christus, der die Einheit und das Haupt der Kirche ist, nimmt jeden Einzelnen ernst, indem er jeden mit einer Gabe segnet und jeden mit einer Aufgabe betraut. Dass in der Kirche Christi auch nur ein Einziger keine Gabe und darum auch keine Aufgabe hätte, davon steht kein Wort hier. Nicht jeder hat die gleiche, und nicht jeder hat alle Gaben und Aufgaben, sondern jeder hat nur eine, ganz bestimmte. Und daran soll er sich begnügen, nicht darüber hinaus wollen und nicht denken: Hätte ich doch die Gabe und Aufgabe des anderen! Ein jeder hat gerade die, die er hat, weil sie ihm geschenkt ist. Keiner in der

Gemeinde, der nur schenkend wäre, hier ist jeder Geber auch Empfänger. So sind wir untereinander Glieder in der Vielheit der Gaben, aber Einer in Christo Jesu, «denn gleicherweise, als wir in einem Leibe viele Glieder haben, aber als Glieder nicht einerlei Geschäft haben, also sind wir viele ein Leib in Christo. Aber untereinander ist einer des andern Glied» (4.5). Ein Wunder des Schenkens und Empfangens, ein Wunder der Ergänzung ohnegleichen, denn einen solchen Leib gibt es ja ausser Christus sonst nicht zwischen Himmel und Erde.

Von diesen in Christus zugleich geeinten und verteilten Gnadengaben werden dann weiter einige besonders aufgezählt, auf Vollzähligkeit aller überhaupt vorhandenen Gaben legt Paulus hier freilich kein Gewicht. Er nennt die Prophetie, die Weissagung, an erster Stelle. Da müssen wir schon ganz still werden und fragen: Wo ist sie heute, die Prophetie? Wo in der Kirche sind die Männer und Frauen, denen bei konkreten Anlässen in direkter Vollmacht zu reden aufgetragen ist, ein Reden, das den Anspruch erhebt, nicht unverbindliche Menschenmeinung zu sein? So treibt uns schon die blosser Erwähnung der prophetischen Gabe ins Gebet. Als weitere Gabe nennt er die Diakonie. «So jemand ein Amt hat», übersetzt Luther, es heisst aber: «So jemand einen Dienst, eine Diakonie hat, der walte des Dienstes.» Diakonie heisst wörtlich nach dem Urtext: «durch den Staub». Das Dienen geht in der Christengemeinde tatsächlich durch den Staub. Trotzdem und gerade deswegen ist das «Durch-den-Staub-Gehen», ja etwa einmal sogar das «Durch-den-Staub-Gezogenwerden» eine der Gnadengaben der Christengemeinde. Als weitere Gnadengabe ist die Lehre erwähnt, die Theologie. Die so verachteten Theologen «werden leuchten wie die Sonne», sofern sie ihrer Gabe treu sind, sie nicht über- oder unterbieten. Und dann die Gabe der Ermahnung - das wird ganz schlicht die Seelsorge sein. Auch sie hat ihre Verheissung und ihre durch den Glauben gesetzte Grenze. Und nun

soll also jeder diese ihm verliehene Gabe ausleben und ausschöpfen, er soll sie brauchen. Paulus rechnet zwar, wie wir sahen, nicht damit, dass einer keine Gabe habe, wohl aber allen Ernstes damit, dass einer eine hat und sie nicht braucht. Wer den Eindruck hat, er habe keine, hat sie in Wirklichkeit nur nicht gebraucht, Nichtgebrauch einer Gabe bedeutet bekanntlich deren Schwund. Glieder, die man nicht braucht, serbeln. So zeigt sich jenes verzerrte Bild, das die heutige Kirche weithin darstellt: Auf der einen Seite die überdimensionierten Glieder (Pfarrer), auf der anderen Seite die serbelnden Glieder («Laien»), die zu wenig gebraucht werden. Und beides, das Zuwenig und das Zuviel, ist in der Gemeinde ein Schade und Hemmnis. Wir sollen sie nicht übers Mass des Glaubens hinaus brauchen, aber brauchen sollen wir sie immerhin. Brauchen wir sie doch! Und im Gebrauch erst werden wir sie entdecken und darüber froh und getrost werden, dass auch uns eine Gabe des Glaubens geschenkt ist.

Als drei weitere Gaben kommen schliesslich noch hinzu: das Geben, das Vorstehen und die Barmherzigkeit. Nehmen ist unsere Natur, Geben ist Gnade. Wem diese Gnade geschenkt ist, der gebe in Einfalt, das heisst, ohne jene gespreizte Feierlichkeit, die den Geber erhöht und den Empfänger demütigt (Schlatter). Steht aber jemand in einer Leitung, der tue es mit Ernst und Einsatz. Die Kirche hat keine Ehrenämter; wer in ihr einer Sache vorsteht, sei nicht blosser Dekoration, sondern leiste etwas. Steht aber jemand im Dienste der Barmherzigkeit, an den Kranken und Bedürftigen, der tue es mit Lust. Das erinnert uns an jene schöne Geschichte von Ebba Pauli, die den Titel trägt: «Schwester Freude». Wer im Dienste der Barmherzigkeit steht, soll eine «Schwester Freude», ein «Bruder Freude» sein; halbherzige Wohltätigkeit ist eher eine Verleugnung als ein Bekenntnis des Christenglaubens. Ein jeglicher nach dem Mass des Glaubens, wie Gott es zugeteilt hat.

Dieser apostolische Ruf zur gemeindemässigen Eingliederung scheint uns heute von grosser Aktualität zu sein. Niemand wird dem heutigen Menschengeschlecht den Ruhm streitig machen wollen, dass wir als einzelne Menschen zu beinahe nicht mehr überbietbarer Leistung fähig sind. Diese Leistung des Einzelnen ist unsere Stärke. Winston Churchill steht nach dem ersten Weltkrieg vor dieser erstaunlichen Tatsache, wenn er damals in einem Rückblick auf seine gefallenen Frontkameraden sich äussert: «Die Helden des modernen Krieges liegen draussen in den von Granattrichtern übersäten Feldern - es sind ihrer zu viele, als dass sie einzeln geehrt werden könnten. Das allgemeine Niveau der Intelligenz und des Wissens hat sich gehoben, wir sind auf einer Hochebene.» (Aus: «Gedanken und Abenteuer.») Gewiss, wir sind auf einer Hochebene, was die Einzelleistung anbetrifft. Der Einzelhelden sind zu viele geworden. Aber der Ort, wo wir keine Helden sind, ist die Gemeinschaft. Wo immer es ums Gemeinsame geht, in Ehe, Familie, Haus und Öffentlichkeit und zwischen den Völkern, sind wir nicht Helden, sondern Stümper und Versager, nicht auf der Hochebene, sondern dem Abgrund nah. Von woher aber sollen diesem Geschlecht die Kräfte und Impulse zur Gemeinschaft kommen, wenn nicht aus jenem geheimnisvollen Leib, der sein Haupt im Himmel und seine Glieder über die ganze Erde zerstreut hat? Wenn dieser Leib nicht in unsere Erde eingegangen wäre - wer weiss? - sie wäre vielleicht längst in Stücke zerbrochen über all unserer persönlichen und nationalen Einzeltüchtigkeit. Darum ist jetzt das Eine, das not tut: Jeder wirke nach dem Mass des Glaubens im Dienst am Leib Christi, aber untereinander ist einer des anderen Glied. Mit diesem Mahn- und Trostwort wollen wir heute in den Sonntag und, will's Gott, morgen in die Arbeitswoche hineingehen.

Die Macht der Liebe Gottes

⁹ Die Liebe sei nicht falsch. Hasset das Arge, hanget dem Guten an. ¹⁰ Die brüderliche Liebe untereinander sei herzlich. Einer komme dem andern mit Ehrerbietung zuvor. ¹¹ Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt. Seid brünstig im Geiste. Schicket euch in die Zeit. ¹² Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet. ¹³ Nehmet euch der Notdurft der Heiligen an. Herberget gern. ¹⁴ Segnet, die euch verfolgen; segnet, und fluchet nicht. ¹⁵ Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden. ¹⁶ Habt einerlei Sinn untereinander. Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen. ¹⁷ Haltet euch nicht selbst für klug. Vergeltet niemand Böses mit Bösem. Fleissiget euch der Ehrbarkeit gegen jedermann. ¹⁸ Ist es möglich, soviel an euch ist, so habt mit allen Menschen Frieden. ¹⁹ Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn [Gottes]; denn es steht geschrieben: «Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr.» ²⁰ So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln. ²¹ Lass dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. Römer 12,9-21

Der englische Schriftsteller Graham Greene hat einem seiner Romane den kühnen Titel gegeben: «Das Herz aller Dinge». Ein Herz aller Dinge, in der Tat, das wäre es! An einem solchen Organ müsste die Welt genesen - die Welt, der Osten und der Westen, alle Völker und unser Volk dazu, der Staat und die Kirche, die Wirtschaftsverbände und die politischen Parteien, Presse und Rundfunk, Kunst und Literatur, Technik und Sport, Schule und Elternhaus, Jugend und Alter, Mann und Frau - diese ganze serbelnde Welt bedürfte dringlich eines Herzens, um daran gesund zu werden. Solch ein Zentralorgan aber, soll es nicht nur ein Wunschgebilde und

eine Ausgeburt der Phantasie sein, könnte doch im Ernst ausser Gott niemand sonst sein. Und nun gibt es tatsächlich ein Herz aller Dinge, denn es gibt einen Gott. Wer sagen würde: «Gott ist tot», der sagt damit, das Herz aller Dinge sei stillgestanden, und dann stehen alle Räder still, und alles ist dann tot. Aber der Glaube weiss, dass Gott lebt und dass das Herz aller Dinge schlägt. Gewiss, «Gott ist im Himmel, und der Mensch ist auf der Erde» - weit, weit von uns weg schlägt es, das Herz aller Dinge. - Aber hat nicht Gott sein Herz an diese Welt verschenkt? «Aus des Vaters Herz geboren, Gottes Sohn ist worden Kind», wie es in jenem alten schönen Weihnachtslied heisst. Als Christus geboren wurde, da ist Gottes Vaterherz in den Leib eines Menschen herabgekommen. Durch Christus wirkt und reicht der Pulsschlag des Himmels nun herein bis in unsere Menschenherzen. Diesen Pulsschlag des Himmels spüren wir, wenn wir nun hier den Apostel so kräftig und so kühn von der Liebe reden hören.

Die Liebe - scheinbar plötzlich ist sie nun da, mitten in Römer 12, nachdem vorher in diesem Brief so oft vom Glauben die Rede war; wie hereingeschneit, wie eine Quelle, die geheimnisvoll und überraschend aus der Erde aufbricht. Aber die Liebe ist weder hereingeschneit, noch bricht sie aus der Erde hervor, sondern sie ist aus dem Himmel hervorgebrochen, damals, an Weihnachten, als die Jenseitigen jubilierten, und damals an Pfingsten, als der Heilige Geist senkrecht von oben kam. Sie ist ja auch im Römerbrief gar nicht so unvermittelt da, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, hat sie doch Paulus den Römern schon im 5. Kapitel angekündigt, wenn er ihnen dort sagt: «Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unser Herz» (5,5). Und nun zeigt uns der Apostel hier, wie dieses Ereignis vom Himmel her auf der Erde sich auswirkt, zeigt uns den Weg, den die Liebe Gottes auf Erden einschlägt und sich durch die Menschenwelt bahnt. Ja, sie muss sich diesen Weg schon bahnen, so wie

man sich den Pfad durch den Schnee schaufelt oder durch den Urwald schlägt, denn diese Liebe aus Gottes Herzen ist ja unter uns fremd, er «kam ja in sein Eigentum, aber die Seinigen nahmen ihn ja nicht auf», sie ist wie ein in die Fremde geschicktes Kind. Ja wir empfinden diese Liebe vom Himmel her geradezu nicht als Hilfe und Genesung, sondern, rätselhaft genug, als Verlegenheit. Sie ist die grosse Störung vom Himmel her. Seien wir darum nicht überrascht, wenn die Liebe Gottes hier auf Widerstand stösst und wenn die alte Welt sich ihr verschliesst. Ja es darf einen keineswegs wundern, wenn diese Liebe kämpfen und leiden muss - und schliesslich stirbt, um zu siegen.

Und nun schauen wir uns den Kampf, das Leiden, den Siegeslauf dieser Liebe etwas genauer an, wie Paulus es hier beschreibt. Der Existenzkampf der Liebe fängt bei uns an, bei uns ganz persönlich. Wir selber, unser Herz und unser Wesen ist für Gottes Liebe Feindesland und muss darum erobert und gesäubert werden von allerhand, das sich vielleicht Liebe nennt, gibt es doch kaum ein vieldeutigeres Wort in unserer deutschen Sprache als das Wort Liebe. «Hass» ist eindeutig, «Liebe» aber unheimlich vieldeutig. Darum geht hier Paulus so sorgfältig, fast definierend vor. Nicht von ungefähr ist das erste, das er von der Liebe hier sagt, sie solle echt sein: «Die Liebe sei nicht falsch» (9). Sie soll wahr sein. Nachdem der Sohn der ersten Menschen die Liebe aus dem Herzen verloren und an ihrer Stelle Hass und Neid ins Herz bekommen hatte, heisst es von ihm, er habe seine Gebärde gegen seinen Bruder verstellt. Wenn Liebe in uns wohnt, dann wird das Gesicht offen und der Blick des Auges frei. Aber wenn der Hass in uns Raum gewinnt, dann verstellt sich die Gebärde, und die Folge davon ist die Verschlossenheit. Es steht hier im Urtext ein Wort, das verwandt ist mit «Maske». Die Liebe hat keine Maske nötig. Sie spielt offenes Spiel, sie sagt, ja sie ist die Wahrheit, denn sie kommt aus dem Herzen Gottes. Diese Liebe, sagt der Apostel, sei

nicht falsch, sie soll eine demaskierende Wirkung haben, soll den Geistern der Heimlichkeit, der Verdrehung und des Misstrauens auf den Leib rücken. Sie ist das Ende der persönlichen und öffentlichen, aussen- und innenpolitischen Geheimdiplomatie.

Damit hängt zusammen, dass diese Liebe von einer gewissen Härte ist; sie ist «harte Währung». Liebe steht sonst in Gefahr, weich zu sein, unkritisch und schwachsichtig dem Bösen gegenüber. Dann verwischt und vertuscht sie. Der so genannte «Mantel der christlichen Nächstenliebe» ist in der Regel ein weicher Mantel, er deckt das Böse falsch zu. Die Liebe Gottes aber ist dem Bösen und Faulen gegenüber von medizinischer, von zahnärztlicher Gründlichkeit, sie wird darum nicht von jedermann als angenehm empfunden und kann unbequem sein. Sie hat ein Ja, Ja - Nein, Nein, sagt nein zum Bösen und ja zum Guten, ja Paulus sagt es ganz präzise: «sie hasst das Arge und hanget dem Guten an» (9). Von einem Manne, der oft genug im Sinne einer weichen und sentimentalischen Liebe angerufen wird, vom alten frommen Eidgenossen Klaus von Flüe, heisst es, er habe einmal einem hohen kirchlichen Würdenträger auf die Frage, was Geiz sei, geantwortet, das müsse er selber am besten wissen, er habe ja letztthin 27 Fuhren Wein spottbillig von den Bauern gekauft und kurz nachher zu übersetzten Preisen wieder losgeschlagen. Wie unbestechlich die Liebe Gottes ist, sehen wir an Jesus. Die Liebe, welche das Arge hasst und dem Guten anhängt, hat in dieser Welt Feinde.

Wenn aber diese Liebe dem Bösen gegenüber unnachsichtig ist, so ist sie doch nicht unerbittlich. Sie ist freundlich, persönlich und direkt, hat im Verkehr mit den Menschen geradezu etwas Familiäres an sich. Die Christenheit hat tatsächlich viel innere Ähnlichkeit mit einer Familie, man nennt sich in ihr nicht umsonst «Bruder» und «Schwester». In seiner vorsichtigen und exakten Beschreibung fährt darum der Apostel fort: «Die brüderliche Liebe untereinander sei

herzlich» (10). Wo sie waltet, da entsteht eine Atmosphäre der Vertrautheit, so dass die Aussenstehenden dann jeweiligen verwundert sagen: «Seht, wie haben sie einander so lieb!»

Bei aller Innigkeit aber weiss die Liebe aus dem Vaterherzen Gottes auch Distanz zu wahren. Sie überfährt die Signale nicht. Sie lässt den anderen gelten, achtet in ihm die Person. Eine Liebe, die nicht auch Achtung ist, ist krank. Ehrerbietige Noblesse dem anderen gegenüber zeichnet die Christenliebe aus: «Einer komme dem anderen mit Ehrerbietung zuvor» (10). Im Lichte dieser Forderung ist es bemerkenswert, wie unbedenklich wir heutige Menschen mit der Würde des Mitbürgers umzuspringen vermögen, wie wir uns im persönlichen und öffentlichen Gespräch gegenseitig die Ehre herunterreissen und einander durch herum gebotene Halbwahrheit und Lüge den Namen beschädigen. Die Juden haben das Schmähen, die Verwilderung der Rede übereinander als eine besondere Sünde empfunden. Die Ehre des anderen zu beschmutzen, das sei ärger als Ehebruch, das komme dem Mord schon sehr nahe. Sie hatten eine Ahnung davon, dass der Mensch, wie es schon auf dem ersten Blatt der Schrift heisst, Gottes Ebenbild ist und seine Würde aus der Hand des Schöpfers hat. Darum «komme einer dem anderen mit Ehrerbietung zuvor».

Dabei macht sich Paulus keinerlei Illusionen. Er weiss, wie schwer es die Liebe Gottes hat, bei uns Menschen anzukommen, Fuss zu fassen und gar durchzudringen. Sie hat ihre liebe Not mit uns, denn die Widerstände in uns sind beträchtlich. Es besteht da etwas wie ein Beharrungsvermögen, etwas wie ein Gesetz der Trägheit. Jeder von uns kennt diese Not nur zu gut. Wir sind flink zum Bösen, aber faul zum Guten. Nicht umsonst folgt die Mahnung: «Seid nicht träge in dem, was ihr tun sollt» (11).

Darauf nennt er zwei konkrete Aufgaben, die es für die Christen in Rom damals zu lösen gilt. Da ist einmal die

weithin bekannt gewordene Verarmung der verfolgten Christen der Urgemeinde in Palästina. Paulus hat überall Geldspenden angeordnet für «die Heiligen in Jerusalem». Es scheint, dass er hier nun auch die Römer Christen ermuntert, sich an der Sammlung zu beteiligen. Sie sollen nicht mürrisch und unwillig über die ewigen Betteleien aufbegehren, sondern: «Nehmet euch der Notdurft der Heiligen an» (13). Und dann die andere nächstliegende Aufgabe: Rom ist Welt-hauptstadt. Es kommen anhaltend Durchreisende, auch wandernde Christen nach Rom. Die Unterbringungsfrage muss vor allem für die Ärmeren unter den in Rom ansässigen Christen nicht immer leicht gewesen sein. Da ermuntert der Apostel: Macht Platz! Rückt zusammen! (Gaugier). Lasst euch nicht nur, weil es nun eben anständigerweise nicht anders geht, schliesslich zum Öffnen der Türen herbei, sondern «herberget gern»! Es heisst im Urtext geradezu: Geht aufs Herbergen aus! Sucht die Gäste! Wartet nicht, ob etwa einer anklopfen möchte, nein, sucht sie, als ob es gut bezahlende Hotelgäste wären. Denkt Paulus an das Wort: «Etliche haben Engel beherbergt und wussten es nicht»? Oder hat er das Abschiedswort des Herrn im Ohr: «Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt»? Für die Heiden ist Gastfreundschaft Brauch und Ehrensache. Lässt euch nicht durch sie beschämen! Für euch ist das Herbergen Sache des Glaubens und der Liebe. «Herberget gern!»

Aber wir tragen ja nicht nur im Gesicht Masken, eine mehr oder weniger dicke Kruste des Privaten umgibt einen jeden Menschen. Um diese zu durchbrechen, braucht es nun schon eine starke, eine glühende Liebe. Wir sind eben schwer brennbarer Stoff, sind wie Holz, das grün ist und nass zugleich und darum so mühsam Feuer fängt. Aber die Liebe aus Gottes Vaterherzen ist glühend. «Die Liebe sei glühend im Geist», sagt der Apostel. Luther übersetzt «brünstig im Geist». Das Wort «Glut» steht im Urtext. «Gib, dass deiner Liebe Glut unsere kalten Werke töte.» Es braucht schon den

Hitzegrad der Liebe Gottes, um uns aus unseren Panzern und Bunkern herauszuholen. Die Liebe aus Gottes Herzen ist so stark, dass sie die Scheidewände zwischen uns durchzubrennen vermag. Sie bewirkt das Wunder der Anteilnahme, das Paulus mit den Worten beschreibt: «Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden» (15). Es handelt sich hier doch wohl um mehr als jene «Herzliche Teilnahme», die in bereits vorgedruckten Formularen bei Todesfall durch die Post vermittelt wird. Es ist vielmehr jenes reife Wunder, das man etwa bei einem Alten und Kranken antrifft, der weiss Gott genug Grund zum Klagen hätte, der sich aber angelegentlichst nach diesem und jenem Gesunden erkundigt. Selber weinend ist er «fröhlich mit den Fröhlichen». Aber nicht weniger ist diese Anteilnahme dort ein Wunder, wo eine über und über glückstrahlende Braut plötzlich über den Hochzeitstisch hinweg in Tränen ausbricht, weil ihr eben ihre ältere Schwester in den Sinn gekommen ist, von der sie weiss, dass ihr der Weg in die Ehe versperrt sein wird; selber glückstrahlend «weint sie mit den Weinenden». Das ist das Geheimnis der teilnehmenden Liebe. Und zwar immer zur rechten Zeit und am richtigen Ort. Die nicht ganz leicht erklärbare Mahnung: «Schicket euch in die Zeit» meint jedenfalls das, dass die Liebe den rechten Augenblick zur Teilnahme und zur Hilfeleistung erkennt. Sie verpasst die Zeit nicht. Wer rasch hilft, hilft nicht selten doppelt.

Schliesslich zeigt der Apostel, wie diese Liebe vom Herzen Gottes her auf dieser Erde unverkennbar zwei Bewegungsrichtungen bevorzugt und einschlägt; und beide gehen unserem natürlichen Wesen so wider die Haare, dass man besorgt werden möchte, ob das «Herz aller Dinge» solchem Widerstand gewachsen sei, oder ob ihm damit nicht einfach zu viel zugemutet werde. Aber es ist ja Gottes Herz, und das ist stark. Die eine dieser Bewegungsrichtungen geht abwärts, die andere auswärts.

Das ist wohl das auffälligste Kennzeichen der Liebe Gottes, dass sie einen deutlichen Zug nach unten in sich trägt. Sie hat eine Neigung zu den Kleinen, Unbeachteten und Zertretenen. Sie hat umgekehrt, wenn nicht gerade eine Abneigung, so doch eine gewisse Zurückhaltung und Wachsamkeit dem Hohen, Grossen und Mächtigen gegenüber. Wo hoch angegeben wird, verstummt sie und ist nicht gern dort dabei, wo man hoch baut. Ich möchte sogar bezweifeln, ob die Liebe Gottes an hohen Kirchtürmen ein besonderes Wohlgefallen finde. So soll es die Gemeinde Christi nie verleugnen, dass die Lieblingsrichtung ihres Herrn und Meisters abwärts geht. Seltsam widerspruchsvoll will es uns tönen, aber es ist dem so: Sonst, wer ein leistungsfähiges Herz hat, steigt gern bergan, wer aber vom Herzen Gottes her gestärkt ist, bekommt Kraft zum Abstieg. Wie müssen gerade die Christen in der Cäsarenstadt Rom aufgehorcht haben über der Mahnung: Trachtet nicht nach hohen Dingen, sondern haltet euch herunter zu den Niedrigen» (16).

Geht die erste Bewegungsrichtung der Gottesliebe hinunter, so die zweite hinaus. Sie lässt sich nicht auf die Nächsten beschränken, möchte nicht nur Liebe zu den Glaubensbrüdern sein, sondern Liebe zu den Aussenstehenden, zum Fremdling. Der liebe Gott hat nicht auf Nietzsche warten müssen, der einst etwas grosssprecherisch ausrief: «Ich will euch die Fernstenliebe lehren», Gott hat das längst selber besorgt: «Ist es möglich, so viel an euch liegt, so habt mit allen Menschen Frieden» (18). «Ist es möglich», sagt Paulus nüchtern, denn er weiss, wenn es zum Zanken zwei braucht, so auch zum Friedenhaben. Wenn es aber Streit gibt, dann soll er vom anderen ausgehen, nie von uns, und der Christenmensch soll der erste sein, der die Hand zum Frieden bietet.

Die Liebe vom Herzen Gottes her bleibt aber Liebe auch dann, wenn der Fremdling sogar zum Gegner wird, zum Feind und Angreifer. Von einem Recht zur Notwehr sagt

hier Paulus nichts. Auch der Angreifer, der zu Tätlichkeiten übergeht, soll durch uns Gottes Liebe erfahren. Es ist vor allem zweierlei, das uns der Apostel im Blick auf den Feind verbietet: das Fluchen und das Rächen. «Segnet, die euch verfolgen, segnet und fluchet nicht» (14). Und das Rächen. Wir sollen uns nicht um die Gerechtigkeit ängsten. Eine Liebe ohne Recht, das haben wir gerade im Brief an die Römer immer wieder festgestellt, ist nicht Gottes Sache. Im Gegenteil, der Glaube an den, dessen die Rache ist und der sagt «ich will vergelten», nimmt uns die Sorge um die Gerechtigkeit ab. Er hat Mittel und Wege genug, der Gerechtigkeit Genüge zu tun. «Rächet euch selber nicht, meine Liebsten, sondern gebet Raum dem Zorn Gottes; denn es steht geschrieben: 'Die Rache ist mein; ich will vergelten, spricht der Herr.'»

Aber nicht nur Abstand nehmen und auf Fluch und Rache verzichten heisst uns Gottes Liebe, sondern sie drängt geradezu zur Offensive, zum Angriff mit den Waffen, die ihr in die Hand gegeben sind. Man darf dazu frei werden, im Feind und Angreifer nicht den Bösewicht zu sehen, sondern den Gehetzten und Geplagten. So hell-sichtig macht sie, die Liebe Gottes, dass sie durchs feindliche Visier hindurch das wahre Angesicht des Feindes sieht, ist dieser doch erst recht der Verlorene, für den Christus starb. Ist Christus nicht für uns gestorben, als wir, wir selber, noch Feinde waren? Wie sollten gerade wir im Feind nicht den Verlorenen sehen, den heimlich Hungernden und Dürstenden? «So nun deinen Feind hungert, so speise ihn; dürstet ihn, so tränke ihn. Wenn du das tust, so wirst du feurige Kohlen auf sein Haupt sammeln» (19.20). Da ist sie wieder, die Glut der Gottesliebe. Feurige Kohlen aufs Haupt des Gegners sammeln, das ist nicht ein Anfall von Charakterschwäche des Gläubigen, sondern die eine Kampfhandlung, welche ihm die Liebe erlaubt und gebietet. Das ist Glaube an den unbedingten Sieg der Gottesgüte über alle Bosheit. Ist dieser Glaube etwa

phantastischer und utopischer als der Glaube an die Atombombe als wirksame Waffe? «Lass dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem» (21). Das Gute ist stärker als das Böse, weil Gottes Herz gut ist. Alles hat seine Grenzen, aber die Liebe Gottes «höret nimmer auf».

Aus Unternehmerkreisen ist eine Lehre hervorgegangen, die den Namen trägt «Human Relations», auf deutsch «Menschliche Beziehungen». Diese Lehre sagt, die eigentliche Not unseres Wirtschaftslebens bestehe darin, dass uns die menschlichen Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern abhanden gekommen sind. Und nun geht man mit viel redlichem Bemühen, auch mit Hilfe von allerlei technischen Kunstgriffen daran, diese abgerissenen und verlorenen Fäden wieder zu knüpfen (vgl. Robert Jungk: «Die Zukunft hat schon begonnen»). Hier ist sicher eine der tiefsten Nöte unseres Geschlechtes aufgedeckt. Nicht nur in unseren Industriebetrieben und öffentlichen Verwaltungen, sondern schon in unseren Ehen und Familien sind die zarten Bande menschlicher Gemeinschaft beschädigt und zerstört. Aber diesem tiefsten Schaden ist kaum mit noch so gut gemeinten Anstrengungen beizukommen. Dieser Schaden weist hin auf eine noch tiefere, die eigentliche Beziehungs-krankheit: Das eine Band, die Beziehung zu Gott, ist zerrissen. Wir haben die Beziehungen zum Herzen Gottes abgebrochen und sind in die Fremde gezogen. Um diese eine Beziehung wieder zu knüpfen, braucht es das Opfer. Und Gott hat sich bereit erklärt, dieses Opfer zu bringen. Das heisst, Gott hat nie aufgehört, an uns Menschen festzuhalten. Sein Festhalten an uns törichten Ausreissern hat er uns offenbart im einmaligen Opfer seiner Menschwerdung bis zur Krippe und bis zum Tod am Kreuz. Und wer an dieses Opfer Gottes glaubt, der ist nun seinerseits zum Opfer aufgerufen: «Begebet eure Leiber zum Opfer, das da lebendig und heilig und Gott wohlgefällig sei» (12,1).

Auf alle Fälle aber kann die Liebe Gottes in dieser Welt nur leidend existieren. Christus sucht und ruft darum Christen, die bereit sind, durch alle Widerstände hindurch im Glauben daran festzuhalten, dass Gott das Herz aller Dinge ist und dass seine Liebe genügt, Christen, die da, wo es verzweifelt aussieht, nicht verzweifeln, sondern «fröhlich sind in Hoffnung» (12). Christen, die auch im Leiden und Sterben gläubig am Sieg der Liebe festhalten, die also «geduldig sind in Trübsal». Und schliesslich sucht er Christen, die stellvertretend im Gebet festhalten für eine verlorene Welt, welche zuerst ihre göttliche Beziehung gelöst hat und darum auch aus ihren menschlichen Beziehungen heraus gefallen ist, «anzuhalten am Gebet». Zu diesem gläubigen, opferbereiten Festhalten für alle Menschen sind wir hier aufgerufen: «Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet.»

Der Staatsgewalt unterworfen auf Hoffnung

¹ Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. ² Wer sich nun der Obrigkeit widersetzt, der widerstrebt Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden über sich ein Urteil empfangen. ³ Denn die Gewaltigen sind nicht den guten Werken, sondern den bösen zu fürchten. Willst du dich aber nicht fürchten vor der Obrigkeit, so tue Gutes, so wirst du Lob von ihr haben. ⁴ Denn sie ist Gottes Dienerin dir zu gut. Tust du aber Böses, so fürchte dich; denn sie trägt das Schwert nicht umsonst: sie ist Gottes Dienerin, eine Rächerin zur Strafe über den, der Böses tut. ⁵ Darum ist's not, untertan zu sein, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen. ⁶ Derhalben müsst ihr auch Steuer geben; denn sie sind Gottes Diener, auf diesen Dienst ständig bedacht. ⁷ So gebet nun jedermann, was ihr schuldig seid: Steuer, dem die Steuer gebührt; Zoll, dem der Zoll gebührt; Furcht, dem die Furcht gebührt; Ehre, dem die Ehre gebührt.

⁸ Seid niemand nichts schuldig, als dass ihr euch untereinander liebet; denn wer den andern liebt, der hat das Gesetz erfüllt. ⁹ Denn was da gesagt ist: «Du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht töten; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugnis geben; dich soll nichts gelüsten», und so ein anderes Gebot mehr ist, das wird in diesem Wort zusammengefasst: «Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.» ¹⁰ Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. So ist nun die Liebe des Gesetzes Erfüllung.

¹¹ Und weil wir solches wissen, nämlich die Zeit, dass die Stunde da ist, aufzustehen vom Schlaf, sintemal unser Heil jetzt näher ist, denn da wir gläubig wurden; ¹² die Nacht ist

vorgerückt, der Tag aber nahe herbeigekommen. So lasset uns ablegen die Werke der Finsternis und anlegen die Waffen des Lichtes. ¹³ Lasset uns ehrbar wandeln als am Tage, nicht in Fressen und Saufen, nicht in Kammern und Unzucht, nicht in Hader und Neid; ¹⁴ sondern ziehet an den Herrn Jesus Christus und wartet des Leibes, doch also, dass er nicht geil werde. Römer 13

Wer dies Kapitel aufmerksam und im Zusammenhang zu Ende liest und sich nicht nur mit seinem berühmten Eingang begnügt, dem kann eine gewisse Spannung nicht verborgen bleiben, die hier zwischen Anfang und Ende besteht. Eingang steht da zu lesen: «Jedermann sei untertan der Obrigkeit», während das Kapitel in den bewegten Ruf ausklingt: «Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe herbeigekommen.» Dabei kommt einem jenes Haus in den Sinn, das sich zwischen Adelboden und Frutigen links am Wegrand befindet, an dem in weithin sichtbaren Buchstaben der Spruch zu lesen ist: «Die Zeit vergeht, das End ist nah / Bald kommt der Herr. Hallelujah», wobei Haus und Spruch seltsamerweise frisch gestrichen sind; sein Bewohner rechnet offensichtlich mit der Wiederkunft Christi, erwartet das Ende, und nun - merkwürdig unlogisch und unkonsequent - nun lässt er sein Heimwesen nicht verlottern, sondern hält es blitzsauber in Ordnung und streicht es gar noch neu an. Aber eben, genau das ist Gottes Logik, und eben das meint der Apostel, wenn er vom «vernünftigen Gottesdienst» (12,1) spricht. Die göttliche Logik, die das vergängliche Haus frisch anstreicht, obschon «der Tag nahe herbeigekommen ist», wird in diesem 13. Kapitel des Briefes an die Römer besonders drastisch sichtbar. Ganz zugespitzt könnte man es vielleicht so sagen: Im Häuschen zwischen Adelboden und Frutigen hätte der Apostel Paulus wohnen können.

«Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe herbeigekommen. Die Stunde ist da, aufzustehen vom Schlaf» (11.12). Es ruft hier wie im alten Volkslied: «Es taget vor dem Walde /

Stand uf, Kätterlin!» So wie Unzählige in dieser Stadt Morgen für Morgen durch den Wecker oder von der Mutter aus dem Schlaf gerüttelt werden, so ruft hier der Apostel den Christen in Rom zu, dass «die Stunde da ist»; nur, dass es sich hier nicht um einen gewöhnlichen Arbeitstag handelt, auch nicht um einen unserer Sonntage, sondern um den letzten, um den Jüngsten Tag. Dieser, teilt der Apostel hier mit, ist nah, er ist näher als damals, da wir zum Christenglauben übertraten. Das will offenbar heissen, dass ein Paulus nicht nur so im weiten Bogen, von Jahrhundert zu Jahrhundert auf die Wiederkunft Christi wartet, sondern kurzfristig von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag. Und dann die Aufforderung: Erhebet euch! Reibt die Schlaftrunkenheit aus den Augen! Legt das Nachtgewand nieder, zieht die Tageskleider an. Was diese Tageskleider sind - Paulus redet oft davon und findet jeweilen fast nicht Worte, sie zu beschreiben - bald könnte man auf Festgewänder schliessen, bald auf Arbeitskleider oder gar auf den Waffenrock - die Tageskleider mögen von allem etwas an sich haben, hier sagt er kühn zusammenfassend: «Ziehet den Herrn Jesus Christus an!» (14). Wenn es an einem Orte gilt, jenes «Kleider machen Leute», dann hier. Durch dieses Kleid, durch das Gewand des Erlösers, werden Leute gemacht, durch diesen Anzug, durch dieses Überkleid wird man Christ. Wer dieses Ehrenkleid anzieht, der ist ein Bürger des kommenden Reiches, der trägt den Waffenrock des himmlischen Königs und ist eingekleidet in Gottes grosse Armee.

Natürlich kann jetzt der Konflikt mit der alten Welt, in der wir ja auch noch Bürger und Soldaten sind, nicht ausbleiben; es kann gar nicht anders sein, als dass Spannung und Kampf entstehen. «Stellet euch nicht dieser Welt gleich» (12,2). Dem Nachtleben - wir sagen das jetzt auf die Gefahr hin, dass etliche hier sind, die sich etwas darauf zugute halten, gestern Abend (es war Volksfest mit Freinacht) nicht dabei gewesen zu sein - dem Nachtleben, den

Nachtbubenstreichen, dem Fressen und Saufen, der Unzucht, dem Hader, Neid und Streit um Mein und Dein - dem allem wird nun der Abschied gegeben, und das Tagleben hat begonnen; die Werke der Finsternis sind niedergelegt, und die Waffen des Lichtes treten in Aktion. Vom nachmaligen Kirchenvater Augustin wissen wir - er erzählt es selber -, dass er nach Jahren toller Ausschweifungen eines Tages eine Stimme hörte: «Nimm und lies!» Und wie er eine Bibel zur Hand nimmt und aufschlägt, fällt sein erster Blick auf dieses Wort im Brief an die Römer - und von da an kehrt er dem Nachtleben den Rücken, es liegt hinter ihm, nun schreitet er in den Morgen hinein, der jenen Tag ankündigt, von dem der Apostel hier sagt, er sei nahe herbeigekommen.

Im grossen Lichte des Jüngsten Tages soll und darf nun offenbar auch das andere Wort verstanden werden, das da so seltsam unvermittelt am Eingang von Römer 13 steht, das berühmte Wort von der Stellung des Christenmenschen zur Staatsgewalt. Wenn wir recht sehen, sind es drei Sätze, die da unser Verhältnis zur vergänglichen Obrigkeit christlich regeln. Einmal «Wo Obrigkeit ist, da ist sie von Gott verordnet.» Zweitens: Die Obrigkeit ist «Gottes Dienerin», weil sie das Gute fördert und die Gutwilligen lohnt, das Böse unterdrückt und die Böartigen bestraft. Und drittens: «Jedermann sei darum untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.»

Es ist kein schlechtes Zeichen, wenn es uns beim Anhören dieser drei Sätze nicht allzu wohl zumute ist, wenn uns beim Aufschlagen von Römer 13 jeweilen ein gewisses Unbehagen beschleichen will. Ich scheue mich nicht, zu gestehen, dass mir zum Beispiel die scheinbar so bedenkenlose und unbekümmerte Allgemeinverbindlichkeit dieser drei Sätze etwas Mühe bereitet hat. Eine Fülle von Fragen will da auf uns einströmen. Einmal «wo Obrigkeit ist, da ist sie von Gott» - da meldet sich die vielleicht spezifisch schweizerische, demokratische Frage: Und wenn die Partei, deren

Mitglied ich bin, am Sonntag den Wahlkampf verloren hat und die Gegenpartei ans Ruder gekommen ist - ist die dann auch von Gott verordnet? Eine andere Frage: Wenn die Obrigkeit nicht landesväterlich, sondern «neronisch» ist - und zur Zeit, da Paulus den Brief an die Römer schreibt, hat ja in der Welthauptstadt am Tiber tatsächlich ein Nero die Staatsgewalt inne -, ist diese Obrigkeit dann auch von Gott verordnet? Und weiter: Kann man angesichts der Tatsache, dass auch die landesväterliche Regierung aus sündigen Menschen besteht und darum nicht in jedem Fall das Gute fördert, sondern auch imstande ist, dem Bösen Vorschub zu leisten - einfach nur so sagen, sie sei «Gottes Dienerin»? Tönt das nicht etwas voll? Vor allem aber: Wie kann Paulus ausgerechnet Menschen, die dem Jüngsten Tag entgegen schreiten, die das Christuskleid angezogen haben, die in die Armee Gottes eingereiht sind, wie kann der Apostel ausgerechnet ihnen befehlen: «Seid untertan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat», legt den Waffenrock der weltlichen Obrigkeit an! Kann er das, ohne zu riskieren, dass wir uns sofort wieder «dieser Welt gleichstellen», was wir ja gerade nicht mehr sollen? Wie kann der Apostel von den Kindern des Lichtes geradezu unter Berufung aufs christliche Gewissen die Unterordnung unter jede Staatsgewalt fordern und sagen: «Darum ist's not, untertan zu sein nicht nur um der Strafe willen (für den Fall, dass man erwischt würde), sondern um des Gewissens willen.» «So gebet jedermann, was ihr schuldig seid: Steuer, wem Steuer gebührt, Zoll, wem Zoll gebührt, Furcht, wem Furcht gebührt, Ehre, wem Ehre gebührt»? Das sind Fragen, die sich hier melden können und müssen - und trotzdem, es steht da, und es gilt: «Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet» (1).

Eine erste Antwort auf jene Fragen wäre die allgemeine Überlegung: Ist es nicht herzbewegend und wahrhaft

wunderbar, dass unser grosser Gott seine Schöpfung nicht verleugnet, dass er sich zu ihr bekennt, auch wenn er allen Grund hätte, sich unser zu schämen und uns zu verleugnen? Wenn aber er, aus seinem unergründlichen Vatererbarmen heraus, in unendlicher Treue und Geduld seine gefallene und vergehende Schöpfung sozusagen ernst nimmt, dann steht es auch uns, ja gerade uns, den Kindern des Lichts, gut an, wenn wir sie auch ernst nehmen. Gerade wir, die wir unser Vaterland im Himmel haben, sollen und dürfen unser irdisches Vaterland ernst nehmen - nicht zu ernst, nicht tragisch, als wäre unsere irdische Heimat ewig, aber immerhin ernst. Unser irdisches Vaterland ist gleichsam jenes Wohnhaus im Berner Oberland, an dem der Spruch steht, und das wir nun dennoch neu anstreichen. Es wäre keine göttliche, es wäre eine schlechte Logik, und es wäre unvernünftiger Gottesdienst, den Staat zu verachten, zu vernachlässigen oder gar zu negieren mit der Begründung, man sei nun halt ein Gotteskind und Bürger des Himmelreiches. Wenn doch Gott schon die Lilien auf dem Felde, die heute blühen und morgen abgehauen und in den Ofen geworfen werden, schöner kleidet, als Salomo in aller seiner Königspracht gekleidet war, wie sollte Gott den vergänglichen Einrichtungen, wie sollte er dem Staatsgehäuse nicht auch ein wenig Aufmerksamkeit und Sorgfalt schenken? Und erst recht wir! Wie sollten wir unser irdisch Haus, diese Hütte, auch wenn sie abgebrochen wird, nicht auch neu streichen und mit aller Sorgfalt herausputzen helfen! Auch wenn diese alte Welt das sinkende Schiff ist, so haben doch gerade wir Gotteskinder kein Recht, Ratten zu sein, die das Schiff verlassen, gerade wir haben auf dem Posten zu stehen, solange das Schiff fährt, solange es noch schwimmt, solange es noch schwebt. Wir haben hier, wissend um Gottes Treue, der Erde treu zu sein. Darum: «Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.» Darum: «Steuer, wem Steuer gebührt; Zoll,

wem Zoll gebührt; Furcht, wem Furcht gebührt; Ehre, wem Ehre gebührt» (7).

Welch eine Wohltat Gott uns dadurch erweist, dass er sich nicht vom sündhaften Staat distanziert, sondern ihn in sein Erbarmen hinein schliesst, zeigt uns eine kleine Episode aus Bojers «Lofotfischer». Der nordische Schriftsteller Johan Bojer schildert da, wie eines Tages ein riesiger Schwarm Fische sich in einem Fjord angesammelt hat, wovon die Kunde sich wie ein Lauffeuer auf dem Meer herumspricht. Ein halbes Dutzend Grossfischer sind die ersten auf dem Platz, riegeIn mit ihren Jachten den Fjord kurzerhand ab und beanspruchen die ganze Beute allein für sich. Solches lassen sich aber die Mittel- und Kleinfischer als freie Söhne des Meeres nicht gefallen. Sie scharen sich zusammen und erzwingen sich den Zugang zur Fangstelle; kaum drinnen, bricht aber der Zwist unter ihnen selber aus, indem die Netzfischer die kleinen Angelfischer verdrängen. Schliesslich ist es drauf und dran, dass die Schlägerei sich zu einem Vernichtungskampf aller gegen alle entwickelt. In diesem Augenblick ertönt weit draussen auf dem Meer ein Signal. Die Streitenden stutzen. Ein kleiner Dampfer hebt sich am Horizont ab. Ein Wimpel flattert. Jetzt wird vorn auf dem Schiff eine hochragende Gestalt mit weisser Mütze sichtbar. Es ist des Königs Schiff, des Königs Fahne, es ist der vereidigte Beamte des Königs, der zu Land und Meer die geltenden Gesetze vertritt. Ein paar Befehls Worte, und binnen kurzem ist jedem sein Platz zugewiesen, und jeder kann in Frieden und Ordnung nach seinen Möglichkeiten dem Fang obliegen. Jeder bekommt Freiheit zur Arbeit, und jedem wird zugleich sein Wirkungsraum beschränkt, damit der Grosse nicht den Mittleren, dieser nicht den Kleinen und dieser nicht den Kleinsten erdrücke. Es braucht wenig Phantasie, um diesen Vorgang sagen wir einmal auf die moderne Landstrasse mit ihren Fussgängern, Radfahrern, Rollern, Personen- und Lastwagen zu übertragen.

Von hier aus ahnen wir jetzt, warum der Apostel den Christen in Rom schreibt und gebietet: «Es ist keine Obrigkeit ohne von Gott. Wo aber Obrigkeit ist, die ist von Gott verordnet. Sie ist Gottes Dienerin, dem Guten zum Lohn, dem Bösen zur Strafe, darum «jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.» Paulus sagt dieses harte «untertan» uns zu gut, denn die Obrigkeit verhütet das Faustrecht, den Vernichtungskrieg aller gegen alle, den Hereinbruch des Chaos. Ohne Obrigkeit könnte der Mensch, nota bene auch der Christ und das Gotteskind, wie die Dinge hier nun einmal liegen, überhaupt nicht existieren. «Darum ist's not, untertan zu sein» (5). Gewiss, für uns nicht gerade eine schmeichelhafte Feststellung! Es wäre bestimmt schöner, wenn wir Menschen, wenn wir Christen friedlich nebeneinander fischen und jagen und pflügen und radeln und handeln und wandeln könnten. Das wäre das Paradies auf Erden; aber wir haben das Paradies verloren, draussen steht der Engel der Gerechtigkeit mit dem blossen, hauenden Schwert. Gewiss ist Christus zu uns herausgekommen und ist bei uns alle Tage bis an der Welt Ende, aber das Paradies in seiner Vollendung ist nicht schon wieder da, wir stehen im Glauben an Christus noch zwischen Tag und Nacht, dem Morgen entgegen schreitend. Und Gott hat das Schwert seiner Gerechtigkeit vorläufig dem Staat treuhänderisch anvertraut, der Gott, von dem es heisst: «Mein ist die Rache, ich will vergelten.» Beim Schwert, das Gott der Obrigkeit anvertraut hat, fällt auf, dass mehr an ein Richtschwert gedacht ist als an ein Kriegsschwert. Als vorläufigen Ersatz, notbehelfsmässig hat uns Gott bis zum Hereinbruch des vollen Tages die Notordnung des Staates gesetzt und geschenkt. Sie kann uns den verlorenen Paradiesesfrieden niemals ersetzen, den ersetzt uns Christus allein, aber die Obrigkeit kann verhindern, dass die Erde zur unbewohnbaren Hölle wird. Darum will Gott, dass es einen Staat gibt. Und wer sich diesem seltsamen Diener der vorläufigen Gerechtigkeit und des

vorläufigen Friedens widersetzt, der widersetzt sich Gott. Darum soll jedermann untertan sein der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Wir Gotteskinder, die wir selber jeden Atemzug unseres Lebens aus Gottes Geduld und aus Christi Barmherzigkeit herholen, gerade wir sollen uns nicht pharisäisch distanzieren vom sündhaften Staat. Wir dürfen ihn und seine Vertreter mit einschliessen in jenes Erbarmen, in das wir selber durch Christus eingeschlossen sind. Natürlich begleitet uns dabei die Gefahr, dass man sich «dieser Welt gleichstellt» auf Schritt und Tritt, und es gilt, wachsam ein Gast und Fremdling zu bleiben hier auf Erden bis auf jenen Tag. Aber ein Fremdling ist man als Gotteskind nicht nur abseits, sondern unter Umständen mitten in der Welt. Darum soll es uns Gewissenssache, Herzensanliegen sein, der Obrigkeit uns zu unterstellen, die Gewalt über uns hat. Dies «untertan» von Römer 13 erinnert uns an das «unterworfen auf Hoffnung» in Römer 8. So wie dort aller Kreatur Unterwerfung verordnet ist, so ist hier dem Gotteskind das Untertansein zugemutet und befohlen.

Gewalt - Gericht - Gerechtigkeit - Schwert - eine harte Ordnung! Nun aber fällt dem aufmerksamen Leser auf, dass diese Worte von unserem Unterworfensein unter die Staatsgewalt im Römerbrief förmlich eingebettet sind in Worte von der Liebe. Eine Ermahnung zur Feindesliebe geht unmittelbar voraus (Kap. 12,19-21), und eine Ermahnung, mit Liebe das Gesetz zu erfüllen, folgt gleich hinterher; ist das von ungefähr? Oder bedeutet das am Ende auch etwas für unser Verhalten zum Staat, dass Paulus vorher und nachher so eindringlich von der Liebe spricht? «Seid niemand nichts schuldig» (8-10). Tut eure Schuldigkeit, auch dem Staat gegenüber. Aber das Einhalten der geltenden Vorschriften ist für das Gotteskind sozusagen das selbstverständliche Minimum. Von uns Christen aber erwartet Gott offenbar mehr, uns traut er zu, dass wir das gesetzliche Minimum durch Liebe überbieten. «Du sollst deinen Nächsten lieben wie

dich selbst», so lautet die Zusammenfassung aller Gebote; in der Liebe werden alle Gesetze nicht nur erfüllt, sondern mehr als erfüllt, überboten.

Von hier aus ist nun noch einmal ein kleines Wort über unser Verhältnis zum Staat zu sagen. Wir haben bemerkt, dass z. B. von der Staatsform bei Paulus nicht ausdrücklich die Rede ist. Und doch kann uns Christen, eben um der Liebe willen, die des Gesetzes Erfüllung ist, die Staatsform und der Zustand des Staatswesens nicht gleichgültig sein. Wir sind um der Liebe willen aufgerufen, an der guten und an der besseren Gestaltung der öffentlichen Dinge verantwortlich mitzuarbeiten, wo immer sich uns Gelegenheit bietet. Es hat einmal einer den Staat verglichen mit einem genagelten Bergschuh, der den Fuss vor Verletzung bewahrt und das zarte Leben schützt. Aber nun kann es bekanntlich vorkommen, dass solch eisenbeschlagener Bergschuh, anstatt das Leben zu schützen, den Fuss drückt und wanderunfähig macht. Es gibt «passende» und «nicht passende» Staatsformen, genau wie bei den Schuhen. Eine Staatsform, ein Staatswesen ist umso besser, je weniger Leute darin «der Schuh drückt». Wenn die grosse Mehrheit eines Staates «der Schuh drückt», dann dürfte es an der Zeit sein, «Schuhe zu wechseln». Um der Liebe willen, die mehr tut als das gesetzliche Minimum, sollen wir Christen bei solch nicht immer ungefährlichen Regierungswechseln nicht die anderen die Kastanien aus dem Feuer holen lassen, die wir dann nachher, post bellum, noch so gern mit geniessen, sondern sollen uns, wo es möglich ist, daran aktiv beteiligen. Von solcher Vermenschlichung der harten Staatsgewalt von der Liebe her wissen wir als Christen in Nüchternheit zweierlei: Einmal, auch die humanste, auch die landesväterlichste Regierung ist Obrigkeit, die das Schwert führt. Und dann: Auch wenn Regierungen wechseln, die Staatsgewalt in ihrem Grundwesen bleibt bis auf jenen Tag, denn «sie ist von Gott verordnet».

So sind wir dem Staat unterworfen auf Hoffnung bis zum Jüngsten Tag.

Aber es könnte schliesslich der Grenzfall eintreten, dass eine Obrigkeit sich nicht mit dem Ehrentitel begnüge, den ihr der Apostel in diesem Kapitel unter dreien Malen verleiht, dass sie «Gottes Dienerin» sei. Eine Regierung könnte auf die wahnwitzige Idee verfallen, anstatt Gottes Dienerin, Gottes Herrin sein zu wollen. Diese Obrigkeit, welche die von Gott ihr gesetzte Schranke durchbricht, ist der Totalstaat, die Obrigkeit der Wahnsinnigen. Hier wird nun vollends offenbar, dass zwischen untertän und untertänig ein wesentlicher Unterschied besteht. Ja, es hat dann die schwere Stunde geschlagen, da man als Gotteskind den Konflikt zwischen «Widerstand und Ergebung» durchleiden muss. Der Deutsche Dietrich Bonhoeffer und nicht wenige mit ihm haben in der Zeit des Dritten Reichs diesen Konflikt in seiner ganzen Bitterkeit und seiner ganzen Seligkeit durchkosten müssen und dürfen. Da tritt dann jeweilen das Wort Daniels in Kraft, der von Gott sagt: «Er ändert Zeit und Stunde, er setzt Könige ab und setzt Könige ein.» Das ist dann jener Zustand der ersten Christen unmittelbar nach Pfingsten, da das obrigkeitliche Redeverbot sie traf, dem sie den Gehorsam verweigern mussten, weil sie eben vorher das Redegebot Christi erhalten hatten, und «man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen» (Apg. 5,29). Das ist der äusserste Grenzfall, wo es gilt, aus Treue zu Gott und aus Liebe zu den Menschen in demütiger Bereitschaft Verfolgung entgegenzunehmen.

Diese Bereitschaft zur Geduld in der Trübsal, zum unverdrossenen Anhalten in Fürbitte und Gebet ist eine Frucht der fröhlichen Hoffnung, die am Schluss von Römer 13 so besonders kräftig bezeugt wird, jener grossen Hoffnung, die bekennt: «Die Nacht ist vorgerückt, der Tag ist nahe herbeigekommen.» Die fröhliche Hoffnung weiss nämlich, dass die Reiche dieser Welt vergehen, das Reich aber bleibt. Die Herren dieser Welt gehen - der Herr aber kommt. Und nun

heisst es, aufstehen vom Schlaf, wie jener Mann in Adelboden täglich der Wiederkunft Christi entgegenschauen, dabei das vergängliche Haus bestellen, vor allem aber: «Ziehet den Herrn Jesus Christus an.» Seid untertan, unterwerfet euch, aber - auf Hoffnung.

Die Schwachen und die Starken

¹ Den Schwachen im Glauben nehmet auf und verwirret die Gewissen nicht. ² Einer glaubt, er möge allerlei essen; welcher aber schwach ist, der isst Kraut. ³ Welcher isst, der verachte den nicht, der da nicht isst; und welcher nicht isst, der richte den nicht, der da isst; denn Gott hat ihn aufgenommen. ⁴ Wer bist du, dass du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn. Er mag aber wohl aufgerichtet werden; denn Gott kann ihn wohl aufrichten. ⁵ Einer hält einen Tag vor dem andern; der andere aber hält alle Tage gleich. Ein jeglicher sei in seiner Meinung gewiss. ⁶ Welcher auf die Tage hält, der tut's dem Herrn; und welcher nichts darauf hält, der tut's auch dem Herrn. Welcher isst, der isst dem Herrn, denn er dankt Gott; welcher nicht isst, der isst dem Herrn nicht und dankt Gott. ⁷ Denn unser keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber. ⁸ Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. ⁹ Denn dazu ist Christus auch gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, dass er über Tote und Lebendige Herr sei. ¹⁰ Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder, du anderer, was verachtest du deinen Bruder? Wir werden alle vor den Richtstuhl Christi dargestellt werden; ¹¹ denn es steht geschrieben: «So wahr als ich lebe, spricht der Herr, mir sollen alle Knie gebeugt werden, und alle Zungen sollen Gott bekennen.» ¹² So wird nun ein jeglicher für sich selbst Gott Rechenschaft geben.

¹³ Darum lasset uns nicht mehr einer den andern richten; sondern das richtet vielmehr, dass niemand seinem Bruder einen Anstoss oder Ärgernis darstelle. ¹⁴ Ich weiss und bin gewiss in dem Herrn Jesus, dass nichts gemein ist an sich selbst; nur dem, der es rechnet für gemein, dem ist's gemein. ¹⁵ So aber dein Bruder um deiner Speise willen

betrübt wird, so wandelst du schon nicht nach der Liebe. Verderbe den nicht mit deiner Speise, um welches willen Christus gestorben ist. ¹⁶ Darum schaffet, dass euer Schatz nicht verlästert werde. ¹⁷ Denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geiste. ¹⁸ Wer darin Christo dient, der ist Gott gefällig und den Menschen wert. ¹⁹ Darum lasset uns dem nachstreben, was zum Frieden dient und was zur Besserung untereinander dient. ²⁰ Verstöre nicht um der Speise willen Gottes Werk. Es ist zwar alles rein; aber es ist nicht gut dem, der es isst mit einem Anstoss seines Gewissens. ²¹ Es ist besser, du essest kein Fleisch und trinkest keinen Wein und tuest nichts, daran sich dein Bruder stösst oder ärgert oder schwach wird. ²² Hast du den Glauben, so habe ihn bei dir selbst vor Gott. Selig ist, der sich selbst kein Gewissen macht in dem, was er annimmt. ²³ Wer aber darüber zweifelt, und isst doch, der ist verdammt; denn es geht nicht aus dem Glauben. Was aber nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde.

15,¹ Wir aber, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen und nicht Gefallen an uns selber haben. ² Es stelle sich ein jeglicher unter uns also, dass er seinem Nächsten gefalle zum Guten, zur Besserung. ³ Denn auch Christus hatte nicht an sich selber Gefallen, sondern wie geschrieben steht: «Die Schmähungen derer, die dich schmähén, sind auf mich gefallen.» ⁴ Was aber zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf dass wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben. ⁵ Der Gott aber der Geduld und des Trostes gebe euch, dass ihr einerlei gesinnt seid untereinander nach Jesu Christo, ⁶ auf dass ihr einmütig mit einem Munde lobet Gott und den Vater unseres Herrn Jesu Christi. ⁷ Darum nehmet euch untereinander auf, gleichwie euch Christus hat aufgenommen zu Gottes Liebe. ⁸ Ich sage aber, dass Jesus Christus sei ein Diener gewesen der Juden um der

Wahrhaftigkeit willen Gottes, zu bestätigen die Verheissungen, den Vätern geschehen; ⁹ dass die Heiden aber Gott loben um der Barmherzigkeit willen, wie geschrieben steht: «Darum will ich dich loben unter den Heiden und deinem Namen singen.» ¹⁰ Und abermals spricht er: «Freuet euch, ihr Heiden, mit seinem Volk!» ¹¹ Und abermals: «Lobet den Herrn, alle Heiden, und preiset ihn, alle Völker!» ¹² Und abermals spricht Jesaja: «Es wird sein die Wurzel Jesse's, und der auferstehen wird, zu herrschen über die Heiden; auf den werden die Heiden hoffen.» ¹³ Der Gott aber der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr völlige Hoffnung habet durch die Kraft des heiligen Geistes. Römer 14,1 - 15,13

«Denn dazu ist Christus gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, dass er über Tote und Lebendige der Herr sei» (9), das sagt der Apostel nicht zu irgendwelchen Leuten, sondern zu den Christen in Rom, zu Christusgläubigen. Sie haben die Botschaft des Römerbriefes zur Kenntnis genommen und bejaht. Was den Kernsatz dieser Botschaft anbetrifft - er lautet: «Denn es ist hier kein Unterschied, sie sind allzumal Sünder und mangeln des Ruhmes, den sie bei Gott haben sollten, und werden ohne Verdienst gerecht, aus seiner Gnade, durch die Erlösung, so durch Christus Jesus geschehen ist» (3,23.24). - Diesen Satz können sie alle einmütig unterschreiben. Es ist bei ihnen eben nicht so, dass sie im Glauben gespalten und uneins wären wie die heutige Christenheit, indem die einen an Jesus Christus als den «alleinigen Trost im Leben und im Sterben» glauben, während die anderen dazu angehalten und geneigt sind, in der Jungfrau Maria eine Miterlöserin, ja neuerdings auch eine Mitbeherrscherin des Universums, und wohl bald sogar eine Mitrichterin am Jüngsten Tag zu verehren. Nein, jene ersten Empfänger und Leser des Römerbriefes verdanken alle ihr Heil allein und ausschliesslich dem einen Christus,

von dem wir hier hören, er sei «dazu gestorben und auferstanden und wieder lebendig geworden, dass er über Tote und Lebendige der Herr sei».

Es ist bei den ersten Christen aber auch nicht etwa so wie in unserer heutigen protestantischen Kirche, da bekanntlich jeder glaubt, und darum auch denkt, redet und tut, was er will, so dass es vorkommen kann, dass auf ein und derselben Kanzel an einem Sonntag so ungefähr das Gegenteil von dem gepredigt wird wie acht Tage zuvor, so dass diese Kirche eine fatale Ähnlichkeit bekommt mit jenem bekannten Londoner Hyde Park, wo man sich ein Vergnügen daraus macht, sich völlig unverbindliche Privatmeinungen mehr oder weniger gerissener Volksredner anzuhören. Nein, es käme damals einem Angehörigen der Christengemeinde auch nicht entfernt in den Sinn, die Vergebung der Sünden und das ewige Leben einem anderen zu verdanken als dem unter Pontius Pilatus gekreuzigten, im Garten des Joseph von Arimathia begrabenen, am dritten Tage auferstandenen und dann zum Himmel aufgefahrenen Christus, der nun sitzt zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten.

Und nun leiden wir heutige Christen so blutig unter der Glaubensspaltung zwischen römisch-katholischem und evangelischem Christentum, und noch viel blutiger unter der Zersplitterung innerhalb der protestantischen Kirche selber, dass man jene ersten Christen um ihrer Glaubenseinheit willen beneiden muss. Ja, aus unserer heillosen Zerrissenheit heraus sind wir geneigt, von jener einheitlichen Bekenntnisgemeinde anzunehmen, es stehe nun in ihr alles in bester Ordnung, es könne ihr überhaupt an nichts mehr fehlen. Die Hauptsache ist bei ihnen vorhanden, eine einheitliche Glaubensgrundlage ist und bleibt die Hauptsache in einer Kirche. Aber der Apostel belehrt uns hier, dass auch eine Kirche im Idealfall immerhin noch Nöte, Sorgen und Probleme haben kann, ist es doch auch in unserem Privatleben bis hinein in

unsere Familien oft genug so, dass man sich zwar im Wesentlichen einig ist, aber auf einmal können in irgendeiner Nebensache Differenzen ernsthafter Art aufbrechen. So ist es hoch bedeutsam, dass ausgerechnet der Römerbrief, der mit solchem Nachdruck und mit solcher Eindeutigkeit die christliche Glaubenslehre darbietet, nun gegen den Schluss hin feststellt: Die Glaubenslehre ist und bleibt zwar das unentbehrliche Fundament der Kirche, aber gesunde Lehre garantiert noch nicht gesunde Gemeinde. Auch bei unverletzter Glaubensgrundlage lauern der Gemeinde sozusagen auf Nebenschauplätzen und in Nebenstrassen noch Gefahren genug; welcher Art diese sind, werden wir gleich erfahren:

Die Weltstadt ist schon damals ein Völkergemisch. Es hat dort Römer und Griechen, Ägypter und Orientalen, Juden und Heiden, auch verschiedene Volksschichten sind vorhanden, Sklaven, Freigelassene und Freie, ebenso mancherlei Rassen, Schwarze, Gelbe und Weisse. Es wäre seltsam, wenn von dieser Buntheit nicht auch etwas auf die weltstädtische Christengemeinde abfärbte. So haben die Römer Christen zwar alle ein und denselben Glauben, aber nicht alle ein und dieselbe Lebensweise. Es gibt unter ihnen welche, die haben von ihrer heidnischen oder jüdischen Vergangenheit her auch nach der Annahme der Christentaufe noch allerlei kleine Gewohnheiten, Neigungen und Eigenschaften beibehalten, ohne dass sie dieselben irgendwie wichtig oder gar tragisch nehmen müssten, auch sehen sie sich dadurch in ihrem Christenglauben in keiner Weise beeinträchtigt oder gar gestört. Es weht um sie her jene freie, gereinigte Luft, wie das bei Menschen, bei welchen die eine grosse Entscheidung gefallen ist, der Fall zu sein pflegt. Ihr Glaube ist wie ein starker Magen, der vieles verträgt, der, wie man bei uns im Volksmund sagt, Rossnägel zu verdauen vermag. Paulus nennt sie darum die im Glauben Starken. Daneben aber leben in der Gemeinde in Rom Christen anderer Art, die sind gegen ihre heidnische oder jüdische Vergangenheit

anfälliger, weniger widerstandsfähig, und darum natürlich auch vorsichtiger und ängstlicher. Diese empfinden das begreifliche Bedürfnis, gegen ihre Vergangenheit und gegen ihre nichtchristliche Umwelt eine Art Schutzgürtel und Isolierschicht anzubringen. Sie behelfen sich, indem sie gewisse Speisen, von denen sie ahnten, es könnte Götzenopferfleisch sein, vermieden, den Weingenuss ablehnten, um nüchtern zu bleiben, und gewisse Fasttage einschalteten. Nicht etwa, dass sie meinten, sich damit ihr Heil verdienen zu können, dieses verdanken alle ersten Christen allein ihrem Herrn Jesus Christus; aber sie benötigen solche Lebensregeln schlicht als Krücken, als Kampfmittel gegen die Macht der rückfälligen Versuchung, die in der Tat nicht allen Christen gleich hart zusetzt. Der Apostel nennt sie die im Glauben Schwachen.

In dieser Situation geschieht nun, was unter Brüdern, zumal unter Glaubensbrüdern, nicht geschehen dürfte: Sie fangen an, gegeneinander zu sein statt füreinander. Die Schwachen kritisieren die Starken, und wenn wir Frommen kritisieren, dann ist immer auch ein gewisser Anspruch auf Vollmacht dabei, Kritik wird in unserem Munde leicht zum Gericht. Sie werden den anderen Unernst und Weltlichkeit vorgeworfen haben. Die Starken aber lassen sich dieses Richten nicht gefallen und geben zurück. Sie schauen ihrerseits auf die Schwachen hinunter und werden ihnen Enge, Humorlosigkeit und Ängstlichkeit vorgeworfen haben. So ergeht sich die eine Seite in hochmütigem Richten, die andere in ebenso hochmütigem Verachten. Und sie alle sind Rechtgläubige, die Richter und ihre Verächter.

Und wie das bei allem Pharisäertum zu geschehen pflegt, unversehens fangen sie an, Unwichtiges wichtig zu nehmen und umgekehrt. Das Essen und Trinken oder der Verzicht darauf wird ihnen wichtiger als das Reich Gottes mit seiner Gerechtigkeit, seiner Freude und seinem Frieden (17). Ob einer in den Nichtraucher einsteige oder in den Raucher, das

wird nun auf einmal wichtig. Ob einer in das Kino gehe oder schon beim Beschauen von Lichtbildern Gewissensbisse bekommt, das wird wichtig. Ob einer im christlichen Hospiz oder im Kornhauskeller zu Mittag esse, wird Gegenstand erhitzter Erörterungen. Hier fährt nun der Apostel drein. Wo ist denn bei ihnen das Eine, was not tut, hingeraten, wo der Eine, dem sie ihr Ein und Alles, ihr Heil verdanken? Sind sie nicht drauf und dran, sich in Nebenfragen zu verlieren und die Hauptsache zu vergessen? Ist es denn nicht selbstverständlich, dass ein jeder Christ all sein Tun und Lassen, sein Essen und Trinken und Rauchen oder seine Abstinenz in der Verantwortung vor seinem Herrn vollzieht? Ja nicht nur Essen und Trinken tun oder lassen wir dem Herr», sondern unser ganzes Leben und Sterben tun wir als dem Herrn Verbundene: «Denn unser keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber. Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum, wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn» (7.8). Ja dadurch, dass wir uns über die Anderen ein Urteil anmassen, greifen und pfuschen wir in Gottes Walten hinein. Denn Gott hat seinen Plan und seinen Weg mit einem jeden seiner Kinder, und Gottes Wirken geht nicht nach unserem Lineal und ist alles andere als uniform. In der Christengemeinde ist Einheit des Glaubens und Vielfalt des Lebens. Christus führt einen jeden so, wie er ihn führen will. Wer einen Glaubensbruder richtet oder verachtet, der masst sich an, Gott am Zeug zu flicken. Damit stellt uns Paulus einmal mehr vor das grosse Geheimnis der Erwählung und der freien Gnade Gottes. Darum: «Wer bist du, dass du einen fremden Knecht richtest? Er steht oder fällt seinem Herrn. Er mag aber wohl aufgerichtet werden; denn Gott kann ihn wohl aufrichten» (4). Darum: «Du aber, was richtest du deinen Bruder? Oder du anderer, was verachtest du deinen Bruder? Wir werden alle vor dem Richterstuhl Christi dargestellt werden. So wird nun ein jeglicher für sich selbst Gott Rechenschaft geben» (10-12).

Aber dadurch, dass der Apostel auf die Anmassung hinweist, die im gegenseitigen Richten oder Verachten liegt, ist in Sachen «Starke und Schwache» noch nicht sein letztes Wort gesagt. Er wendet sich nun speziell an die Starken und gesteht ihnen zunächst zu, dass sie zwar grundsätzlich recht haben. «Ich weiss und bin gewiss in dem Herrn Jesus, dass nichts gemein ist an sich selbst» (14). «Dem Reinen ist alles rein» (Titus 1,15). «Nur dem, der es für gemein rechnet, ist es gemein» (14). Der Christusgläubige ist in eine unerhörte Freiheit hineingestellt. Paulus spricht in diesem Zusammenhang deswegen ausdrücklich den Namen Jesu Christi aus, weil sich die Starken tatsächlich in Bezug auf Essen und Trinken auf ein Wort des Herrn berufen können. «Was zum Munde eingeht, das verunreinigt den Menschen nicht; sondern was zum Munde ausgeht, das verunreinigt den Menschen» (Matt. 15,11). Ja der Apostel stellt sich schliesslich selber in die Reihe der Starken, indem er, sich einschliessend, geradezu sagt: «Wir aber, die wir stark sind...»(15,1). Wie aber, wenn du, Starker, zwar grundsätzlich im Recht wärest, aber du würdest es an der Liebe fehlen lassen? Wenn du deinen schwachen Glaubensbruder mit dem Gebrauch deiner Freiheit betrübtest und verletztest? Und für diesen deinen Bruder ist doch Christus gestorben! Würde nicht ein rücksichtsloser Gebrauch der Freiheit «den Schatz lästern», das heisst, das Evangelium selber antasten, an der Frohbotschaft Abbruch tun? «So aber dein Bruder um deiner Speise willen betrübt wird, so wandelst du schon nicht nach der Liebe. Verderbe den nicht mit deiner Speise, um welches willen Christus gestorben ist. Darum schaffet, dass euer Schatz nicht verlästert wird» (15.16). Oder wie, fährt der Apostel mit seinen Fragen an die Starken fort, wie, wenn ein im Glauben Schwacher, durch dich animiert, gedrängt und verleitet, nun auch anfängt, Heidenfleisch zu essen, Wein zu trinken und seine Fasttage zu unterlassen, wenn er seine Krücken wegwirft und - fällt? Wenn er dabei das Bein oder

gar das Genick bricht? Bist du dann nicht sein Verführer gewesen? Hast du dich dann nicht am Reiche Gottes und an seiner Gerechtigkeit versündigt? Ist dir deine Freiheit zum Essen und Trinken mehr wert als Gottes Reich? «Denn das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, sondern Gerechtigkeit und Friede und Freude in dem heiligen Geiste. Wer darin Christo dient, der ist Gott gefällig und den Menschen wert» (17.18).

Ja Paulus geht noch einen Schritt weiter. Wenn dein schwacher Bruder zwar nicht das Bein bricht oder das Genick - aber wenn er seine Seele bricht? Wenn er ohne innere Überzeugung, mit einem halb guten, halb schlechten Gewissen den Weg der Freiheit innerlich schwankend und nach aussen heuchlerisch ginge? Etwas wider sein Gewissen tun, und wäre es selbst ein irrendes Gewissen, das wäre das Schlimmste, das nicht nur den Leib, sondern die Seele verdürbe in die Hölle. «Verstöre nicht um der Speise willen Gottes Werk. Es ist zwar alles rein; aber es ist nicht gut dem, der es isst mit einem Anstoss seines Gewissens. Wer aber darüber zweifelt, und isst doch, der ist verdammt; denn es geht nicht aus dem Glauben. Was aber nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde» (19-23). Paulus redet hier so massiv, weil ihm ein anderes Herrnwort im Ohr nachklingt, das er zwar nicht zitiert, aber hier fast sicher im Sinne hat: «Wer eines dieser Kleinsten in der Seele schädigt, dem wäre besser, dass ihm ein Mühlstein an den Hals gehängt und er ersäuft würde im Meer, da es am tiefsten ist» (Matt. 18,6).

Aus all diesen sorgfältigen Erwägungen heraus legt der Apostel schliesslich den Starken nahe, auf ihre Freiheiten freiwillig zu verzichten: «Wir aber, die wir stark sind, sollen der Schwachen Gebrechlichkeit tragen» (15,1). Wir sollen nicht uns selber zu Gefallen leben, sondern darnach trachten, dem (schwachen) Nächsten zu gefallen. Und zwar nicht etwa aus Angst vor seinem bösen Maul, vor seinem Richtgeist, das wäre wiederum falsch, sondern wir sollen uns ihm, wie

der Apostel ausdrücklich hinzufügt, anpassen zum Guten, zur Besserung. (Es gibt auch eine Anpassung zum Schlechten hin.) Nicht nur der ist frei, der von seiner Freiheit Gebrauch macht; grössere Freiheit hat, wer auf seine Freiheit freiwillig verzichtet. Ist solch ein Opfer eine ungebührliche und untragbare Zumutung für einen Christenmenschen? Auch da weist Paulus beharrlich auf den Herrn, der uns angenommen, der sich uns zum Guten angepasst, der nicht an sich selber Gefallen hatte, sondern uns zu gut unsere Gebrechlichkeit und unsere Schmach auf sich genommen hat, indem er sich nicht schämte, einer der Unsrigen zu werden: «Denn auch Christus hatte nicht an sich selber Gefallen, sondern wie geschrieben steht: «Die Schmähungen derer, die dich schmähën, sind auf mich gefallen» (3). Was sind unsere Freiheits-Öpferchen im Vergleich zu diesem seinem Opfer! Hier haben die Leute der Trinkerrettung noch einmal recht mit ihrer Parole: «Gerettetsein weckt Rettersinn.» Wer selber die grosse Rettung erfahren hat, kann nicht mehr anders, als dem schwachen Bruder Rettersinn erzeigen, indem er auf ein bisschen persönliche Freiheit verzichtet.

Wo aber nicht allein Einheit im Glauben besteht, sondern auch Liebe zum Bruder vorhanden ist, da hat dieses Glauben und Lieben eine überraschende Wirkung auf die gottesdienstlichen Zusammenkünfte der Gemeinde. Was «zuvor geschrieben», was «uns zur Lehre geschrieben» (4) ist, Gottes Wort, die den Vätern gegebenen Verheissungen leuchten nun auf und werden zur realen Kraft, zur echten Erbauung der Gemeinde. Aus dem gepredigten Verheissungswort strömt der Gemeinde Hoffnungskraft zu, eine solche Hoffnungswirkung, dass die Gemeinde getröstet wird in der Trübsal und auszuharren vermag in der Anfechtung. Gott wird ihr ein «Gott der Geduld und des Trostes» (5). So wird aus dem Zeugnis des Glaubens und der Liebe ein Zeugnis der Hoffnung. Wo geglaubt und geliebt wird, darf die Christengemeinde zu einem wahrhaftigen Hort und Zufluchtsort

der Hoffnungslosen werden. Ein Christenmensch aber unterscheidet sich von seiner nichtchristlichen Umgebung darin, dass er «nicht trauert wie jene, die keine Hoffnung haben». «Was aber zuvor geschrieben ist, das ist uns zur Lehre geschrieben, auf dass wir durch Geduld und Trost der Schrift Hoffnung haben» (4).

Diese Freudigkeit zu den Verheissungen, diese neue Hoffnungskraft aber hat eine weitere Wirkung auf die Gottesdienste: Diese werden zu fröhlichen Anlässen. Christen, die glauben und lieben, dürfen «fröhlich in Hoffnung» sein. Eine Gemeinde, die glaubt, liebt und hofft, wird eine lobende Gemeinde, eine, die gern singt, die kaum den Sonntag zu erwarten vermag, um «aus einem Munde» Gottes Lob anstimmen zu können. Und ihr Abendmahl wird wieder zu dem, was es seinem ursprünglichen Namen nach von Anfang an hätte sein dürfen, zur «Eucharistie», zur Danksagung. Dies Gotteslob hat etwas Umfassendes, es ist weit davon entfernt, nur persönlich im privaten Sinne zu sein, die auf die Schrift gegründete Hoffnung schliesst alle ein, die Juden und die Heiden. Paulus wird in seinem Brief an die Römer von Anfang an nicht müde, diese umfassende Heilshoffnung zu bezeugen. Darum darf es uns nicht wundern, wenn sein Blick jetzt, gegen Schluss seines Briefes, noch einmal sich hebt bis zu den Verheissungen, die einst Abraham und den Vätern für Israel gegeben wurden und in die aus lauter Barmherzigkeit dann auch alle Völker mit eingeschlossen wurden. Um der Verheissungen willen, den Vätern gegeben, ist Christus ein «Diener der Juden geworden» (8), mit Israel zusammen aber werden die Heiden Gottes Barmherzigkeit loben, wie geschrieben steht: «Darum will ich dich loben unter den Heiden und deinem Namen singen», und abermals: «Freuet euch, ihr Heiden, mit seinem Volk», und nochmals: «Lobet den Herrn, alle Heiden, und preiset ihn, alle Völker», «auf dass ihr einmütig mit einem Munde lobet Gott und den Vater unseres Herrn Jesu Christi» (15,5-12).

Diese Kirche, die eins ist im Glauben, Lieben und Hoffen und die wie aus einem Munde Gott loben darf, diese Kirche, die uns der Apostel hier zeigt, bestärkt manch einen unter uns in seinem Heimweh nach der besseren Kirche. Es kennen nicht wenige unter uns dieses Heimweh, und wer es bis heute noch nicht kannte, dem ist es vielleicht durch dieses Kapitel von den Schwachen und den Starken geweckt worden. - Neulich sassen bei zwanzig Männer des Abends um den Tisch und sprachen sich aus über Zeitfragen, über den besorgniserregenden Zustand der Völker. Wer diesem Männergespräch aufmerksam zuhörte, dem musste angenehm auffallen, dass zwar immer neu wieder die Frage laut wurde: «Wo fehlt es denn eigentlich?» - Aber sozusagen jeder, der im Verlauf des Abends das Wort ergriff, zeigte mit dem Finger nicht hinaus auf die arge Welt, sondern hinein in die Christenheit. Liegt der eigentliche Schaden unserer Zeit nicht in der Kirche? Fehlt es letztlich nicht bei uns Christen, bei dir und bei mir? Fehlt es nicht bei uns, die wir jahraus, jahrein Gottes Wort predigen und hören, und geht doch so wenig Licht und Kraft, Trost und Geduld, Freude und Frieden, Heilung und Hilfe, so wenig Initialzündung und Impuls von unseren gottesdienstlichen Zusammenkünften aus? Auf diese Frage nach dem Schaden, der im Hause Gottes liegt, hat uns der Apostel heute Antwort gegeben. Es ist nützlich und ratsam, hier genauer hinzuhören und zu lernen. Die heillose Glaubensspaltung, das Versagen in der Liebe, frommer Richtgeist und hochmütige Verachtung, vor allem aber die versagende Rücksicht der Starken den Schwachen gegenüber, was sich eine christliche Kirche zuletzt leisten darf - das sind die Füchse, die Gottes Weinberg im Innern zerstören und die das Zeugnis der Kirche nach aussen unglaubwürdig und kraftlos machen. Wer diese Not erkannt hat, aufhört, die Schuld den anderen zuzuschieben, und Heimweh nach der besseren Kirche verspürt, der wird jetzt über zweierlei froh sein: Einmal darüber, dass heute der

Abendmahlstisch gedeckt ist für alle, die Heimweh nach der Kirche des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung haben; und dann darüber, dass der Apostel seine Darlegungen über die Schwachen und die Starken schliesst mit einem Wort der Fürbitte. Das Heimweh nach der besseren Kirche treibt ins Gebet. Die apostolische Fürbitte lautet: «Der Gott aber der Hoffnung erfülle euch mit aller Freude und Frieden im Glauben, dass ihr völlige Hoffnung habet durch die Kraft des heiligen Geistes» (15,13).

Diener Christi unter den Heiden

¹⁴ *Ich weiss aber gar wohl von euch, liebe Brüder, dass ihr selber voll Gütigkeit seid, erfüllt mit aller Erkenntnis, dass ihr euch untereinander könnet ermahnen. ¹⁵ Ich habe es aber dennoch gewagt und euch etwas wollen schreiben, liebe Brüder, euch zu erinnern, um der Gnade willen, die mir von Gott gegeben ist, ¹⁶ dass ich soll sein ein Diener Christi unter den Heiden, priesterlich zu warten des Evangeliums Gottes, auf dass die Heiden ein Opfer werden, Gott angenehm, geheiligt durch den heiligen Geist. ¹⁷ Darum kann ich mich rühmen in Jesu Christo, dass ich Gott diene. ¹⁸ Denn ich wollte nicht wagen, etwas zu reden, wo dasselbe Christus nicht durch mich wirkte, die Heiden zum Gehorsam zu bringen durch Wort und Werk, ¹⁹ durch Kraft der Zeichen und Wunder und durch Kraft des Geistes Gottes, also dass ich von Jerusalem an und umher bis Illyrien alles mit dem Evangelium Christi erfüllt habe ²⁰ und mich sonderlich geflissen, das Evangelium zu predigen, wo Christi Namen nicht bekannt war, auf dass ich nicht auf einen fremden Grund baute, ²¹ sondern wie geschrieben steht: «Welchen nicht ist von ihm verkündigt, die sollen's sehen, und welche nicht gehört haben, sollen's verstehen.»*

²² *Das ist auch die Ursache, warum ich vielmal verhindert worden bin, zu euch zu kommen. ²³ Nun ich aber nicht mehr Raum habe in diesen Ländern, habe aber Verlangen, zu euch zu kommen, von vielen Jahren her, ²⁴ so will ich zu euch kommen, wenn ich reisen werde nach Spanien. Denn ich hoffe, dass ich da durchreisen und euch sehen werde und von euch dorthin geleitet werden möge, so doch, dass ich zuvor mich ein wenig an euch ergötze. ²⁵ Nun aber fahre ich hin gen Jerusalem den Heiligen zu Dienst. ²⁶ Denn die aus Mazedonien und Achaja haben willig eine gemeinsame Steuer zusammengelegt den armen Heiligen zu Jerusalem. ²⁷ Sie haben's willig getan, und sind auch*

ihre Schuldner. Denn so die Heiden sind ihrer geistlichen Güter teilhaftig geworden, ist's billig, dass sie ihnen auch in leiblichen Gütern Dienst beweisen. ²⁸ *Wenn ich nun solches ausgerichtet und ihnen diese Frucht versiegelt habe, will ich durch euch nach Spanien ziehen.* ²⁹ *Ich weiss aber, wenn ich zu euch komme, dass ich mit vollem Segen des Evangeliums Christi kommen werde.*

³⁰ *Ich ermahne euch aber, liebe Brüder, durch unsern Herrn Jesus Christus und durch die Liebe des Geistes, dass ihr mir helfet kämpfen mit Beten für mich zu Gott,* ³¹ *auf dass ich errettet werde von den Ungläubigen in Judäa, und dass mein Dienst, den ich für Jerusalem tue, angenehm werde den Heiligen,* ³² *auf dass ich mit Freuden zu euch komme durch den Willen Gottes und mich mit euch erquickte.* ³³ *Der Gott aber des Friedens sei mit euch allen! Amen. Römer 15,14-33*

Christus! Christus durch mich! «Denn ich wollte nicht wagen, etwas zu reden, wo dasselbe nicht Christus durch mich wirkte» (18). Das grosse Thema des Briefs an die Römer ist auch hier keinen Augenblick vergessen, das darin besteht, dass Gott uns durch Christus geliebt hat, als wir noch Heiden, als wir noch Ungerechte, als wir noch Feinde waren. Christus ist «der Heiden Heiland», ja, Gott ist in Christus der Heiden und der Juden Heiland, der Heiland der Welt. Wenn der Apostel nicht diese Botschaft zu verkündigen hätte, dann wüsste er nicht, was das Reden für ihn überhaupt für einen Sinn hätte, und er würde dann für seine Person das Schweigen vorziehen. «Denn ich wollte nicht wagen, etwas zu reden, wo dasselbe nicht Christus durch mich wirkte, die Heiden zum Gehorsam (das heisst zum Gehorsam des Glaubens an Christus) zu bringen durch Wort und Werk» (18). So wahr Christus der alleinige Retter der Heiden und der Juden ist, so wahr hat Paulus beides, Wort und Werk eines Apostels, aus Christi Hand empfangen. «Paulus, ein Knecht Jesu Christi, berufen zum Apostel, ausgesondert, zu predigen das

Evangelium Gottes» (Kap. 1), mit diesen Worten hat der Verfasser des Römerbriefes von allem Anfang an sich seinen Lesern vorgestellt.

Christus! Christus durch mich! Wer die Verse, die wir da eben miteinander gelesen haben, recht verstehen will, der tut gut, jetzt den Blick ganz auf Christus zu richten. Beim oberflächlichen Lesen könnte man nämlich hier zunächst den falschen Eindruck bekommen, Paulus rede von sich, von seiner Person und Leistung. Man hat diesen Abschnitt denn tatsächlich auch etwa überschrieben mit «Missionspläne des Paulus» und hat gemeint, hier Gelegenheit zu finden, die «wunderbar weitsichtige Missionsstrategie des Apostels» bewundern zu dürfen. Es wäre aber nichts fataler und verkehrter, als hier Paulus im Mittelpunkt zu sehen. Auch wenn seine Rede hier auffallend persönlich tönt, so dass es hier wieder deutlich wird, dass es sich bei den Ausführungen an die Römer um einen wirklichen Brief handelt, was man zeitweise beinahe vergessen hätte, so geht es doch auch hier nicht um Pauli, sondern um Christi Wort und Werk. Wer hier von Paulus aus, anstatt von Christus aus dächte, könnte geradezu am Charakter des Apostels irre werden und könnte sich des Eindrucks kaum erwehren, so dürfe ein Mensch nicht reden, er nehme den Mund auch gar zu voll, und Bescheidenheit sei wahrscheinlich nicht gerade seine starke Seite. Oder was soll man sich von einem solchen denken, der da rühmt, «dass ich, angefangen in Jerusalem, im Umkreis (sozusagen hoch im Bogen) bis Illyrien (an der dalmatinischen Adriaküste) alles mit dem Evangelium Christi erfüllt habe» (19)! Und was will das heissen, er, Paulus, predige das Evangelium nur und ausschliesslich dort, wo er den Anfang machen könne, wo noch kein anderer Bote vor ihm gewesen sei, wo er nicht «auf einen fremden Grund bauen» müsse, den ein anderer vor ihm gelegt hätte (20)? Und wie kann er nur feststellen, es sei jetzt kein Raum mehr für ihn zwischen Jerusalem und Rom? es sei jetzt östlich von Rom nichts

mehr für ihn zu tun, seine Arbeit in jenen Landstrichen sei jetzt sozusagen getan? Müssen die Christen in Rom nicht die Köpfe geschüttelt haben über die Voranzeige, Paulus gedenke nun bald zu ihnen zu kommen, aber nur auf einen Sprung, gleichsam im Vorübergehen, Spanien sei nämlich sein Ziel (24)! Ist doch Spanien damals das Ende der Oikumene, der bewohnten Welt, sozusagen der äusserste Rand der Erde, dort, wo die Landkarte aufhört! Und wenn er dann in diesem Zusammenhang beiläufig erwähnt, vorher aber wolle er von Korinth aus noch nach Jerusalem, um dort, wiederum im Vorübergehen, die zusammengelegte Spende abzuliefern, um dann erst über Rom nach Spanien zu ziehen, dann mag uns das im Zeitalter des Dieselmotors und des Verkehrsflugzeugs nicht besonders beeindrucken. Ein damaliger Leser aber konnte sich hier wohl nur mühsam der Zwischenbemerkung enthalten, es werde immer bunter, der Mann sei wohl nicht mehr recht bei Trost. Dann aber, wenn er endlich in Rom eintreffen werde, dann «werde ich mit vollem Segen des Evangeliums Christi kommen» (29). Diese Aussage könnte einen zunächst auf den Gedanken bringen, es rede hier einer jener Frommen, die es haben und vermögen, und die über den Heiligen Geist verfügen wie über ein Bankkonto.

Paulus selber aber weiss, dass er hier in mehr als einer Hinsicht gewagt redet, empfindet er es doch schon als Wagnis, überhaupt Leuten wie den Christen in Rom zu schreiben, ohne den Eindruck zu erwecken, sie schulmeistern zu wollen. Er weiss, dass er ihnen im Grunde nichts schreiben kann, was sie nicht schon wissen, und dass sie das Zeug hätten, sich selber gegenseitig zu ermahnen: «Ich weiss aber gar wohl von euch, liebe Brüder, dass ihr selber voll Gütigkeit seid, erfüllt mit aller Erkenntnis, dass ihr euch untereinander könnt ermahnen. Ich habe es aber dennoch gewagt und euch etwas wollen schreiben, liebe Brüder, euch zu erinnern, um der Gnade willen, die mir von Gott gegeben ist» (14.15).

Wohl rühmt er sich, aber man beachte doch, wie ausdrücklich er auch hier wie überall, wenn er zu rühmen anfängt, sich «in Christo Jesu» rühmt: «Darum kann ich mich rühmen in Christo Jesu, dass ich Gott diene» (17). Wohl ist seine Person an Christi Wort und Werk beteiligt; aber wer ist schon er dabei? Ein Diener, einer, den Gott nach der Begnadigung nicht entlassen, sondern in Dienst genommen hat. Ein Knechtlein ist er. Er vergleicht sich hier mit einem Leviten (Leiturgos), mit einem kleinen Tempeldiener, der dabei sein und assistieren darf, wenn das Opfer dargebracht wird. Die Opfer, die Paulus darbringen darf, sind die Heiden; aber nicht er, der Apostel, hat sie gerettet und zu heiligen, gottwohlgefälligen Opfern (Kap. 12,1) gemacht, sondern die Christusbotschaft, die eine Kraft Gottes ist, zu retten alle Glaubenden. Und das hat geschehen dürfen durch die Kraft des Heiligen Geistes. Um dieses Opfer darzubringen, dazu ist dem Apostel Gnade widerfahren und Auftrag geworden: «dass ich soll sein ein Diener Christi unter den Heiden, priesterlich zu warten des Evangeliums Gottes, auf dass die Heiden ein Opfer werden, Gott angenehm, geheiligt durch den heiligen Geist» (15.16).

Was aber Christus durch sein Knechtlein, durch seinen «Diener unter den Heiden» in jenen Jahren seit der Begegnung von Damaskus gewirkt hat, das übersteigt nun tatsächlich jedes Mass menschlicher Vorstellung und Erfahrbarkeit. Es kam damals etwas in Bewegung, das man mit der Gewalt eines Naturvorgangs vergleichen müsste. Als ich vor einigen Jahren zum ersten Mal am Strand des Meeres verweilte, da warnten uns unsere Gastgeber eindringlich vor dem Sog des Meeres, vor jener Strömung, die jeden, der in sie gerät, mit unwiderstehlicher Gewalt, als würde man von ihr angesaugt und verschlungen, meerwärts mitnimmt. Damals, als Paulus als begnadigter und beauftragter Diener Christi anfang, sich aufs Völkermeer hinaus zu begeben, da ist ihm etwas Ähnliches passiert. Er geriet damals in einen Sog. Aber es war

nicht ein Sog des Verderbens, sondern ein Sog des Heils. Es war nicht eine Strömung, die in den Untergang führte, sondern ein rettender Strom. So sah sich der Apostel, einmal auf dem Völkermeer, in ein heimliches Ziehen hinein genommen. Es ist Christus, der ihm voran zieht, der überall schon da ist, wenn sein Diener eintrifft, der am ersten Abend in Korinth seinem etwas müden und verzagten Knecht eröffnet: «Ich habe ein grosses Volk in dieser Stadt» (Apg. 18,10). Und der Herr eilt so rasch vor seinem Diener her, dass dieser tatsächlich überall nur den Grund legen, anpflanzen, nur einen Anfang machen kann, und auf diese Weise entsteht im Raum zwischen Jerusalem und Rom innerhalb zweier Jahrzehnte eine erstaunliche Anzahl von Christengemeinden; die Erwähnung von Illyrien lässt ahnen, dass die Zahl der Gemeindegründungen noch grösser ist, als wir es aus der Apostelgeschichte und aus den Briefen wissen. Wir aber begreifen jetzt, warum der Apostel nirgends länger als ein, zwei Jahre verweilt, oft sind es sogar nur Monate, Wochen oder gar nur Tage. Nicht, dass er die Kleinarbeit der Gemeindepflege verachtete oder nicht für notwendig erachtet hätte, nein, aber der Sog Christi zog ihn eben weiter, so dass der Diener darauf acht haben musste, wie er nicht dahinten blieb. Und nun zieht der Sog des Herrn den Diener seit Jahren schon nach Rom. Aber schon weiss Paulus, dass Rom nur ein kurzer Aufenthalt sein wird, der Herr wird dann schon weiter westlich ihm vorangegangen sein und ihn bereits in Spanien erwarten, am Ende der Welt: «Welchen nicht ist von ihm verkündigt, die sollen's sehen, und welche nicht gehört haben, sollen's verstehen» (21). Die Fernsten sollen erfahren, dass sie Gottes sind, denn Christus ist der Heiden und der Juden Heiland, der Heiland der Welt.

Ja, auch die Juden bleiben in Gottes Rettungswillen eingeschlossen. Schon im ersten Kapitel des Briefes an die Römer hörten wir von der Christusbotschaft, sie sei eine Gotteskraft, zu retten alle Glaubenden, «die Juden vornehmlich

und auch die Griechen» (Kap. 1,16). Darum kann es uns nicht überraschen, nun hier zu vernehmen, dass Paulus über seinem Eilmarsch durch die christuslosen Völkerräume keinen Tag Jerusalems vergessen hatte. Die Kollekte, die er als Dankesgabe für den empfangenen geistlichen Segen überall für die armen Heiligen in Jerusalem angeordnet hat, ist ja nur Anlass und Zeichen dafür, dass Christus der Herr nicht nur der Heiden, sondern auch der Juden ist. Jerusalems soll unter keinen Umständen vergessen werden, obschon sich Paulus klar bewusst ist, dass ihm dort von Seiten der fanatisierten Juden Todesgefahr wartet. Obwohl er Geld mitbringt, und zwar viel Geld, ist er nicht einmal sicher, ob er bei den dortigen judenchristlichen Brüdern willkommen sein wird. So wie er von den ihm in der Hauptsache noch unbekanntem Christen in Rom erwartet, dass sie ihn nach Spanien begleiten werden, dass die Gemeinde am Tiber gleichsam die Basis für seine Arbeit in Spanien abgeben soll, so erwartet er von den Römer Christen nun auch, dass sie auf seinem Gang nach Jerusalem fürbittend hinter ihm stehen: «Ich ermahne euch aber, liebe Brüder, durch unsern Herrn Jesus Christus und durch die Liebe des Geistes, dass ihr mir helfet kämpfen mit Beten für mich zu Gott, auf dass ich errettet werde von den Ungläubigen in Judäa und dass mein Dienst, den ich für Jerusalem tue, angenehm werde den Heiligen» (30.31). Wir wissen, dass Paulus dann in Jerusalem mit knapper Not der Ermordung entrinnt, mehr als zwei Jahre im Kerker liegt und schliesslich als Gefangener des Kaisers per Schiff nach Rom transportiert wird. Gottes Wege sind eigenartig. Nach Spanien wird Paulus selber wahrscheinlich nie gekommen sein. Aber was tut das schon! Derjenige, der Engel, Winde und Feuerflammen zu seinen Dienern hat, dessen Geist weht, wo er will, und du hörst sein Brausen wohl, aber du weisst nicht, von wannen er kommt und wohin er fährt, der hat die Botschaft des Römerbriefes über Rom hinaus westwärts

getragen, nach Spanien und weiter, noch viel weiter, als der Bote es zu seiner Zeit auch nur hätte ahnen können.

Seien wir uns bewusst, was da in diesen paar Versen beschrieben wird. Es geht hier um die reichsgottesgeschichtliche Tatsache, die gerade uns einigermaßen interessieren dürfte, dass der Sog Christi den Apostel westwärts zog, dass also die Christusbotschaft ihren Lauf vornehmlich in der Richtung auf die westlichen Völkerräume hin antrat. Das ist alles andere als selbstverständlich. Nicht nur die westlichen, alle Völker, alle Erdteile, alle Rassen, alles, was Menschenantlitz trägt, ist doch Gottes, und Christus will, dass «allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen». Warum ging der Sog Christi von Jerusalem aus nicht gleichmässig, sozusagen strahlenförmig wie ein Licht nach allen Himmelsgegenden? Paulus hätte ja in der Tat statt einen Brief an die Christen in Rom auch einen Brief an Christen in Benares oder einen Brief an Christen an der Wolga oder einen Brief an Christen in Peking schreiben können. Dass es ein Römerbrief wurde, wird uns ein Geheimnis bleiben bis zu jenem Tag, da dann unser Wissen und Weissagen nicht mehr Stückwerk sein wird.

Dass wir aber im Abendland so viele Jahrhunderte, fast anderthalb Jahrtausende, vor allen anderen Menschen von der Christusbotschaft erreicht wurden, dieser zeitliche Vorsprung wird uns kaum Anlass bieten zu einem, vielleicht gar rassistisch gefärbten, Erwählungshochmut. Vielmehr ist das für uns eine Aufforderung, die Güte und den Ernst Gottes anzuschauen und uns an den Missionsauftrag zu erinnern, der uns in besonders dringlicher Weise zu Schuldner derer macht, zu denen der Name Christi bis zum heutigen Tag noch nicht durchgedrungen ist. Zwar ist die Bibel, sei es ganz, sei es teilweise, heute in 1125 Menschensprachen und -dialekte übertragen, zur Zeit der Reformation waren es 14 Sprachen und vor 150 Jahren erst deren 78! Und doch darf und soll es uns beunruhigen und beschämen, dass von der

ganzen Menschheit heute erst rund 700 Millionen, also ein schwacher Drittel, getauft sind. Aber die Frage ist ja heute, nach den zwei Weltkriegen, nicht mehr nur, ob wir getaufte Christen des Abendlandes bereit sind, «Diener Christi unter den Heiden» zu sein. Ob Christus uns heute überhaupt noch brauchen wolle, das ist zur Frage geworden. Ob das Mass der Versündigung der vorwiegend getauften weissen Rasse an den überwiegend ungetauften Farbigen voll sei, so über-voll, dass zunächst und eine Zeitlang nur noch Gericht übers einst christlich gewesene Abendland in Aussicht stehe. Es sei in diesem Zusammenhang hier an das Gedicht jenes christlichen Negers erinnert: «Bruder, komm und lass uns vor unseren Gott treten. / Und wenn wir vor ihm stehen, werde ich sagen: / Herr, ich hasse nicht - ich werde gehasst. / Ich peitsche niemanden - ich werde gepeitscht. / Ich begehre niemandes Land - mein Land wird begehrt. / Ich verlache kein Volk - mein Volk wird verlacht. / Und, Bruder, was wirst du dann sagen?» Oder ich erinnere an den Aufschrei jener Negermutter: «Schmeiss die Kinder in den Fluss; es ist besser zu sterben, als aufzuwachsen und zu entdecken, dass man ein - Farbiger ist.» Wird Christus den Missionsdienst der Christen weisser Rasse noch brauchen, oder wird er ihn uns majestätisch entziehen? Wem das im «christlichen Abendland» keine Frage ist, der hat überhaupt noch nichts gemerkt.

Jedenfalls ist es Zeit, vom Sockel des weissen Mannes herabzusteigen. Die Tage jener reichlich gönnerhaften Einstellung den armen Heiden gegenüber sind vorüber. Wer es heute noch wagt, ein «Diener Christi unter den Heiden» zu sein, der wird es nicht anders können als Paulus, der erste Heidenmissionar. Es ist auffällig, dass Paulus, wo immer er auf seinen Auftrag unter den Heiden zu reden kommt, hinzufügt, dass es aus Gnaden geschehe, aus Gnaden allein. «Um der Gnade willen, die mir von Gott gegeben ist», darf der ehemalige Christenverfolger, an dessen Händen Blut

klebt, seinem Herrn dienen. So dürfen auch wir hoffen, dass die Sündenmenge des christlichen Abendlandes nicht größer ist als die Gnadenfülle des Gekreuzigten. Darum und darum allein hören wir nicht auf, zum Dienst Christi unter den Heiden berufen zu sein. Immerhin aber stellen wir mit Beschämung fest, dass es im Jahre 1928 im ganzen schätzungsweise 9 Millionen farbige Christen gab; zehn Jahre später, 1938, waren es 13 Millionen, und nach noch einmal zehn Jahren 28 Millionen, so dass sich die Zahl der farbigen Christen innerhalb 20 schrecklichen Kriegsjahren nicht nur verdoppelt, sondern verdreifacht hat. Christus ist offenbar gesonnen und entschlossen, sein Werk weiter zu treiben, auch wenn seine weisshäutigen Kinder durch nie gesehene Kriegsgreuel seinen Namen in aller Welt stinkend gemacht haben. Diese rapide Verdreifachung der farbigen Christenheit ist uns zeitlich bevorzugten Empfängern und Lesern des Römerbriefs ein aufgehobener Finger: Es könnte nämlich wieder einmal geschehen, und es wäre nicht das erste Mal, dass Erste Letzte werden und Letzte Erste.

Ökumenische Grüsse

¹ *Ich befehle euch aber unsere Schwester Phöbe, welche ist im Dienst der Gemeinde zu Kenchreä, ² dass ihr sie aufnehmet in dem Herrn, wie sich's ziemt den Heiligen, und tut ihr Beistand in allem Geschäfte, darin sie euer bedarf; denn sie hat auch vielen Beistand getan, auch mir selbst.*

³ *Grüsset die Priscilla und den Aquila, meine Gehilfen in Christo Jesu, ⁴ welche haben für mein Leben ihren Hals dargegeben, welchen nicht allein ich danke, sondern alle Gemeinden unter den Heiden. ⁵ Auch grüsset die Gemeinde in ihrem Hause. Grüsset Epänetus, meinen Lieben, welcher ist der Erstling unter denen aus Achaja in Christo.*

⁶ *Grüsset Maria, welche viel Mühe und Arbeit mit uns gehabt hat. ⁷ Grüsset den Andronikus und den Junias, meine Gefreundeten und meine Mitgefangenen, welche sind berühmte Apostel und vor mir gewesen in Christo. ⁸ Grüsset Amplias, meinen Lieben in dem Herrn. ⁹ Grüsset Urban, unsern Gehilfen in Christo, und Stachys, meinen Lieben.*

¹⁰ *Grüsset Apelles, den Bewährten in Christo. Grüsset, die da sind von des Aristobulus Gesinde. ¹¹ Grüsset Herodion, meinen Gefreundeten. Grüsset, die da sind von des Narzissus Gesinde in dem Herrn. ¹² Grüsset die Tryphäna und die Tryphosa, welche in dem Herrn gearbeitet haben. Grüsset die Persis, meine Liebe, welche in dem Herrn viel gearbeitet hat. ¹³ Grüsset Rufus, den Auserwählten in dem Herrn, und seine und meine Mutter. ¹⁴ Grüsset Asynkritus, Phlegon, Hermas, Patrobas, Hermes und die Brüder bei ihnen. ¹⁵ Grüsset Philologus und die Julia, Nereus und seine Schwester und Olympas und alle Heiligen bei ihnen. ¹⁶ Grüsset euch untereinander mit dem heiligen Kuss. Es grüssen euch die Gemeinden Christi.*

¹⁷ *Ich ermahne aber euch, liebe Brüder, dass ihr achtet auf die, die da Zertrennung und Ärgernis anrichten neben der Lehre, die ihr gelernt habt, und weicht von ihnen. ¹⁸ Denn*

solche dienen nicht dem Herrn Jesus Christus, sondern ihrem Bauche; und durch süsse Worte und prächtige Reden verführen sie die unschuldigen Herzen. ¹⁹ *Denn euer Gehorsam ist bei jedermann kund geworden. Derhalben freue ich mich über euch; ich will aber, dass ihr weise seid zum Guten, aber einfältig zum Bösen.* ²⁰ *Aber der Gott des Friedens zertrete den Satan unter eure Füsse in kurzem. Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch!*

²¹ *Es grüssen euch Timotheus, mein Gehilfe, und Luzius und Jason und Sosipater, meine Gefreundeten.* ²² *Ich, Tertius, grüsse euch, der ich diesen Brief geschrieben habe, in dem Herrn.* ²³ *Es grüsst euch Gajus, mein und der ganzen Gemeinde Wirt. Es grüsst euch Erastus, der Stadt Rentmeister, und Quartus, der Bruder.* ²⁴ *Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit euch allen! Amen.* ²⁵ *Dem aber, der euch stärken kann laut meines Evangeliums und der Predigt von Jesu Christo, durch welche das Geheimnis offenbart ist, das von der Welt her verschwiegen gewesen ist,* ²⁶ *nun aber offenbart, auch kundgemacht durch der Propheten Schriften nach Befehl des ewigen Gottes, den Gehorsam des Glaubens aufzurichten unter allen Heiden;* ²⁷ *demselben Gott, der allein weise ist, sei Ehre durch Jesum Christum in Ewigkeit! Amen.*

Römer 16

Eine Handvoll Namen mit beigefügten Grüßen. Das ist in diesem letzten Kapitel der erste Eindruck. Aber es geht doch offensichtlich hier um etwas anderes als um den guten alten Brauch eines nachbarlichen, freundschaftlichen und familiären Grusswechsels. Es handelt sich bestimmt auch nicht um jenes gegenseitige Zunicken und Verbeugen auf den Strassen und Märkten, wovon Christus einmal sagt, dass es die Pharisäer und Schriftgelehrten so gern haben. Was hier der Apostel tut, ist viel eher zu vergleichen mit jener bedeutenden Anweisung, die Christus seinen Jüngern dort, wo er sie aussendet, mit auf den Weg gibt: «Wo ihr aber in ein

Haus geht, so grüsst es; und so es das Haus wert ist, wird euer Friede auf sie kommen. Ist es aber nicht wert, so wird sich euer Friede wieder zu euch wenden» (Matt. 10). Ja diese apostolischen Grüsse erinnern uns geradezu an jenes geheimnisvolle und selige Grüssen und Gegrüsstwerden im Advent, an die Begegnung zwischen Maria und Elisabeth, als sich das Kind Johannes im Leibe seiner Mutter bewegte, oder an die Begegnung Marias mit dem Engel, als die künftige Mutter des Herrn sich zu der Frage gedrängt sah: «Welch ein Gruss ist das?» (Luk. 1). Was sich hier zwischen dem «berufenen und ausgesonderten» Apostel Christi und zwischen den «geliebten», «auserwählten» und «heiligen» Gliedern der Gemeinde Christi in Rom ereignet, mag auch uns die erwartungsvolle Frage entlocken: «Welch ein Grüssen ist das?» Jedenfalls schön, ausgesprochen schön und lieblich ist dieses Grüssen, in das nun Paulus seinen Brief an die Römer ausklingen lässt. Abschliessend lässt er uns nun einen gar seltenen und überaus köstlichen Einblick tun: Wir dürfen da Kirche schauen, Kirche Christi. Was wir sonst nur glauben können, die «eine, heilige, allgemeine christliche Kirche, die da ist eine Gemeinschaft der Heiligen», dies Wunder wird hier für einen Augenblick sichtbar. Zwar gibt es in Rom nachgewiesenermassen vor dem dritten christlichen Jahrhundert keine eigentlichen Kirchengebäude; aber Kirche Christi ist schön auch ohne menschliche Dekoration. Längst vor aller kirchenbaulichen Prachtentfaltung lebt in der Siebenhügelstadt am Tiber der Leib Christi. Etwas von diesem herrlichen Leib des Auferstandenen, der sein Haupt im Himmel und seine Glieder auf der Erde hat, dürfen wir hier nun kennen lernen. Dabei sind uns Augen des Glaubens zu wünschen, die durch den Heiligen Geist sehend geworden sind.

Und nun fällt uns hier, wie nirgends in den apostolischen Briefen, die sehr ausgiebige Nennung von Einzelnamen auf. Von einigen der hier Aufgezählten ist uns ausser ihren

Namen nichts bekannt. Man kann sich darum füglich fragen, was ihre Erwähnung überhaupt für einen Sinn habe. Aber in der Bibel haben Namennennungen immer Sinn. Die Menschen, die hier namentlich aufgeführt werden, sind solche, an denen das alte Prophetenwort in Erfüllung gegangen ist: «Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein» (Jes. 43). Das ist der erste Sinn dieser Namenliste: Der Apostel ruft hier Erlöste, Gerettete auf. So wie der Kapitän nach dem überstandenen Schiffbruch die Geretteten aufruft, ob alle da seien, so werden hier Gerettete aufgerufen. Letzthin sah ich auf dem Familienspaziergang einen roten Rappen im Strassenstaub liegen und forderte eines der Kinder auf, ihn aufzuheben. Dieses zögerte einen Augenblick, ob es der Mühe wert sei, sich zu bücken. So wie diese Münze im Staub, so waren alle diese Menschen verloren. Es werden hier orientalische und abendländische Namen erwähnt, solche, die jüdisch, lateinisch oder griechisch klingen. Irgendwo in den verzweigtesten und abgelegensten Ländern und Stadtquartieren hat Christus sie erreicht, am Jordan, am Nil, am Tiber, auf dem Balkan oder in Kleinasien, da haben sie im Erdenstaub gelegen, und Christus ist vorbeigekommen und hat nicht gefragt: «Ist es der Mühe wert, sich zu bücken»?; sondern er hat sie aufgehoben, gereinigt und gesagt: «Du bist mein.» Bei der Heilsarmee ist es etwa Brauch, dass nach der Wortverkündigung einer oder mehrere Gerettete aufstehen und bezeugen, dass das eben verkündete Wort sich an ihnen bewahrheitet hat. Der Brief an die Römer verkündet mit grosser Eindringlichkeit, dass «die Christusbotschaft eine Gotteskraft ist, zu retten alle Glaubenden, die Juden vorab und auch die Heiden». Hinter jedem, nicht von ungefähr am Schluss gerade dieses Briefes so zahlreich angeführten Namen steht ein be-r-edter Zeuge davon, dass die Christenbotschaft wahr ist. Christus hat sie gerettet, als sie noch Ungerechte, als sie noch Gottlose, als sie noch Feinde waren. Jeder einzelne

dieser Namen ist ein Jubelruf, und nicht nur der Jubelruf eines geretteten Menschen, sondern ein Jubelausbruch der Engel im Himmel, bei denen bekanntlich Freude ist über jeden Sünder, der Busse tut. Und zu diesen hier angeführten Namen sind dann und seither weitere gekommen, die es erfahren haben, dass die Christusbotschaft wahrhaftig eine Kraft ist, die retten kann, ich erinnere an jene «Schar, die niemand zählen kann, aus allen Heiden, Völkern und Sprachen» (Off. 7). Und auf dieser Namenliste darf einst, will's Gott, auch dein und mein Name stehen, denn wenn uns der Brief an die Römer eines gesagt hat, so doch das: «Gott will, dass allen Menschen geholfen werde und sie zur Erkenntnis der Wahrheit kommen», seien sie nun Juden, Mohammedaner, alte oder neue Heiden, proletarische oder bürgerliche Freidenker, Kapitalisten oder Kommunisten. Es gibt schlechterdings keinen Namen eines Menschen auf der weiten Welt, der nicht eines Tages im Buch des Lebens könnte geschrieben sein.

In zweiter Linie ist hier bedeutsam und zu beachten: Diese Geretteten sind Schaffende. Ihr Rettungsjubel nimmt greifbare Formen an, ihr Dank erschöpft sich nicht in Gefühlen und Worten, sondern ist zur Tat geworden. Hinter jedem dieser Grüssenden und Gegrüssten, hinter jedem Namen steht hier ein Arbeiter und Soldat Christi. Es wird hier angetreten zum Appell, wie wenn die Belegschaft von der Arbeit kommt oder ans Tagewerk geht. Das ist wiederum bezeichnend, gerade für den Schluss dieses Briefes, wird doch in keiner Schrift wie gerade in dieser mit solcher Eindeutigkeit, ja Eintönigkeit gelehrt, dass wir selig werden ohne des Gesetzes Werke, allein aus Glauben. Aber nicht weniger eindeutig wird gerade in diesem Brief nun der «Gehorsam des Glaubens» gelehrt. So selbstverständlich es hier ist, dass keiner durch Arbeit und Verdienst selig werden kann, so selbstverständlich ist es nun auch, dass jeder selig Gewordene ein Arbeiter und Soldat Christi wird, der sich ausgibt, der sich

aufopfert in Werken der Dankbarkeit für das erhaltene Gnadengeschenk. Und auch dieser Appell zur Arbeit gilt dir und mir.

Unter den aufgeführten Namen derer, die da aus Korinth mitgrüssen oder in Rom gegrüsst werden, fällt verschiedenes auf. Es hat unter ihnen einige ehemalige Juden, Landsleute des Apostels, die Namen der grossen Mehrzahl aber haben heidnischen Klang. Es handelt sich also in der Hauptsache um Heidenchristen. Ferner weiss man durch Inschriften aus der damaligen Zeit, dass auffällig viele dieser Namen damals von Freigelassenen und Sklaven getragen wurden - Asynkritis, Patrobas, Hermes, Nereus, Olympas; Sklaven sind offensichtlich auch, «die da sind von des Aristobulus Gesinde» und «die da sind von des Narzissus Gesinde in dem Herrn» (10 und 11). Einer, Phlegon, so hat man herausgefunden, war damals sogar ein beliebter Hundename. Es handelt sich also, genau wie bei den Mitgrüssenden aus Korinth, so auch bei den Gegrüsssten in Rom, nicht um «namhafte Leute», nicht um solche, die «Rang und Namen haben» vor der Welt, man ist eher geneigt und berechtigt, hier von dem zu reden, was man «Leute» nennt, oder vielleicht noch zutreffender müssen wir sie uns als «Leutlein» vorstellen. Der Römerbrief ist nicht an Gelehrte und Akademiker, sondern an «Leutlein» geschrieben, und weil es gerettete Leutlein sind, darum verstehen sie ihn. Nicht etwa, dass die Begüterten ganz gefehlt hätten. Unter den Mitgrüssenden ist einer, Erastus, der Verwalter der Stadtfinanzen von Korinth. Aber aufs Ganze gesehen, besteht die Kirche Christi aus Leuten und Leutlein. Auch die hier verhältnismässig zahlreich aufgeführten Frauen gehören ja zu den damals wenn nicht gerade Verachteten und Niedrigen, so doch zu denen, die aus der aktiven Teilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossen sind.

Und eben diese Frauen, Freigelassenen und Sklaven, diese Leutlein dürfen nun arbeiten, dürfen für Christus etwas tun, stehen im Arbeitseinsatz Gottes. Einer von den aus Korinth

Mitgrüssenden, er heisst Tertius, darf seinen Namen eigenhändig hinsetzen (22). Tertius ist offenbar ein Schreibsklave, wir würden heute sagen, ein Stenotypist. Er hat Gott seine Hand, seinen Federkiel und seine Zeit geschenkt, denn er ist es, der den Römerbrief nach dem Diktat des Apostels hat schreiben dürfen. Es wird sich dabei für ihn vor allem um Nacharbeit gehandelt haben. Ein anderer, Urbanus, wird «unser Gehilfe in Christo» genannt (8). Rufus ist ein «Auserwählter in dem Herrn», von dessen Mutter sagt Paulus, sie sei auch ihm eine Mutter (13). Persis, eine Frau, «hat in dem Herrn viel gearbeitet»; von zwei Schwestern, namens Tryphäna und Tryphosa, heisst es ebenfalls, «sie haben in dem Herrn gearbeitet» (12). Eine Maria «hat mit uns viel Mühe und Arbeit gehabt» (6). Diese Mühe und Arbeit hat hauptsächlich in einer freiwilligen Gastfreundschaft bestanden, von deren Ausmass und Grosszügigkeit wir uns heute kaum einen Begriff machen können. Von Gajus, einem der Mitgrüssenden aus Korinth, heisst es, «er ist mein und der ganzen Gemeinde Hauswirt», somit geht die ganze Gemeinde in seinem Hause ein und aus (23). Ich habe dieser Tage auf Umwegen von einer nicht besonders begüterten Frau erfahren, die nach dem Weltkrieg in einem Jahr durch ihrer Hände Arbeit neun Kriegskinder vom Kopf bis zu den Füessen neu eingekleidet hat. Und von einem schlichten Gärtners Ehepaar, Methodisten aus dem Zürichbiet, vernahm ich letzthin, sie hätten im vergangenen Jahr 163 Logiernächte gehabt, Prediger, Referenten, durchreisende Glaubensbrüder aus aller Welt. Etwas von diesem Geist des offenen Hauses weht durch die Namenliste am Schluss des Römerbriefes. In dem schon einmal erwähnten Buch von Jungk, das den Titel trägt: «Die Zukunft hat schon begonnen», steht ein Kapitel, das unheimlichste von allen, das lautet: «Welt ohne Wände». Es zeigt, wie heutzutage der Geist der Menschengrauberei den Leuten alle Schutzwände wegnimmt, sogar bis in die verborgenen Gedanken des Herzens hinein können nach

modernen Methoden die Menschen «ausgenommen» und im Arbeitsprozess eines Betriebes «verwertet» werden. Die Christenleutlein in Rom kannten auch eine «Welt ohne Wände», aber dort ist nicht die Habsucht und Gewinn gier am Werk, sondern die Christusliebe, und diese beraubt die Menschen nicht ihrer Schutzwände, sondern legt die Scheidewände nieder. Ein äusserstes Zeichen dieser Welt ohne Scheidewände ist der heilige Kuss, womit sich die Christen in Rom grüssen sollen (16). Es handelt sich da um eine gottesdienstliche Handlung von heiliger Zucht und heiliger Einfachheit, um einen kultischen Ausdruck der Gemeinschaft in Christus.

Diese Arbeiter sind aber auch Soldaten Christi. Dabei ist ihr einziger Schutz und Schild der Herr. Wenn hier die Redewendung «in dem Herrn» und «in Christo» so häufig wiederkehrt, dann ist auch das sehr real zu verstehen. Sie wissen sich buchstäblich in der Hand des guten Hirten, und das haben sie nötig, denn sie leben zwar nicht das «vivere periculosamente» von Abenteurern, wohl aber ein sehr gefährdetes Dasein. Sicherungen ausser Christus kennen sie kaum. Ein Leben der Gefahr ist die Luft, die sie täglich atmen. Von zwei Landsleuten des Apostels, Andronikus und Junias, zwei alten Kämpen, gehörten sie doch Christus an vor Paulus, heisst es, sie seien in einer der zahlreichen Gefangenschaften des Apostels seine Zellenkameraden gewesen (7). In die gleiche Linie wird jener Apelles gehören, den Paulus «den Bewährten in Christo» nennt. Wer stimmt nicht ein in den Stossseufzer des alten frommen Auslegers, der sich hier die Randbemerkung erlaubt: «Herr Christus, lass auch mich in Dir bewährt erfunden werden!» (Bengel).

Und dann ist da schliesslich jenes judenchristliche Ehepaar, Aquila heisst er, sie trägt den Namen Prisca oder Priscilla, Handwerkersleute, Zelttuchmacher von Beruf wie Paulus. Ihr Lebenslauf ist für damalige Christen typisch. Anlässlich einer Judenvertreibung hatten sie im Jahre 49/50 aus Rom

fliehen müssen und hatten sich in Korinth niedergelassen. Paulus hat dort in ihrer Werkstatt gearbeitet, sie waren wohl seine Arbeitgeber, ob sie schon vorher Christen waren oder es erst durch den Apostel wurden, ist nicht ersichtlich. Von Korinth waren sie nach Ephesus weitergewandert, haben dort eine Werkstatt eröffnet und dem Apostel kräftig den Boden bereitet; von dort sind sie nun offenbar nach Rom zurückgewandert, wiederum vor dem Apostel her, und figurieren nun unter den Gegrüßten. Dem Gruss an dieses befreundete Handwerkerhepaar fügt Paulus die Notiz bei: «Sie sind meine Gehilfen in Christo Jesu und haben für mein Leben ihren Hals hergehalten», haben ihm also in einer der zahlreichen lebensgefährlichen Situationen das Leben gerettet. Ohne sie wäre Paulus längst nicht mehr unter den Lebenden. Darum dankt nicht nur er ihnen, sondern mit ihm «alle Gemeinden unter den Heiden». «Auch grüßet die Gemeinde in ihrem Haus», ihre Haustür steht also auch in Rom bereits wieder den Glaubensbrüdern offen (3-5).

Allen voran aber empfiehlt der Apostel den Christen in Rom aufs herzlichste eine allein stehende Frau namens Phöbe, eine Diakonisse, die in der ohnehin sprichwörtlich verrufenen Stadt Korinth am verrufensten und gefährlichsten Ort gearbeitet hat, draussen im Hafenviertel Kenchreä. Nun steht sie unmittelbar vor ihrer Abreise nach Rom. Sie ist es, die der Apostel hier in einem besonderen Empfehlungsschreiben den Glaubensgeschwistern in Rom ans Herz legt. So wie Phöbe den Christen in Korinth Beistand geleistet hat, so soll ihr von den Christen in Rom auch Beistand widerfahren. Das nennt man reale Ökumene. Offenbar ist sie nun dazu ausersehen, den Brief von Korinth nach Rom mitzunehmen. Ein anderer hätte diesen hochverantwortlichen Botsendienst eher drei handfesten Männern übertragen. Man bedenke, was das bedeutet hätte, wenn das Manuskript verloren gegangen oder gestohlen worden wäre! Paulus überträgt

Am Schluss konzentriert sich der Blick und Gedankengang des Apostels zusehends noch einmal auf das Eine, worauf es ihm im ganzen Brief an die Römer angekommen ist, auf die Christusgnade. In einem zweimaligen Ansatz ruft er diese Gnade an: «Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch» (20). Und kurz darauf nochmals: «Die Gnade unseres Herrn Jesu Christi sei mit euch allen. Amen» (24). Das letzte Wort, das dasteht, ist ein Ausruf des Staunens und der Anbetung vor dem unergründlichen Geheimnis, das sich wie ein roter Faden durch den ganzen Brief hindurch zieht, dass «Gott den Gehorsam des Glaubens unter den Heiden aufgerichtet hat» (1,5; 15,18; 16,26). Dies selige Geheimnis, dass unter den Heiden der Gehorsam des Glaubens soll aufgerichtet werden, war von der Grundlegung der Welt her bei Gott, aber es war lange Zeit hindurch verschwiegen, dann durch die Propheten angekündigt - «nun aber ist es offenbart». Wir stehen hier noch einmal am Abgrund der Barmherzigkeit! Und da ist gut stehen. «Dem Gott, der allein weise ist, sei Ehre durch Jesum Christum in Ewigkeit. Amen.»

Erläuterungen (digitale Ausgabe):

- 1) In Wirklichkeit wurde nicht festgestellt, dass sich das Urmeter verändert hat, sondern dass es nicht genau einem 10'000stel von $\frac{1}{4}$ Erdumfang entspricht, wovon man ursprünglich ausging. Dazu ist es eben seit seiner Erstellung ca. 0,2mm zu kurz geraten. Oder anders gesagt: Der Erdumfang misst nun nicht wie ursprünglich angenommen 4 mal 10'000km sondern ca. 40'009km.

Benutzte Literatur:

- Martin Luther: Vorlesung über den Römerbrief.
- Johannes Calvin: Der Brief an die Römer.
- Johann Albrecht Bengel: Brief Pauli an die Römer.
- Johann Tobias Beck:
Erklärung des Briefes Pauli an die Römer.
- Frederic Godet: Brief an die Römer.
- Adolf Schlauer: Brief an die Römer.
- Karl Barth: Der Römerbrief (1923).
- Der Römerbrief
(Volkshochschulkurs, Basel 1940/41).
- Ernst Gaugier: Der Brief an die Römer
(in der Reihe «Prophezei»).
- Anders Nygren: Der Römerbrief.
- Emil Brunner: Der Römerbrief.

Andere Hilfsmittel:

- Gerhard Kittel:
Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament.
- Karl Barth: Kirchliche Dogmatik.
- Karl Ludwig Schmidt: Die Judenfrage im Lichte
der Kapitel 9-11 des Römerbriefes.
- Gottlob Schrenk: Studien zu Paulus.
- Wilhelm Vischer: Die Hoffnung der Kirche
und die Juden
(Verhandlungen des Schweiz. Ref. Pfarrvereins).
- Das Geheimnis Israels (Judaica, 6. Jahrg., Heft 1).
- Giovanni Rostagno: In Rom mit dem Apostel Paulus
(Übers. R. Kessler).